H. Heine's
sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Zweiter Band.

Reisebilder. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1873.

Reisebilder

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1873.

Inhalt.

Italien.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Zweiter Band.

Reisebilder. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1873.

Reisebilder

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1873.

Inhalt.

Italien.

Italien.

(1828—1829.)

Hafis auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz bestimmt sich rüsten
Wider braun' und blaue Kutten,
Meine gehn wie andre Christen.

Goethe.

I.

Reise von München nach Genua.

Ein edles Gemüth kommt nie in eure Rechnung; und daran scheitert heute eure Weisheit. (Er öffnet seinen Schreibtisch, nimmt zwei Pistolen heraus, wovon er das eine auf den Tisch legt und das andre ladet.

Robert's „Macht der Verhältnisse."

Kapitel I.

Ich bin der höflichste Mensch von der Welt. Ich thue mir was darauf zu Gute, niemals grob gewesen zu sein auf dieser Erde, wo es so viele unerträgliche Schlingel giebt, die sich zu Einem hinsetzen und ihre Leiden erzählen oder gar ihre Verse deklamieren; mit wahrhaft christlicher Geduld habe ich immer solche Misère ruhig angehört, ohne nur durch eine Miene zu verrathen, wie sehr sich meine Seele ennuyierte. Gleich einem büßenden Brahminen, der seinen Leib dem Ungeziefer preisgiebt, damit auch diese Gottesgeschöpfe sich sättigen, habe ich dem fatalsten Menschengeschmeiß oft tagelang Stand gehalten und ruhig zugehört, und meine inneren Seufzer vernahm nur Er, der die Tugend belohnt.

Aber auch die Lebensweisheit gebietet uns, höflich zu sein, und nicht verdrießlich zu schweigen, oder gar Verdrießliches zu erwiedern, wenn irgend ein schwammiger Kommerzienrath oder dürrer Käsekrämer sich zu uns setzt, und ein allgemein europäisches Gespräch anfängt mit den Worten: „Es ist heute eine schöne Witterung.“ Man kann nicht wissen, wie man mit einem solchen Philister wieder zusammentrifft, und er kann es uns dann bitter eintränken, daſs wir nicht höflich geantwortet: „Die Witterung ist sehr schön.“ Es kann sich sogar fügen, lieber Leser, daſs du zu Kassel an der Table d'Hôte neben besagtem Philister zu sitzen kömmst, und zwar an seine linke Seite, und er ist just der Mann, der die Schüssel mit braunen Karpfen vor sich stehen hat und lustig austheilt; — hat er nun eine alte Pike auf dich, dann reicht er die Teller immer rechts herum, so daſs auch nicht das kleinste Schwanzstückchen für dich übrig bleibt. Denn ach! du bist just der Dreizehnte bei Tisch, welches immer bedenklich ist, wenn man links neben dem Trancheur sitzt, und die Teller rechts herumgereicht werden. Und keine Karpfen bekommen ist ein großes Übel; nächst dem Verlust der Nationalkokarde vielleicht das größte. Der Philister, der dir dieses Übel bereitet, verhöhnt

dich noch obendrein, und offeriert dir die Lorberen, die in der braunen Sauce liegen geblieben; — ach. was helfen Einem alle Lorberen, wenn keine Karpfen dabei sind! — und der Philister blinzelt dann mit den Äuglein, und kichert und lispelt: Es ist heute eine schöne Witterung.

Ach, liebe Seele, es kann sich sogar fügen, dass du auf irgend einem Kirchhofe neben diesem selben Philister zu liegen kömmst, und hörst du dann am jüngsten Tage die Posaune erschallen und sagst zu deinem Nachbar: „Guter Freund, reichen Sie mir gefälligst die Hand, damit ich aufstehen kann, das linke Bein ist mir eingeschlafen von dem verdammt langen Liegen!" dann bemerkst du plötzlich das wohlbekannte Philisterlächeln, und hörst die höhnische Stimme: Es ist heute eine schöne Witterung.

Kapitel II.

„Es ist heute eine scheene Witterung —“

Hättest du, lieber Leser, den Ton gehört, den unübertrefflichen Fistelbaß, womit diese Worte gesprochen wurden, und sahest du gar den Sprecher selbst, das erzprosaische Wittwenkassengesicht, die stockgescheiten Äuglein, die aufgestülpt pfiffige Forschungsnase: so erkanntest du gleich, diese Blume ist keinem gewöhnlichen Sande entsprossen, und diese Töne sind die Sprache Charlottenburg's, wo man das Berlinische noch besser spricht als in Berlin selbst.

Ich bin der höflichste Mensch von der Welt, und esse gern braune Karpfen, und glaube zuweilen an Auferstehung, und ich antwortete: In der That, die Witterung ist sehr scheene.

Als der Sohn der Spree dermaßen geentert, ging er erst recht derb auf mich ein, und ich

konnte mich nimmermehr losreißen von seinen Fragen und Selbstbeantwortungen, und absonderlich von seinen Parallelen zwischen Berlin und München, dem neuen Athen, dem er kein gutes Haar ließ.

Ich aber nahm das neue Athen sehr in Schutz, wie ich denn immer den Ort zu loben pflege, wo ich mich eben befinde. Daſs Solches diesmal auf Kosten Berlin's geschah, Das wirst du mir gern verzeihen, lieber Leser, wenn ich dir unter der Hand gestehe, Dergleichen geschieht zumeist aus purer Politik; denn ich weiß, sobald ich anfange, meine guten Berliner zu loben, so hat mein Ruhm bei ihnen ein Ende, und sie zucken die Achsel und flüstern einander zu: Der Mensch wird sehr seicht, uns sogar lobt er. Keine Stadt hat nämlich weniger Lokalpatriotismus als Berlin. Tausend miserable Schriftsteller haben Berlin schon in Prosa und Versen gefeiert, und es hat in Berlin kein Hahn danach gekräht, und kein Huhn ist ihnen dafür gekocht worden, und man hat sie unter den Linden immer noch für miserable Poeten gehalten, nach wie vor. Dagegen hat man eben so wenig Notiz davon genommen, wenn irgend ein After-Poet etwa in Parabasen auf Berlin losschalt. Wage es aber mal Jemand gegen Polkwitz, Insbruck,

Schilda, Posen, Krähwinkel und andere Hauptstädte etwas Anzügliches zu schreiben! Wie würde sich der respektive Patriotismus dort regen! Der Grund davon ist: Berlin ist gar keine Stadt, sondern Berlin giebt bloß den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen, und zwar darunter viele Menschen von Geist, versammeln, denen der Ort ganz gleichgültig ist; diese bilden das geistige Berlin. Der durchreisende Fremde sieht nur die langgestreckten, uniformen Häuser, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut sind, und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge. Nur Sonntagskinder vermögen Etwas von der Privatgesinnung der Einwohner zu errathen, wenn sie die langen Häuserreihen betrachten, die sich, wie die Menschen selbst, von einander fern zu halten streben, erstarrend im gegenseitigen Groll. Nur einmal in einer Mondnacht, als ich etwas spät von Lutter und Wegener heimkehrte, sah ich, wie jene harte Stimmung sich in milde Wehmuth aufgelöst hatte, wie die Häuser, die einander so feindlich gegenüber gestanden, sich gerührt baufällig christlich anblickten, und sich versöhnt in die Arme stürzen wollten; so daß ich armer Mensch, der in der Mitte der Straße ging, zerquetscht zu werden

fürchtete. Manche werden diese Furcht lächerlich finden, und auch ich lächelte darüber, als ich nüchternen Blicks den andern Morgen durch eben jene Straße wanderte, und sich die Häuser wieder so prosaisch entgegen gähnten. Es sind wahrlich mehrere Flaschen Poesie dazu nöthig, wenn man in Berlin etwas Anderes sehen will als todte Häuser und Berliner. Hier ist es schwer, Geister zu sehen. Die Stadt enthält so wenig Alterthümlichkeit, und ist so neu; und doch ist dieses Neue schon so alt, so welk und abgestorben. Denn sie ist größtentheils, wie gesagt, nicht aus der Gesinnung der Masse, sondern Einzelner entstanden. Der große Fritz ist wohl unter diesen Wenigen der Vorzüglichste; was er vorfand, war nur feste Unterlage, erst von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre seit seinem Tode Nichts mehr daran gebaut worden, so bliebe sie ein historisches Denkmal von dem Geiste jenes prosaisch wundersamen Helden, der die raffinierte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreiheit, das Seichte und das Tüchtige seiner Zeit, recht deutsch-tapfer in sich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erscheint uns als ein solches Denkmal, durch seine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlassenen Schriftwerke des Philosophen von Sanssouci, es gehört

zu dessen oeuvres posthumes, und obgleich es jetzt nur steinerne Makulatur ist und des Lächerlichen genug enthält, so betrachten wir es doch mit ernstem Interesse, und unterdrücken hie und da eine aufsteigende Lachlust, als fürchteten wir, plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem spanischen Röhrchen des alten Fritz. Solche Furcht aber befällt uns nimmermehr in Berlin, da fühlen wir, dass der alte Fritz und sein spanisches Röhrchen keine Macht mehr üben; denn sonst würde aus den alten, aufgeklärten Fenstern der gesunden Vernunftstadt nicht so manch krankes Obskurantengesicht herausglotzen, und so manch dummes, abergläubisches Gebäude würde sich nicht unter die alten skeptisch philosophischen Häuser eingesiedelt haben. Ich will nicht missverstanden sein, und bemerke ausdrücklich, ich stichele hier keineswegs auf die neue Werdersche Kirche, jenen gothischen Dom in verjüngtem Maßstabe, der uns aus Ironie zwischen die modernen Gebäude hingestellt ist, um allegorisch zu zeigen, wie läppisch und albern es erscheinen würde, wenn man alte, längst untergegangene Institutionen des Mittelalters wieder neu aufrichten wollte unter den neuen Bildungen einer neuen Zeit.

Das oben Angedeutete gilt bloß von Berlin's äußerlicher Erscheinung, und wollte man in dieser Beziehung München damit vergleichen, so könnte man mit Recht behaupten, Letzteres bilde ganz den Gegensatz von Berlin. München nämlich ist eine Stadt, gebaut von dem Volke selbst, und zwar von auf einander folgenden Generationen, deren Geist noch immer in ihren Bauwerken sichtbar, so daß man dort, wie in der Hexenscene des Macbeth, eine chronologische Geisterreihe erblickt, von dem dunkelrothen Geiste des Mittelalters, der geharnischt aus gothischen Kirchenpforten hervortritt, bis auf den gebildet lichten Geist unserer eigenen Zeit, der uns einen Spiegel entgegenhält, worin Jeder sich selbst mit Vergnügen anschaut. In dieser Reihenfolge liegt eben das Versöhnende; das Barbarische empört uns nicht mehr, und das Abgeschmackte verletzt uns nicht mehr, wenn wir es als Anfänge und nothwendige Übergänge betrachten. Wir sind ernst, aber nicht unmuthig bei dem Anblick jenes barbarischen Doms, der sich noch immer in stiefelknechtlicher Gestalt über die ganze Stadt erhebt nnd die Schatten und Gespenster des Mittelalters in seinem Schoße verbirgt. Mit eben so wenig Unmuth, ja sogar mit spaßhafter Rührung, betrachten wir die haarbeuteligen Schlösser der

spätern Periode, die plump deutschen Nachäffungen der glatt französischen Unnatur, die Prachtgebäude der Abgeschmacktheit, toll schnörkelhaft von außen, von innen noch putziger dekoriert mit schreiend bunten Allegorien, vergoldeten Arabesken, Stukkaturen, und jenen Schildereien, worauf die seligen hohen Herrschaften abkonterfeit sind: die Kavaliere mit rothen, betrunken nüchternen Gesichtern, worüber die Allongeperücken wie gepuderte Löwenmähnen herabhängen, die Damen mit steifem Toupet, stählernem Korsett, das ihr Herz zusammenschnürte, und ungeheurem Reifrock, der ihnen desto mehr prosaische Ausdehnung gewährte. Wie gesagt, dieser Anblick verstimmt uns nicht, er trägt vielmehr dazu bei, uns die Gegenwart und ihren lichten Werth recht lebhaft fühlen zu lassen, und wenn wir die neuen Werke betrachten, die sich neben den alten erheben, so ist's, als würde uns eine schwere Perücke vom Haupte genommen und das Herz befreit von stählerner Fessel. Ich spreche hier von den heiteren Kunsttempeln und edlen Pallästen, die in kühner Fülle hervorblühen aus dem Geiste Klenze's, des großen Meisters.

Kapitel III.

Daſs man aber die ganze Stadt ein neues Athen nennt, iſt, unter uns geſagt, etwas ridikül, und es koſtet mich viele Mühe, wenn ich ſie in ſolcher Qualität vertreten ſoll. Dieſes empfand ich aufs tiefſte in dem Zweigeſpräch mit dem Berliner Philiſter, der, obgleich er ſchon eine Weile mit mir geſprochen hatte, unhöflich genug war, alles attiſche Salz im neuen Athen zu vermiſſen.

Des, rief er ziemlich laut, giebt es nur in Berlin. Da nur iſt Witz und Ironie. Hier giebt es gutes Weißbier, aber wahrhaftig keine Ironie.

Ironie haben wir nicht — rief Nannerl, die ſchlanke Kellnerin, die in dieſem Augenblick vorbeiſprang — aber jedes andre Bier können Sie doch haben.

Dass Nannerl die Ironie für eine Sorte Bier gehalten, vielleicht für das beste Stettiner, war mir sehr leid, und damit sie sich in der Folge wenigstens keine solche Blöße mehr gebe, begann ich folgendermaßen zu docieren: Schönes Nannerl, die Ironie is ka Bier, sondern eine Erfindung der Berliner, der klügsten Leute von der Welt, die sich sehr ärgerten, dass sie zu spät auf die Welt gekommen sind, um das Pulver erfinden zu können, und die desshalb eine Erfindung zu machen suchten, die eben so wichtig und eben Denjenigen, die das Pulver nicht erfunden haben, sehr nützlich ist. Ehemals, liebes Kind, wenn Jemand eine Dummheit beging, was war da zu thun? Das Geschehene konnte nicht ungeschehen gemacht werden, und die Leute sagten: Der Kerl war ein Rindvieh. Das war unangenehm. In Berlin, wo man am klügsten ist und die meisten Dummheiten begeht, fühlte man am tiefsten diese Unannehmlichkeit. Das Ministerium suchte dagegen ernsthafte Maßregeln zu ergreifen; bloß die größeren Dummheiten durften noch gedruckt werden, die kleineren erlaubte man nur in Gesprächen, solche Erlaubnis erstreckte sich nur auf Professoren und hohe Staatsbeamte, geringere Leute durften ihre Dummheiten bloß im Verborgenen laut werden lassen; — aber alle diese Vorkehrungen

halfen Nichts, die unterdrückten Dummheiten traten bei außerordentlichen Anlässen desto gewaltiger hervor, sie wurden sogar heimlich von oben herab protegiert, sie stiegen öffentlich von unten hinauf, die Noth war groß, bis endlich ein rückwirkendes Mittel erfunden ward, wodurch man jede Dummheit gleichsam ungeschehen machen und sogar in Weisheit umgestalten kann. Dieses Mittel ist ganz einfach, und besteht darin, daſs man erklärt, man habe jene Dummheit bloß aus Ironie begangen oder gesprochen. So, liebes Kind, avanciert Alles in dieser Welt, die Dummheit wird Ironie, verfehlte Speichelleckerei wird Satire, natürliche Plumpheit wird kunstreiche Persifflage, wirklicher Wahnsinn wird Humor, Unwissenheit wird brillanter Witz, und du wirst am Ende noch die Aspasia des neuen Athen's.

Ich hätte noch mehr gesagt, aber das schöne Nannerl, das ich unterdessen am Schürzenzipfel festhielt, riſs sich gewaltsam los, als man von allen Seiten „A Bier! A Bier“ gar zu stürmisch forderte. Der Berliner aber sah aus wie die Ironie selbst, als er bemerkte, mit welchem Enthusiasmus die hohen schäumenden Gläser in Empfang genommen wurden; und indem er auf eine Gruppe Biertrinker hindeutete, die sich den Hopfennektar von

Herzen schmecken ließen, und über dessen Vortrefflichkeit disputierten, sprach er lächelnd: Das wollen Athenienser sind?

Die Bemerkungen, die der Mann bei dieser Gelegenheit nachschob, thaten mir ordentlich weh, da ich für unser neues Athen keine geringe Vorliebe hege, und ich bestrebte mich daher, dem raschen Tadler zu bedeuten, dass wir erst seit Kurzem auf den Gedanken gekommen sind, uns als ein neues Athen aufzuthun, dass wir erst junge Anfänger sind, und unsere großen Geister, ja unser ganzes gebildetes Publikum noch nicht danach eingerichtet ist, sich in der Nähe sehen zu lassen. Es ist Alles noch im Entstehen, und wir sind noch nicht komplet. Nur die untersten Fächer, lieber Freund, fügte ich hinzu, sind erst besetzt, und es wird Ihnen nicht entgangen sein, dass wir z. B. an Eulen, Sykophanten und Phrynen keinen Mangel haben. Es fehlt uns nur an dem höheren Personal, und Mancher muss mehrere Rollen zu gleicher Zeit spielen. Z. B. unser Dichter, der die zarte griechische Knabenliebe besingt, hat auch die aristophanische Grobheit übernehmen müssen; aber er kann Alles machen, er hat Alles, was zu einem großen Dichter gehört, außer etwa Phantasie und Witz, und wenn er viel Geld hätte, wäre er ein reicher Mann. Was uns

aber an Quantität fehlt, Das ersetzen wir durch Qualität. Wir haben nur einen großen Bildhauer, — aber es ist ein „Löwe!“ Wir haben nur einen großen Redner, aber ich bin überzeugt, daß Demosthenes über den Malzaufschlag in Attika nicht so gut donnern konnte. Wenn wir noch keinen Sokrates vergiftet haben, so war es wahrhaftig nicht das Gift, welches uns dazu fehlte. Und wenn wir noch keinen eigentlichen Demos, ein ganzes Demagogenvolk besitzen, so können wir doch mit einem Prachtexemplare dieser Gattung, mit einem Demagogen von Handwerk aufwarten, der ganz allein einen ganzen Demos, einen ganzen Haufen Großschwätzer, Maulaufsperrer, Poltrons und sonstigen Lumpengesindels aufwiegt — und hier sehen Sie ihn selbst.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, die Figur, die sich uns jetzt präsentierte, etwas genauer zu bezeichnen. Ob diese Figur mit Recht behauptet, daß ihr Kopf etwas Menschliches habe und sie daher juristisch befugt sei, sich für einen Menschen auszugeben, Das lasse ich dahin gestellt sein. Ich würde diesen Kopf vielmehr für den eines Affen halten; nur aus Kourtoisie will ich ihn für menschlich passieren lassen. Seine Bedeckung bestand aus einer Tuchmütze, in der Form ähnlich dem Helm

des Mambrin, und steifschwarze Haare hingen lang herab und waren vorn à l'enfant gescheitelt. Auf diese Vorderseite des Kopfes, die sich für ein Gesicht ausgab, hatte die Göttin der Gemeinheit ihren Stempel gedrückt, und zwar so stark, dass die dort befindliche Nase fast zerquetscht worden; die niedergeschlagenen Augen schienen diese Nase vergebens zu suchen und deshalb betrübt zu sein; ein übelriechendes Lächeln spielte um den Mund, der überaus liebreizend war, und durch eine gewisse frappante Ähnlichkeit unseren griechischen After-Dichter zu den zartesten Gaselen begeistern konnte. Die Bekleidung war ein altdeutscher Rock, zwar schon etwas modificiert nach den dringendsten Anforderungen der neueuropäischen Civilisation, aber im Schnitt noch immer erinnernd an den, welchen Arminius im teutoburger Walde getragen, und dessen Urform sich unter einer patriotischen Schneidergesellschaft eben so geheimnisvoll traditionell erhalten hat, wie einst die gothische Baukunst unter einer mystischen Maurergilde. Ein weißgewaschener Lappen, der mit dem bloßen, altdeutschen Halse tiefbedeutsam kontrastierte, bedeckte den Kragen dieses famosen Rockes, aus seinen langen Ärmeln hingen lange schmutzige Hände, zwischen diesen zeigte sich ein langweiliger Leib, woran wieder zwei kurzwei-

lige Beine schlotterten — die ganze Gestalt war eine katzenjämmerliche Parodie des Apoll von Belvedere.

Und Des ist der Demagog des neuen Athen's? frug spottlächelnd der Berliner. Du juter Jott, Des ist ja ein Landsmann von mich! Ich traue kaum meinen leiblichen Augen — Des ist ja Derjenige, welcher — Ne, Des ist die Möglichkeit!

Ja, ihr verblendeten Berliner — sprach ich, nicht ohne Feuer — ihr verkennt eure heimischen Genies, und steinigt eure Propheten. Wir aber können Alles gebrauchen!

Und wozu braucht ihr denn diese unglückliche Fliege?

Er ist zu Allem zu gebrauchen, wozu Springen, Kriechen, Gemüth, Fressen, Frömmigkeit, viel Altdeutsch, wenig Latein und gar kein Griechisch nöthig ist. Er springt wirklich sehr gut übern Stock; macht auch Tabellen von allen möglichen Sprüngen und Verzeichnisse von allen möglichen Lesarten altdeutscher Gedichte. Dazu repräsentiert er die Vaterlandsliebe, ohne im mindesten gefährlich zu sein. Denn man weiß sehr gut, daſs er sich von den altdeutschen Demagogen, unter welchen er sich mal zufällig befunden, zu rechter Zeit zurückgezogen,

als ihre Sache etwas gefährlich wurde, und daher mit den christlichen Gefühlen seines weichen Herzens nicht mehr übereinstimmte. Seitdem aber die Gefahr verschwunden, die Märtyrer für ihre Gesinnung gelitten, fast alle sie von selbst aufgegeben, und sogar unsere feurigsten Barbiere ihre deutschen Röcke ausgezogen haben, seitdem hat die Blüthezeit unseres vorsichtigen Vaterlandsretters erst recht begonnen; er allein hat noch das Demagogenkostüm und die dazu gehörigen Redensarten beibehalten; er preist noch immer Arminius den Cherusker und Frau Thusnelda, als sei er ihr blonder Enkel; er bewahrt noch immer seinen germanisch patriotischen Haß gegen welsches Babelthum, gegen die Erfindung der Seife, gegen Thiersch's heidnisch griechische Grammatik, gegen Quintilius Varus, gegen Handschuh und gegen alle Menschen, die eine anständige Nase haben; — und so steht er da als wandelndes Denkmal einer untergegangenen Zeit, und wie der letzte Mohikan ist auch er allein übrig geblieben von einer ganzen thatkräftigen Horde, er, der letzte Demagoge. Sie sehen also, daß wir im neuen Athen, wo es noch ganz an Demagogen fehlt, diesen Mann brauchen können, wir haben an ihm einen sehr guten Demagogen, der zugleich so zahm ist, daß er jeden

Speichelnapf beleckt, und aus der Hand frisst, Haselnüsse, Kastanien, Käse, Würstchen, kurz Alles frisst, was man ihm giebt; und da er jetzt einzig in seiner Art, so haben wir noch den besonderen Vortheil, dass wir späterhin, wenn er krepiert ist, ihn ausstopfen lassen und als den letzten Demagogen mit Haut und Haar für die Nachwelt aufbewahren können. Ich bitte Sie jedoch, sagen Sie Das nicht dem Professor Lichtenstein in Berlin, Der ließe ihn sonst für das zoologische Museum reklamieren, welches Anlass zu einem Kriege zwischen Preußen und Baiern geben könnte, da wir ihn auf keinen Fall ausliefern werden. Schon haben die Engländer ihn aufs Korn genommen und zweitausend siebenhundert sieben und siebenzig Guineen für ihn geboten, schon haben die Östreicher ihn gegen die Giraffe eintauschen wollen; aber unser Ministerium soll geäußert haben: Der letzte Demagog ist uns für keinen Preis feil, er wird einst der Stolz unseres Naturalienkabinetts und die Zierde unserer Stadt.

Der Berliner schien etwas zerstreut zuzuhören, schönere Gegenstände hatten seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und er fiel mir endlich in die Rede mit den Worten: Erlauben Sie gehorsamst, dass ich Sie unterbreche, aber sagen Sie

mir doch, was ist denn Das für ein Hund, der dort läuft?

Das ist ein anderer Hund.

Ach, Sie verstehen mich nicht, ich meine jenen großen, weißzottigen Hund ohne Schwanz.

Mein lieber Herr, Das ist der Hund des neuen Alkibiades.

Aber bemerkte der Berliner, sagen Sie mir doch, wo ist denn der neue Alkibiades selbst?

Aufrichtig gestanden, antwortete ich, diese Stelle ist noch nicht besetzt, und wir haben erst den Hund.

Kapitel IV.

Der Ort, wo dieses Gespräch stattfand, heißt Bogenhausen, oder Neuburghausen, oder Villa Hompesch, oder Montgelasgarten, oder das Schlössel, ja man braucht ihn nicht einmal zu nennen, wenn man von München dort hinfahren will, der Kutscher versteht uns schon an einem gewissen durstigen Augenblinzeln, an einem gewissen vorseligen Kopfnicken und ähnlichen Bezeichnungsgrimassen. Tausend Ausdrücke hat der Araber für ein Schwert, der Franzose für die Liebe, der Engländer für das Hängen, der Deutsche für das Trinken, und der neuere Athener sogar für die Orte, wo er trinkt. Das Bier ist an besagtem Orte wirklich sehr gut, selbst im Prytaneum, vulgo Bockkeller, ist es nicht besser, es schmeckt ganz vortrefflich, besonders auf jener Treppenterrasse, wo man die Tiroler Alpen

vor Augen hat. Ich saß dort oft vorigen Winter und betrachtete die schneebedeckten Berge, die, glänzend in der Sonnenbeleuchtung, aus eitel Silber gegossen zu sein schienen.

Es war damals auch Winter in meiner Seele, Gedanken und Gefühle waren wie eingeschneit, es war mir so verdorrt und todt zu Muthe, dazu kam die leidige Politik, die Trauer um ein liebes gestorbenes Kind, und ein alter Nachärger und der Schnupfen. Außerdem trank ich viel Bier, weil man mich versicherte, das gäbe leichtes Blut. Doch der beste attische Breihahn wollte nicht fruchten bei mir, der ich mich in England schon an Porter gewöhnt hatte.

Endlich kam der Tag, wo Alles ganz anders wurde. Die Sonne brach hervor aus dem Himmel und tränkte die Erde, das alte Kind, mit ihrer Strahlenmilch, die Berge schauerten vor Lust und ihre Schneethränen flossen gewaltig, es krachten und brachen die Eisdecken der Seen, die Erde schlug die blauen Augen auf, aus ihrem Busen quollen hervor die liebenden Blumen und die klingenden Wälder, die grünen Palläste der Nachtigallen, die ganze Natur lächelte, und dieses Lächeln hieß Frühling. Da begann auch in mir ein neuer Frühling, neue Blumen sproßten aus dem Herzen,

Freiheitsgefühle, wie Rosen, schossen hervor, auch heimliches Sehnen, wie junge Veilchen, dazwischen freilich manch' unnütze Nessel. Über die Gräber meiner Wünsche zog die Hoffnung wieder ihr heiteres Grün, auch die Melodieen der Poesie kamen wieder, wie Zugvögel, die den Winter im warmen Süden verbracht und das verlassene Nest im Norden wieder aufsuchen, und das verlassene nordische Herz klang und blühte wieder wie vormals — nur weiß ich nicht, wie das Alles kam. Ist es eine braune oder blonde Sonne gewesen, die den Frühling in meinem Herzen aufs Neue geweckt, und all' die schlafenden Blumen in diesem Herzen wieder aufgeküsst und die Nachtigallen wieder hineingelächelt? War es die wahlverwandte Natur selbst, die in meiner Brust ihr Echo suchte und sich gern darin bespiegelte mit ihrem neuen Frühlingsglanz? Ich weiß nicht, aber ich glaube, auf der Terrasse zu Bogenhausen, im Angesicht der Tyroler Alpen, geschah meinem Herzen solch neue Verzauberung. Wenn ich dort in Gedanken saß, war mir's oft, als sehe ich ein wunderschönes Jünglingsantlitz über jene Berge hervorlauschen, und ich wünschte mir Flügel, um hinzueilen nach seinem Residenzland Italien. Ich fühlte mich auch oft angeweht von Citronen- und Orangendüften,

die von den Bergen herüberwogten, schmeichelnd und verheißend, um mich hinzulocken nach Italien. Einst sogar, in der goldenen Abenddämmerung, sah ich auf der Spitze einer Alpe ihn ganz und gar, lebensgroß, den jungen Frühlingsgott, Blumen und Lorberen umkränzten das freudige Haupt, und mit lachendem Auge und blühendem Munde rief er: Ich liebe dich, komm zu mir nach Italien!

Kapitel V.

Mein Blick mochte daher wohl etwas sehnsüchtig flimmern, als ich, in Verzweiflung über das unabsehbare Philistergespräch, nach den schönen Tyroler Bergen hinaussah und tief seufzte. Mein Berliner Philister nahm aber eben diesen Blick und Seufzer als neue Gesprächsfäden auf, und seufzte mit: „Ach ja, ich möchte auch jetzt in Konstantinopel sein! Ach! Konstantinopel zu sehen, war immer der eenzige Wunsch meines Lebens, und jetzt sind die Russen gewiss schon eingezogen, ach, in Konstantinopel! Haben Sie Petersburg gesehen?“ Ich verneinte Dieses und bat, mir davon zu erzählen. Aber nicht er selbst, sondern sein Herr Schwager, der Kammergerichtsrath, war vorigen Sommer da gewesen, und es soll eine ganz eenzige Stadt sein. — „Haben Sie Kopenhagen gesehen?“

Da ich diese Frage ebenfalls verneinte und eine Schilderung dieser Stadt von ihm begehrte, lächelte er gar pfiffig und wiegte das Köpfchen recht vergnügt hin und her, und versicherte mir auf Ehre, ich könnte mir keine Vorstellung davon machen, wenn ich nicht selbst dort gewesen sei. „Dieses," erwiederte ich, „wird vor der Hand noch nicht stattfinden, ich will jetzt eine andere Reise antreten, die ich schon diesen Frühling projektiert, ich reise nämlich nach Italien."

Als der Mann dieses Wort hörte, sprang er plötzlich vom Stuhle auf, drehte sich dreimal auf einem Fuße herum, und trillerte: Tirili! Tirili! Tirili!

Das gab mir den letzten Sporn. Morgen reise ich, beschloss ich auf der Stelle. Ich will nicht länger zögern, ich will so bald als möglich das Land sehen, das den trockensten Philister so sehr in Extase bringen kann, dass er bei dessen Erwähnung plötzlich wie eine Wachtel schlägt. Während ich zu Hause meinen Koffer packte, klang mir der Ton jenes Tirili's noch immer in die Ohren, und mein Bruder, Maximilian Heine, der mich den andern Tag bis Tyrol begleitete, konnte nicht begreifen, warum ich auf dem ganzen Weg kein vernünftiges Wort sprach und beständig tirilirte.

Kapitel VI.

Tirili! Tirili! ich lebe! Ich fühle den süßen Schmerz der Existenz, ich fühle alle Freuden und Qualen der Welt, ich leide für das Heil des ganzen Menschengeschlechts, ich büße dessen Sünden, aber ich genieße sie auch.

Und nicht bloß mit den Menschen, auch mit den Pflanzen fühle ich, ihre tausend grünen Zungen erzählen mir allerliebste Geschichten, sie wissen, daſs ich nicht menschenstolz bin, und mit den niedrigsten Wiesenblümchen eben so gern spreche, wie mit den höchsten Tannen. Ach, ich weiß ja, wie es mit solchen Tannen beschaffen ist! Aus der Tiefe des Thals schießen sie himmelhoch empor, überragen fast die kühnsten Felsenberge — Aber wie lange dauert diese Herrlichkeit? Höchstens ein paar lumpige Jahrhunderte, dann krachen sie alters-

müd zusammen und verfaulen auf dem Boden. Des Nachts kommen dann die hämischen Käuzlein aus ihren Felsenspalten hervorgehuscht, und verhöhnen sie noch obendrein: Seht, ihr starken Tannen, ihr glaubtet euch mit den Bergen messen zu können, jetzt liegt ihr gebrochen da unten, und die Berge stehen noch immer unerschüttert.

Einem Adler, der auf seinem einsamen Lieblingsfelsen sitzt, und solcher Verhöhnung zuhört, muss recht mitleidig zu Muthe werden. Er denkt dann an das eigene Schicksal. Auch er weiß nicht, wie tief er einst gebettet wird. Aber die Sterne funkeln so beruhigend, die Waldwasser rauschen so trostvoll, und die eigene Seele überbraust so stolz all' die kleinmüthigen Gedanken, dass er sie bald wieder vergisst. Steigt gar die Sonne hervor, so fühlt er sich wieder wie sonst, und fliegt zu ihr hinauf, und wenn er hoch genug ist, singt er ihr entgegen seine Lust und Qual. Seine Mitthiere, besonders die Menschen, glauben, der Adler könne nicht singen, und sie wissen nicht, dass er dann nur singt, wenn er aus ihrem Bereiche ist, und dass er aus Stolz nur von der Sonne gehört sein will. Und er hat Recht; es könnte irgend Einem von der gefiederten Sippschaft da unten einfallen, seinen Gesang zu recensieren. Ich habe

selbst erfahren, wie solche Kritiken lauten: das Huhn stellt sich dann auf ein Bein und gluckt, der Sänger habe kein Gemüth; der Truthahn kullert, es fehle ihm der wahre Ernst; die Taube girrt, er kenne nicht die wahre Liebe; die Gans schnattert, er sei nicht wissenschaftlich; der Kapaun kikert, er sei nicht moralisch; der Dompfaff zwitschert, er habe leider keine Religion; der Sperling piepst, er sei nicht produktiv genug; Wiedehöpfchen, Elsterchen, Schuhuchen, Alles krächzt und ächzt und schnarrt — Nur die Nachtigall stimmt nicht ein in diese Kritiken; unbekümmert um die ganze Mitwelt, ist nur die rothe Rose ihr einziger Gedanke und ihr einziges Lied, sehnsüchtig umflattert sie die rothe Rose, und stürzt sich begeistert in die geliebten Dornen, und blutet und singt.

Kapitel VII.

Es giebt einen Adler im deutschen Vaterlande, dessen Sonnenlied so gewaltig erklingt, daß es auch hier unten gehört wird, und sogar die Nachtigallen aufhorchen, trotz all' ihren melodischen Schmerzen. Das bist du, Karl Immermann, und deiner dacht' ich gar oft in dem Lande, wovon du so schön gesungen. Wie konnte ich durch Tyrol reisen, ohne an das „Trauerspiel" zu denken?

Nun freilich, ich habe die Dinge in anderer Färbung gesehen; aber ich bewundere doch den Dichter, der aus der Fülle des Gemüths Dasjenige, was er nie gesehen hat, der Wirklichkeit so ähnlich schafft. Am meisten ergötzte mich, daß das „Trauerspiel in Tyrol" in Tyrol verboten ist. Ich gedachte der Worte, die mir mein Freund Moser schrieb, als er mir meldete, daß der

zweite Band der Reisebilder verboten sei: „Die Regierung hätte aber das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch gelesen worden.“

Zu Insbruck im goldenen Adler, wo Andreas Hofer logiert hatte, und noch jede Ecke mit seinen Bildnissen und Erinnerungen an ihn beklebt ist, fragte ich den Wirth, Herrn Niederkirchner, ob er mir noch Viel von dem Sandwirth erzählen könne? Da war der alte Mann überfließend von Redseligkeit, und vertraute mir mit klugem Augenzwinken, daſs jetzt die Geschichte auch ganz gedruckt heraus sei, aber auch ganz geheim verboten; und als er mich nach einem dunkeln Stübchen geführt, wo er seine Reliquien aus dem Tyrolerkrieg aufbewahrt, wickelte er ein schmutzig blaues Papier von einem schon zerlesenen grünen Büchlein, das ich zu meiner Verwunderung als Immermann's „Trauerspiel in Tyrol“ erkannte. Ich sagte ihm, nicht ohne erröthenden Stolz, der Mann, der es geschrieben, sei mein Freund. Herr Niederkirchner wollte nun so Viel als möglich von dem Manne wissen, und ich sagte ihm, es sei ein gedienter Mann, von fester Statur, sehr ehrlich, und sehr geschickt in Schreibsachen, so daſs er nur wenige seines Gleichen finde. Daſs er aber ein Preuße sei, wollte Herr Niederkirchner durchaus nicht

glauben, und rief mit mitleidigem Lächeln: Warum nicht gar! Er ließ sich nicht ausreden, daſs der Immermann ein Tyroler sei und den Tyroler Krieg mitgemacht habe, — „wie könnte er sonst Alles wissen?"

Seltsame Grille des Volkes! Es verlangt seine Geschichte aus der Hand des Dichters und nicht aus der Hand des Historikers. Es verlangt nicht den treuen Bericht nackter Thatsachen, sondern jene Thatsachen wieder aufgelöst in die ursprüngliche Poesie, woraus sie hervorgegangen. Das wissen die Dichter, und nicht ohne geheime Schadenlust modeln sie willkürlich die Völkererinnerungen, vielleicht zur Verhöhnung stolztrockner Historiographen und pergamentener Staatsarchivare. Nicht wenig ergötzte es mich, als ich in den Buden des letzten Jahrmarkts die Geschichte des Belisar's in grell kolorierten Bildern ausgehängt sah, und zwar nicht nach dem Prokop, sondern ganz treu nach Schenk's Tragödie. „So wird die Geschichte verfälscht" — rief der gelahrte Freund, der mich begleitete, — „sie weiß Nichts von jener Rache einer beleidigten Gattin, von jenem gefangenen Sohn, von jener liebenden Tochter, und dergleichen modernen Herzensgeburten!" Ist denn Dies aber wirklich ein Fehler? soll man den

Dichtern wegen dieser Fälschung gleich den Proceß machen? Nein, denn ich leugne die Anklage. Die Geschichte wird nicht von den Dichtern verfälscht. Sie geben den Sinn derselben ganz treu, und sei es auch durch selbsterfundene Gestalten und Umstände. Es giebt Völker, denen nur auf diese Dichterart ihre Geschichte überliefert worden, z. B. die Indier. Dennoch geben Gesänge wie der Mahabarata den Sinn indischer Geschichte viel richtiger als irgend ein Kompendienschreiber mit all' seinen Jahrzahlen. In gleicher Hinsicht möchte ich behaupten, Walter Scott's Romane gäben zuweilen den Geist der englischen Geschichte weit treuer als Hume; wenigstens hat Sartorius sehr Recht, wenn er in seinen Nachträgen zu Spittler jene Romane zu den Quellen der englischen Geschichte rechnet.

Es geht den Dichtern wie den Träumern, die im Schlafe dasjenige innere Gefühl, welches ihre Seele durch wirklich äußere Ursachen empfindet, gleichsam maskieren, indem sie an die Stelle dieser letzteren ganz andere äußere Ursachen erträumen, die aber in so fern ganz adäquat sind, als sie dasselbe Gefühl hervorbringen. So sind auch in Immermann's „Trauerspiel“ manche Außendinge ganz willkürlich geschaffen, aber der Held selbst, der Gefühlsmittelpunkt, ist identisch geträumt,

und wenn diese Traumgestalt selbst träumerisch erscheint, so ist auch Dieses der Wahrheit gemäß. Der Baron Hormayr, der hierin der kompetenteste Richter sein kann, hat mich, als ich jüngst das Vergnügen hatte ihn zu sprechen, auf diesen Umstand aufmerksam gemacht. Das mystische Gemüthsleben, die abergläubische Religiosität, das Epische des Mannes hat Immermann ganz richtig angedeutet. Er gab ganz treu jene treue Taube, die mit dem blanken Schwert im Schnabel, wie die kriegerische Liebe, über den Bergen Tyrol's so heldenmüthig umherschwebte, bis die Kugeln von Mantua ihr treues Herz durchbohrten.

Was aber dem Dichter am meisten zur Ehre gereicht, ist die eben so treue Schilderung des Gegners, aus welchem er keinen wüthenden Geßler gemacht, um seinen Hofer desto mehr zu heben; wie Dieser eine Taube mit dem Schwerte, so ist Jener ein Adler mit dem Ölzweig.

Kapitel VIII.

In der Wirthshausstube des Herrn Niederkirchner zu Insbruk hängen einträchtig neben einander die Bilder des Andreas Hofer, Napoleon Bonaparte und Ludwig von Baiern.

Insbruck selbst ist eine unwohnliche, blöde Stadt. Vielleicht mag sie im Winter etwas geistiger und behaglicher aussehen, wenn die hohen Berge, wovon sie eingeschlossen, mit Schnee bedeckt sind, und die Lawinen dröhnen und überall das Eis kracht und blitzt.

Ich fand die Häupter jener Berge mit Wolken, wie mit grauen Turbanen, umwickelt. Man sieht dort die Martinswand, den Schauplatz der lieblichsten Kaisersage; wie denn überhaupt die Erinnerung an den ritterlichen Max in Tyrol noch immer blüht und klingt.

In der Hofkirche stehen die oft besprochenen Standbilder der Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Östreich und ihrer Ahnen, worunter Mancher gerechnet worden, der gewiß bis auf den heutigen Tag nicht begreift, wie er zu dieser Ehre gekommen. Sie stehen in gewaltiger Lebensgröße, aus Eisen gegossen, um das Grabmal des Maximilian. Da aber die Kirche klein und das Dach niedrig ist, so kommt's Einem vor, als sähe man schwarze Wachsfiguren in einer Marktbude. Am Fußgestell der meisten liest man auch den Namen derjenigen hohen Personen, die sie vorstellen. Als ich jene Statuen betrachtete, traten Engländer in die Kirche; ein hagerer Mann mit aufgesperrtem Gesichte, die Daumen eingehakt in die Armöffnungen der weißen Weste, und im Maul einen ledernen Guide des voyageurs; hinter ihm seine lange Lebensgefährtin, eine nicht mehr ganz junge, schon etwas abgeliebte, aber noch immer hinlänglich schöne Dame; hinter dieser ein rothes Portergesicht mit puderweißen Aufschlägen, steif einhertretend in einem dito Rock, und die hölzernen Hände vollauf befrachtet mit Mylady's Handschuhen, Alpenblumen und Mops.

Das Kleeblatt stieg schnurgerade nach dem obern Ende der Kirche, wo der Sohn Albion's

seiner Gemahlin die Statuen erklärte, und zwar nach seinem Guide des voyageurs, in welchem ausführlich zu lesen war: Die erste Statue ist der König Chlodewig von Frankreich, die andere ist der König Arthur von England, die dritte ist Rudolf von Habsburg u. s. w. Da aber der arme Engländer die Reihe von oben anfing, statt von unten, wie es der Guide des voyageurs voraussetzte, so gerieth er in die ergötzlichsten Verwechselungen, die noch komischer wurden, wenn er an eine Frauenstatue kam, die er für einen Mann hielt, und umgekehrt, so daß er nicht begriff, warum man Rudolf von Habsburg in Weibskleidern dargestellt, dagegen die Königin Maria mit eisernen Hosen und einem allzulangen Barte. Ich, der ich gerne mit meinem Wissen nachhelfe, bemerkte beiläufig, Dergleichen habe wahrscheinlich das damalige Kostüm erfordert, auch könne es besonderer Wille der hohen Personen gewesen sein, so, und bei Leibe nicht anders, gegossen zu werden. So könne es ja dem jetzigen Kaiser einfallen, sich in einem Reifrock oder gar in Windeln gießen zu lassen; — wer würde was dagegen einwenden?

Der Mops bellte kritisch, der Lakai glotzte, sein Herr putzte sich die Nase, und Mylady sagte: A fine exhibition, very fine indeed! —

Kapitel IX.

Brixen war die zweite größere Stadt Tyrol's, wo ich einkehrte. Sie liegt in einem Thal, und als ich ankam, war sie mit Dampf und Abendschatten übergossen. Dämmernde Stille, melancholisches Glockengebimmel, die Schafe trippelten nach ihren Ställen, die Menschen nach den Kirchen; überall beklemmender Geruch von häßlichen Heiligenbildern und getrocknetem Heu.

„Die Jesuiten sind in Brixen," hatte ich kurz vorher im Hesperus gelesen. Ich sah mich auf allen Straßen nach ihnen um; aber ich habe Niemanden gesehen, der einem Jesuiten glich, es sei denn jener dicke Mann mit geistlich dreieckigem Hut und pfäffisch geschnittenem schwarzen Rock, der alt und abgetragen war, und mit den glänzend neuen schwarzen Hosen gar auffallend kontrastierte.

Das kann auch kein Jesuit sein, sprach ich endlich zu mir selber; denn ich habe mir immer die Jesuiten etwas mager gedacht. Ob es wirklich noch Jesuiten giebt? Manchmal will es mich bedünken, als sei ihre Existenz nur eine Chimäre, als spuke nur die Angst vor ihnen noch in unseren Köpfen, nachdem längst die Gefahr vorüber, und alles Eifern gegen Jesuiten mahnt mich dann an Leute, die, wenn es längst aufgehört hat zu regnen, noch immer mit aufgespanntem Regenschirm umhergehen. Ja, mich dünkt zuweilen, der Teufel, der Adel und die Jesuiten existieren nur so lange als man an sie glaubt. Vom Teufel könnten wir es wohl ganz bestimmt behaupten; denn nur die Gläubigen haben ihn bisher gesehen. Auch in Betreff des Adels werden wir im Laufe einiger Zeit die Erfahrung machen, daſs die bonne société aufhören wird die bonne société zu sein, sobald der gute Bürgersmann nicht mehr die Güte hat, sie für die bonne société zu halten. Aber die Jesuiten? Wenigstens haben sie doch nicht mehr die alten Hosen an! Die alten Jesuiten liegen im Grabe mit ihren alten Hosen, Begierden, Weltplänen, Ränken, Distinktionen, Reservationen und Giften, und was wir jetzt in neuen, glänzenden Hosen durch die Welt schleichen sehen, ist nicht sowohl ihr Geist,

als vielmehr ihr Gespenst, ein albernes blödsinniges Gespenst, das uns täglich durch Wort und That zu beweisen sucht, wie wenig es furchtbar sei, und wahrlich, es mahnt uns an die Geschichte von einem ähnlichen Gespenste im Thüringer Walde, das einst die Leute, so sich vor ihm fürchteten, von ihrer Furcht befreite, indem es vor Aller Augen seinen Schädel von den Schultern herabnahm, und Jedem zeigte, daſs er inwendig ganz hohl und leer sei.

Ich kann nicht umhin, nachträglich zu erzählen, daſs ich Gelegenheit fand, den dicken Mann mit den glänzend neuen Hosen genauer zu beobachten, um mich zu überzeugen, daſs er kein Jesuit war, sondern ein ganz gewöhnliches Vieh Gottes. Ich traf ihn nämlich in der Gaststube meines Wirthshauses, wo er zu Nacht speiste, in Gesellschaft eines langen, magern, Excellenz genannten Mannes, der jenem alten hagestolzlichen Landjunker, den Shakespeare geschildert, so ähnlich war, daſs es schien, als habe die Natur ein Plagiat begangen. Beide würzten ihr Mahl, indem sie die Aufwärterin mit Karessen bedrängten, die das liebe, bildschöne Mädchen nicht wenig anzuekeln schienen, so daſs sie sich mit Gewalt losriſs, wenn der Eine sie hinten klätschelte, oder der Andere sie gar zu

embrassieren suchte. Dabei rissen sie ihre rohesten Zoten, die das Mädchen, wie sie wußten, nicht umhin konnte anzuhören, da sie zur Aufwartung der Gäste, und auch um mir den Tisch zu decken, im Zimmer bleiben mußte. Als jedoch die Ungebühr ganz unleidlich wurde, ließ die junge Person plötzlich Alles stehen und liegen, eilte zur Thür hinaus, und kam erst nach einigen Minuten ins Zimmer zurück, mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, das sie die ganze Zeit auf dem Arme behielt, während sie im Gastzimmer ihre Geschäfte besorgte, obgleich ihr diese dadurch um so beschwerlicher wurden. Die beiden Kumpane aber, der geistliche und der adlige Herr, wagten keine einzige Belästigung mehr gegen das Mädchen, das jetzt ohne Unfreundlichkeit, jedoch mit seltsamem Ernst, sie bediente; das Gespräch nahm eine andere Wendung, Beide schwatzten jetzt das gewöhnliche Geschwätz von der großen Verschwörung gegen Thron und Altar, sie verständigten sich über die Nothwendigkeit strenger Maßregeln, und reichten sich mehrmals die heiligen Allianzhände.

Kapitel X.

Für die Geschichte von Tyrol sind die Werke des Joseph von Hormayr unentbehrlich; für die neueste Geschichte ist er selbst die beste, oft die einzige Quelle. Er ist für Tyrol, was Johannes von Müller für die Schweiz ist; eine Parallele dieser beiden Historiker drängt sich uns von selbst auf. Sie sind gleichsam Wandnachbaren, Beide in ihrer Jugend gleich begeistert für ihre Geburtsalpen, Beide fleißig, forschsam, von historischer Denkweise und Gefühlsrichtung; Johannes von Müller epischer gestimmt, den Geist wiegend in den Geschichten der Vergangenheit, Joseph von Hormayr hastiger fühlend, mehr in die Gegenwart hineingerissen, uneigennützig das Leben wagend für Das, was ihm lieb war.

Bartholdy's „Krieg der Tyroler Landleute im Jahr 1809" ist ein geistreich und schön geschriebenes Buch, und wenn Mängel darin sind, so entstanden sie nothwendigerweise dadurch, weil der Verfasser, wie es edlen Gemüthern eigen ist, für die unterdrückte Partei eine sichtbare Vorliebe hegte, und weil noch Pulverdampf die Begebenheiten umhüllte, als er sie beschrieb.

Viele merkwürdige Ereignisse jener Zeit sind gar nicht aufgeschrieben, und leben nur im Gedächtnisse des Volkes, das jetzt nicht gern mehr davon spricht, da die Erinnerung mancher getäuschten Hoffnung dabei auftaucht. Die armen Tyroler haben nämlich auch allerlei Erfahrungen machen müssen, und wenn man sie jetzt fragt, ob sie zum Lohne ihrer Treue Alles erlangt, was man ihnen in der Noth versprochen, so zucken sie gutmüthig die Achsel und sagen naiv: Es war vielleicht so ernst nicht gemeint, und der Kaiser hat Viel zu denken, und da geht ihm Manches durch den Kopf.

Tröstet euch, arme Schelme! Ihr seid nicht die Einzigen, denen Etwas versprochen worden. Passiert es doch oft auf großen Sklavenschiffen, dass man bei großen Stürmen, und wenn das Schiff in Gefahr geräth, zu den schwarzen Menschen seine Zuflucht nimmt, die unten im dunkeln

Schiffsraum zusammengestaut liegen. Man bricht dann ihre eisernen Ketten, und verspricht heilig und theuer, ihnen die Freiheit zu schenken, wenn durch ihre Thätigkeit das Schiff gerettet werde. Die blöden Schwarzen jubeln nun hinauf ans Tageslicht, hurrah! sie eilen zu den Pumpen, stampfen aus Leibeskräften, helfen, wo nur zu helfen ist, klettern, springen, kappen die Masten, winden die Taue, kurz arbeiten so lange, bis die Gefahr vorüber ist. Alsdann werden sie, wie sich von selbst versteht, wieder nach dem Schiffsraum hinabgeführt, wieder ganz bequem angefesselt, und in ihrem dunkeln Elend machen sie demagogische Betrachtungen über Versprechungen von Seelenverkäufern, deren ganze Sorge nach überstandener Gefahr dahin geht, noch einige Seelen mehr einzutauschen.

O navis, referent in mare te novi
Fluctus? etc.

Als mein alter Lehrer diese Ode des Horaz, worin der Senat mit einem Schiffe verglichen wird, explicierte, hatte er allerlei politische Betrachtungen zu machen, die er bald einstellte, als die Schlacht bei Leipzig geschlagen worden, und die ganze Klasse auseinanderging.

Mein alter Lehrer hat Alles voraus gewusst. Als wir die erste Nachricht dieser Schlacht erhielten, schüttelte er das graue Haupt. Jetzt weiß ich, was dieses Schütteln bedeutete. Bald kamen die genaueren Berichte, und heimlich zeigte man einander die Bilder, wo gar bunt und erbaulich abkonterfeit war, wie die hohen Heerführer auf dem Schlachtfelde knieten und Gott dankten.

Ja, sie konnten Gott danken — sagte mein Lehrer und lächelte, wie er zu lächeln pflegte, wenn er den Sallust explicierte — der Kaiser Napoleon hat sie so oft geklopft, dass sie es ihm doch am Ende ablernen konnten.

Nun kamen die Alliierten und die schlechten Befreiungsgedichte, Hermann und Thusnelda, hurrah! und der Frauenverein, und die Vaterlandseicheln, und das ewige Prahlen mit der Schlacht bei Leipzig, und wieder die Schlacht bei Leipzig, und kein Aufhören davon.

Es geht diesen Leuten, bemerkte mein Lehrer, wie den Thebanern, als sie bei Leuktra endlich einmal jene unbesiegbaren Spartaner geschlagen, und beständig mit dieser Schlacht prahlten, so dass Antisthenes von ihnen sagte: Sie machen es wie die Knaben, die vor Freude sich nicht zu lassen wissen, wenn sie einmal ihren Schulmeister ausge-

prügelt haben. Liebe Jungens, es wäre besser gewesen, wir hätten selbst die Prügel bekommen.

Bald darauf ist der alte Mann gestorben. Auf seinem Grabe wächst preußisches Gras, und es weiden dort die adeligen Rosse unserer renovierten Ritter.

Kapitel XI.

Die Tyroler sind schön, heiter, ehrlich, brav, und von unergründlicher Geistesbeschränktheit. Sie sind eine gesunde Menschenrace, vielleicht weil sie zu dumm sind, um krank sein zu können. Auch eine edle Race möchte ich sie nennen, weil sie sich in ihren Nahrungsmitteln sehr wählig und in ihren Gewöhnungen sehr reinlich zeigen; nur fehlt ihnen ganz und gar das Gefühl von der Würde der Persönlichkeit. Der Tyroler hat eine Sorte von lächelndem humoristischen Servilismus, der fast eine ironische Färbung trägt, aber doch grundehrlich gemeint ist. Die Frauenzimmer in Tyrol begrüßen dich so zuvorkommend freundlich, die Männer drücken dir so derb die Hand, und gebärden sich dabei so putzig herzlich, daß du fast glauben solltest, sie behandelten dich wie einen nahen Ver-

wandten, wenigstens wie ihres Gleichen; aber weit gefehlt, sie verlieren dabei nie aus dem Gedächtnis, dass sie nur gemeine Leute sind, und dass du ein vornehmer Herr bist, der es gewiss gern sieht, wenn gemeine Leute ohne Blödigkeit sich zu ihm herauflassen. Und darin haben sie einen naturrichtigen Instinkt; die starrsten Aristokraten sind froh, wenn sie Gelegenheit finden zur Herablassung, denn dadurch eben fühlen sie, wie hoch sie gestellt sind. Zu Hause üben die Tyroler diesen Servilismus gratis, in der Fremde suchen sie auch noch dadurch zu lukrieren. Sie geben ihre Persönlichkeit preis, ihre Nationalität. Diese bunten Deckenverkäufer, diese munteren Tyroler Bua, die wir in ihrem Nationalkostüm herumwandern sehen, lassen gern ein Späßchen mit sich treiben, aber du musst ihnen auch Etwas abkaufen. Jene Geschwister Rainer, die in England gewesen, haben es noch besser verstanden, und sie hatten noch obendrein einen guten Rathgeber, der den Geist der englischen Nobility gut kannte. Daher ihre gute Aufnahme im Foyer der europäischen Aristokratie, in the west end of the town. Als ich vorigen Sommer in den glänzenden Koncertsälen der Londoner fashionablen Welt diese Tyroler Sänger, gekleidet in ihre heimathliche Volkstracht, das

Schaugerüst betreten sah, und von da herab jene Lieder hörte, die in den Tyroler Alpen so naiv und fromm gejodelt werden, und uns auch ins norddeutsche Herz so lieblich hinabklingen — da verzerrte sich Alles in meiner Seele zu bitterem Unmuth, das gefällige Lächeln vornehmer Lippen stach mich wie Schlangen, es war mir, als sähe ich die Keuschheit des deutschen Wortes aufs roheste beleidigt, und die süßesten Mysterien des deutschen Gemüthslebens vor fremdem Pöbel profaniert. Ich habe nicht mitklatschen können bei dieser schamlosen Verschacherung des Verschämtesten, und ein Schweizer, der gleichfühlend mit mir den Saal verließ, bemerkte ganz richtig: Wir Schwyzer geben auch Viel fürs Geld, unsere besten Käse und unser bestes Blut, aber das Alphorn können wir in der Fremde kaum blasen hören, vielweniger es selbst blasen für Geld.

Kapitel XII.

Tyrol ist sehr schön, aber die schönsten Landschaften können uns nicht entzücken bei trüber Witterung und ähnlicher Gemüthsstimmung. Diese ist bei mir immer die Folge von jener, und da es draußen regnete, so war auch in mir schlechtes Wetter. Nur dann und wann durfte ich den Kopf zum Wagen hinausstrecken, dann schaute ich himmelhohe Berge, die mich ernsthaft ansahen, und mir mit den ungeheuern Häuptern und langen Wolkenbärten eine glückliche Reise zunickten. Hie und da bemerkte ich auch ein fernblaues Berglein, das sich auf die Fußzehen zu stellen schien, und den anderen Bergen recht neugierig über die Schultern blickte, wahrscheinlich um mich zu sehen. Dabei kreischten überall die Waldbäche, die sich wie toll von den Höhen herabstürzten und in den

dunkeln Thalstrudeln versammelten. Die Menschen steckten in ihren niedlichen, netten Häuschen, die über der Halde an den schroffsten Abhängen und bis auf die Bergspitzen zerstreut liegen; niedliche, nette Häuschen, gewöhnlich mit einer langen, balkonartigen Galerie, und diese wieder mit Wäsche, Heiligenbildchen, Blumentöpfen und Mädchengesichtern ausgeschmückt. Auch hübsch bemalt sind diese Häuschen, meistens weiß und grün, als trügen sie ebenfalls die Tyroler Landestracht, grüne Hosenträger über dem weißen Hemde. Wenn ich solch' Häuschen im einsamen Regen liegen sah, wollte mein Herz oft aussteigen und zu den Menschen gehen, die gewiss trocken und vergnügt da drinnen saßen. Da drinnen, dacht' ich, muss sich's recht lieb und innig leben lassen, und die alte Großmutter erzählt gewiss die heimlichsten Geschichten. Während der Wagen unerbittlich vorbeifuhr, schaut' ich noch oft zurück, um die bläulichen Rauchsäulen aus den kleinen Schornsteinen steigen zu sehen, und es regnete dann immer stärker, außer mir und in mir, dass mir fast die Tropfen aus den Augen herauskamen.

Oft hob sich auch mein Herz, und trotz dem schlechten Wetter klomm es zu den Leuten, die ganz oben auf den Bergen wohnen, und vielleicht

kaum einmal im Leben herabkommen, und Wenig erfahren von Dem, was hier unten geschieht. Sie sind deſshalb um Nichts minder fromm und glücklich. Von der Politik wiſſen sie Nichts, als daſs sie einen Kaiſer haben, der einen weißen Rock und rothe Hoſen trägt; Das hat ihnen der alte Ohm erzählt, der es ſelbſt in Insbruck gehört von dem ſchwarzen Sepperl, der in Wien geweſen. Als nun die Patrioten zu ihnen hinaufkletterten und ihnen beredtſam vorſtellten, daſs ſie jetzt einen Fürſten bekommen, der einen blauen Rock und weiße Hoſen trage, da griffen ſie zu ihren Büchſen, und küſsten Weib und Kind, und ſtiegen von den Bergen hinab, und ließen ſich todtſchlagen für den weißen Rock und die lieben alten rothen Hoſen.

Im Grunde iſt es auch Daſſelbe, für was man ſtirbt, wenn nur für etwas Liebes geſtorben wird, und ſo ein warmer, treuer Tod iſt beſſer, als ein kaltes, treuloſes Leben. Schon allein die Lieder von einem ſolchen Tode, die ſüßen Reime und lichten Worte erwärmen unſer Herz, wenn feuchte Nebelluft und zudringliche Sorgen es betrüben wollen.

Viel' ſolcher Lieder klangen durch mein Herz, als ich über die Berge Tyrol's dahinfuhr. Die traulichen Tannenwälder rauſchten mir ſo manch'

vergessenes Liebeswort ins Gedächtnis zurück. Besonders wenn mich die großen blauen Bergseen so unergründlich sehnsüchtig anschauten, dann dachte ich wieder an die beiden Kinder, die sich so lieb gehabt und zusammen gestorben sind. Es ist eine veraltete Geschichte, die auch jetzt Niemand mehr glaubt, und die ich selbst nur aus einigen Liederreimen kenne.

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief —“

Diese Worte fingen von selbst wieder an in mir zu klingen, als ich bei einem von jenen blauen Seen am jenseitigen Ufer einen kleinen Knaben und am diesseitigen ein kleines Mädchen stehen sah, die Beide in der bunten Volkstracht, mit bebänderten, grünen Spitzhütchen auf dem Kopfe, gar wunderlieblich gekleidet waren, und sich hinüber und herüber grüßten —

Sie konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

Kapitel XIII.

Im südlichen Tyrol klärte sich das Wetter auf, die Sonne von Italien ließ schon ihre Nähe fühlen, die Berge wurden wärmer und glänzender, ich sah schon Weinreben, die sich daran hinaufrankten, und ich konnte mich schon öfter zum Wagen hinauslehnen. Wenn ich mich aber hinauslehne, so lehnt sich mein Herz mit mir hinaus, und mit dem Herzen all seine Liebe, seine Wehmuth und seine Thorheit. Es ist mir oft geschehen, daſs das arme Herz dadurch von den Dornen zerrissen wurde, wenn es sich nach den Rosenbüschchen, die am Wege blühten, hinauslehnte, und die Rosen Tyrol's sind nicht häſslich. Als ich durch Steinach fuhr und den Markt besah, worauf Immermann den Sandwirth Hofer mit seinen Gesellen auftreten läſst, da fand ich, daſs der Markt für eine Insurgenten-

Versammlung viel zu klein wäre, aber noch immer groß genug ist, um sich darauf zu verlieben. Es sind da nur ein paar weiße Häuschen, und aus einem kleinen Fenster guckte eine kleine Sandwirthin und zielte und schoss aus ihren großen Augen; — wäre der Wagen nicht schnell vorübergerollt, und hätte sie Zeit gehabt noch einmal zu laden, so wäre ich gewiss geschossen. Ich rief: Kutscher, fahr zu, mit einer solchen Schön-Elsy ist nicht zu spaßen; die steckt Einem das Haus über dem Kopf in Brand. Als gründlicher Reisender muss ich auch anführen, dass die Frau Wirthin in Sterzing zwar selbst eine alte Frau ist, aber dafür zwei junge Töchterlein hat, die Einem das Herz, wenn es ausgestiegen ist, durch ihren Anblick recht wohlthätig erwärmen. Aber dich darf ich nicht vergessen, du schönste von Allen, du schöne Spinnerin an den Marken Italiens! O hättest du mir, wie Ariadne dem Theseus, den Faden deines Gespinnstes gegeben, um mich zu leiten durch das Labyrinth dieses Lebens, jetzt wäre der Minotauros schon besiegt, und ich würde dich lieben und küssen und niemals verlassen!

Es ist ein gutes Zeichen, wenn die Weiber lächeln, sagt ein chinesischer Schriftsteller, und ein deutscher Schriftsteller war eben dieser Meinung,

als er in Südtyrol, wo Italien beginnt, einem Berge vorbeikam, an dessen Fuße auf einem nicht sehr hohen Steindamm eines von jenen Häuschen stand, die mit ihrer traulichen Galerie und ihren naiven Malereien uns so lieblich ansehen. Auf der einen Seite stand ein großes hölzernes Krucifix, das einem jungen Weinstock als Stütze diente, so dass es fast schaurig heiter aussah, wie das Leben den Tod, die saftig grünen Reben den blutigen Leib und die gekreuzigten Arme und Beine des Heilands umrankten. Auf der anderen Seite des Häuschens stand ein runder Taubenkofen, dessen gefiedertes Völkchen flog hin und her, und eine ganz besonders anmuthig weiße Taube saß auf dem hübschen Spitzdächlein, das wie die fromme Steinkrone einer Heiligennische über dem Haupte der schönen Spinnerin hervorragte. Diese saß auf der kleinen Galerie und spann, nicht nach der deutschen Spinnradmethode, sondern nach jener uralten Weise, wo ein flachsumzogener Wocken unter dem Arme gehalten wird, und der abgesponnene Faden an der freihängenden Spindel hinunterläuft. So spannen die Königstöchter in Griechenland, so spinnen noch jetzt die Parzen und alle Italiänerinnen. Sie spann und lächelte, unbeweglich saß die Taube über ihrem Haupte, und über dem Hause selbst ragten hinten

die hohen Berge, deren Schneegipfel die Sonne beschien, daß sie aussahen wie eine ernste Schutzwache von Riesen mit blanken Helmen auf den Häuptern.

Sie spann und lächelte, und ich glaube, sie hat mein Herz festgesponnen, während der Wagen etwas langsamer vorbeifuhr wegen des breiten Stromes der Eisach, die auf der anderen Seite des Wegs dahinschoß. Die lieben Züge kamen mir den ganzen Tag nicht aus dem Gedächtnis, überall sah ich jenes holde Antlitz, das ein griechischer Bildhauer aus dem Dufte einer weißen Rose geformt zu haben schien, ganz so hingehaucht zart, so überselig edel, wie er es vielleicht einst als Jüngling geträumt in einer blühenden Frühlingsnacht. Die Augen freilich hätte kein Grieche erträumen und noch weniger begreifen können. Ich aber sah sie und begriff sie, diese romantischen Sterne, die so zauberhaft die antike Herrlichkeit beleuchteten. Den ganzen Tag sah ich diese Augen, und ich träumte davon in der folgenden Nacht. Da saß sie wieder und lächelte, die Tauben flatterten hin und her wie Liebesengel, auch die weiße Taube über ihrem Haupte bewegte mystisch die Flügel, hinter ihr hoben sich immer gewaltiger die behelmten Wächter, vor ihr hin jagte der Bach, immer stürmischer und

wilder, die Weinreben umrankten mit ängstlicher Hast das gekreuzigte Holzbild, das sich schmerzlich regte und die leidenden Augen öffnete und aus den Wunden blutete — sie aber spann und lächelte, und an dem Faden ihres Wockens, gleich einer tanzenden Spindel, hing mein eigenes Herz.

Kapitel XIV.

Während die Sonne immer schöner und herrlicher aus dem Himmel hervorblühte, und Berg und Burgen mit Goldschleiern umkleidete, wurde es auch in meinem Herzen immer heißer und leuchtender, ich hatte wieder die ganze Brust voll Blumen, und diese sprossten hervor und wuchsen mir gewaltig über den Kopf, und durch die eignen Herzblumen hindurch lächelte wieder himmlisch die schöne Spinnerin. Befangen in solchen Träumen, selbst ein Traum, kam ich nach Italien, und da ich während der Reise schon ziemlich vergessen hatte, daß ich dorthin reiste, so erschrak ich fast, als mich all' die großen italiänischen Augen ansahen, und das buntverwirrte italiänische Leben mir leibhaftig, heiß und summend, entgegenströmte.

Es geschah Dieses aber in der Stadt Trient, wo ich an einem schönen Sonntag des Nachmittags ankam, zur Zeit, wo die Hitze sich legt und die Italiäner aufstehen und in den Straßen auf- und abspazieren. Diese Stadt liegt alt und gebrochen, in einem weiten Kreise von blühend grünen Bergen, die wie ewig junge Götter auf das morsche Menschenwerk herabsehen. Gebrochen und morsch liegt daneben auch die hohe Burg, die einst die Stadt beherrschte, ein abenteuerlicher Bau aus abenteuerlicher Zeit, mit Spitzen, Vorsprüngen, Zinnen und mit einem breitrunden Thurm, worin nur noch Eulen und östreichische Invaliden hausen. Auch die Stadt selbst ist abenteuerlich gebaut, und wundersam wird Einem zu Sinn beim ersten Anblick dieser uralterthümlichen Häuser mit ihren verblichenen Freskos, mit ihren zerbröckelten Heiligenbildern, mit ihren Thürmchen, Erkern, Gitterfensterchen und jenen hervorstehenden Giebeln, die estradenartig auf grauen, alterschwachen Pfeilern ruhen, welche selbst einer Stütze bedürften. Solcher Anblick wäre allzu wehmüthig, wenn nicht die Natur diese abgestorbenen Steine mit neuem Leben erfrischte, wenn nicht süße Weinreben jene gebrechlichen Pfeiler, wie die Jugend das Alter, innig und zärtlich umrankten, und wenn nicht noch süßere Mädchengesichter aus

jenen trüben Bogenfenstern hervorguckten, und über den deutschen Fremdling lächelten, der wie ein schlafwandelnder Träumer durch die blühenden Ruinen einherschwankt.

Ich war wirklich wie im Traum, wie in einem Traume, wo man sich auf irgend Etwas besinnen will, was man ebenfalls einmal geträumt hat. Ich betrachtete abwechselnd die Häuser und die Menschen, und ich meinte fast, diese Häuser hätte ich einst in ihren besseren Tagen gesehen, als ihre hübschen Malereien noch farbig glänzten, als die goldenen Zieraten an den Fensterfriesen noch nicht so geschwärzt waren, und als die marmorne Madonna, die das Kind auf dem Arme trägt, noch ihren wunderschönen Kopf aufhatte, den jetzt die bilderstürmende Zeit so pöbelhaft abgebrochen. Auch die Gesichter der alten Frauen schienen mir so bekannt, es kam mir vor, als wären sie herausgeschnitten aus jenen altitaliänischen Gemälden, die ich einst als Knabe in der Düsseldorfer Galerie gesehen habe. Ebenfalls die alten Männer schienen mir so längst-vergessen wohlbekannt, und sie schauten mich an mit ernsten Augen, wie aus der Tiefe eines Jahrtausends. Sogar die kecken jungen Mädchen hatten so etwas jahrtausendlich Verstorbenes und doch wieder blühend Aufgelebtes, daſs mich fast

ein Grauen anwandelte, ein süßes Grauen, wie ich es einst gefühlt, als ich in der einsamen Mitternacht meine Lippen presste auf die Lippen Maria's, einer wunderschönen Frau, die damals gar keinen Fehler hatte, außer dass sie todt war. Dann aber musst' ich wieder über mich selbst lächeln, und es wollte mich bedünken, als sei die ganze Stadt nichts Anderes als eine hübsche Novelle, die ich einst einmal gelesen, ja, die ich selbst gedichtet, und ich sei jetzt in mein eigenes Gedicht hineingezaubert worden, und erschräke vor den Gebilden meiner eigenen Schöpfung. Vielleicht auch, dacht' ich, ist das Ganze wirklich nur ein Traum, und ich hätte herzlich gern einen Thaler für eine einzige Ohrfeige gegeben, bloß um dadurch zu erfahren, ob ich wachte oder schlief.

Wenig fehlte, und ich hätte diesen Artikel noch wohlfeiler eingehandelt, als ich an der Ecke des Marktes über die dicke Obstfrau hinstolperte. Sie begnügte sich aber damit, mir einige wirkliche Feigen an die Ohren zu werfen, und ich gewann dadurch die Überzeugung, dass ich mich in der wirklichsten Wirklichkeit befand, mitten auf dem Marktplatz von Trient, neben dem großen Brunnen, aus dessen kupfernen Tritonen und Delphinen die silberklaren Wasser gar lieblich ermunternd empor-

sprangen. Links stand ein alter Pallazzo, dessen Wände mit bunt allegorischen Figuren bemalt waren, und auf dessen Terrasse einige grau östreichische Soldaten zum Heldenthume abgerichtet wurden. Rechts stand ein gothisch-lombardisch kapriciöses Häuslein, in dessen Innerm eine süße, flatterhafte Mädchenstimme so keck und lustig trillerte, daß die verwitterten Mauern vor Vergnügen oder Baufälligkeit zitterten, während oben aus dem Spitzfenster eine schwarze, labyrinthisch gekräuselte, komödiantenhafte Frisur herausguckte, worunter ein scharfgezeichnetes, dünnes Gesicht hervortrat, das nur auf der linken Wange geschminkt war, und daher aussah wie ein Pfannkuchen, der erst auf einer Seite gebacken ist. Vor mir aber, in der Mitte, stand der uralte Dom, nicht groß, nicht düster, sondern wie ein heiterer Greis, recht bejahrt zutraulich und einladend.

Kapitel XV.

Als ich den grünseidenen Vorhang, der den Eingang des Doms bedeckte, zurückschob und eintrat in das Gotteshaus, wurde mir Leib und Herz angenehm erfrischt von der lieblichen Luft, die dort wehte, und von dem besänftigend magischen Lichte, das durch die buntbemalten Fenster auf die betende Versammlung herabfloss. Es waren meistens Frauenzimmer, in langen Reihen hingestreckt auf den niedrigen Betbänken. Sie beteten bloß mit leiser Lippenbewegung, und fächerten sich dabei beständig mit großen grünen Fächern, so dass man Nichts hörte, als ein unaufhörlich heimliches Wispern, und Nichts sah als Fächerschlag und wehende Schleier. Der knarrende Tritt meiner Stiefeln störte manche schöne Andacht, und große

katholische Augen sahen mich an, halb neugierig, halb liebwillig, und mochten mir wohl rathen, mich ebenfalls hinzustrecken und Seelensiesta zu halten.

Wahrlich, ein solcher Dom mit seinem gedämpften Lichte und seiner wehenden Kühle ist ein angenehmer Aufenthalt, wenn draußen greller Sonnenschein und drückende Hitze. Davon hat man gar keinen Begriff in unserem protestantischen Norddeutschland, wo die Kirchen nicht so komfortabel gebaut sind, und das Licht so frech durch die unbemalten Vernunftscheiben hineinschiesst, und selbst die kühlen Predigten vor der Hitze nicht genug schützen. Man mag sagen, was man will, der Katholicismus ist eine gute Sommerreligion. Es lässt sich gut liegen auf den Bänken dieser alten Dome, man genießt dort die kühle Andacht, ein heiliges Dolce far niente, man betet und träumt und sündigt in Gedanken, die Madonnen nicken so verzeihend aus ihren Nischen, weiblich gesinnt verzeihen sie sogar, wenn man ihre eignen holden Züge in die sündigen Gedanken verflochten hat, und zum Überfluss steht noch in jeder Ecke ein brauner Nothstuhl des Gewissens, wo man sich seiner Sünden entledigen kann.

In einem solchem Stuhle saß ein junger Mönch mit ernster Miene; das Gesicht der Dame,

die ihm ihre Sünden beichtete, war mir aber theils durch ihren weißen Schleier, theils durch das Seitenbrett des Beichtstuhls verborgen. Doch kam außerhalb desselben eine Hand zum Vorschein, die mich gleichsam festhielt. Ich konnte nicht aufhören diese Hand zu betrachten; das bläuliche Geäder und der vornehme Glanz der weißen Finger war mir so befremdlich wohlbekannt, und alle Traumgewalt meiner Seele kam in Bewegung, um ein Gesicht zu bilden, das zu dieser Hand gehören konnte. Es war eine schöne Hand, und nicht wie man sie bei jungen Mädchen findet, die halb Lamm, halb Rose, nur gedankenlose, vegetabil-animalische Hände haben, sie hatte vielmehr so etwas Geistiges, so etwas geschichtlich Reizendes, wie die Hände von schönen Menschen, die sehr gebildet sind oder viel gelitten haben. Diese Hand hatte dabei auch so etwas rührend Unschuldiges, dass es schien, als ob sie nicht mitzubeichten brauche, und auch nicht hören wolle, was ihre Eigenthümerin beichtete, und gleichsam draußen warte, bis Diese fertig sei. Das dauerte aber lange; die Dame musste viele Sünden zu erzählen haben. Ich konnte nicht länger warten, meine Seele drückte einen unsichtbaren Abschiedskuss auf die schöne Hand, diese zuckte in demselben Momente, und

zwar so eigenthümlich, wie die Hand der todten Maria zu zucken pflegte, wenn ich sie berührte. Um Gotteswillen, dacht' ich, was thut die todte Maria in Trient? — und ich eilte aus dem Dome.

Kapitel XVI.

Als ich wieder über den Marktplatz ging, grüßte mich an der Ecke die bereits erwähnte Obstfrau recht freundlich und recht zutraulich, als wären wir alte Bekannte. Gleichviel, dacht' ich, wie man eine Bekanntschaft macht, wenn man nur mit einander bekannt wird. Ein paar an die Ohren geworfene Feigen sind zwar nicht immer die beste Introduktion; aber ich und die Obstfrau sahen uns jetzt doch so freundlich an, als hätten wir uns wechselseitig die besten Empfehlungsschreiben überreicht. Die Frau hatte auch keineswegs ein übles Aussehn. Sie war freilich schon etwas in jenem Alter, wo die Zeit unsere Dienstjahre mit fatalen Chevets auf die Stirne anzeichnet, jedoch dafür war sie auch desto korpulenter, und was sie an Jugend eingebüßt, Das hatte sie an

Gewicht gewonnen. Dazu trug ihr Gesicht noch immer die Spuren großer Schönheit, und wie auf alten Töpfen stand darauf geschrieben: „Lieben und geliebt zu werden ist das größte Glück auf Erden.“ Was ihr aber den köstlichsten Reiz verlieh, Das war die Frisur, die gekräuselten Locken, kreideweiß gepudert, mit Pomade reichlich gedüngt, und idyllisch mit weißen Glockenblumen durchschlungen. Ich betrachtete diese Frau mit derselben Aufmerksamkeit, wie irgend ein Antiquar seine ausgegrabenen Marmortorsos betrachtet, ich konnte an jener lebenden Menschenruine noch Viel mehr studieren, ich konnte die Spuren aller Civilisationen Italiens an ihr nachweisen, der etruskischen, römischen, gothischen, lombardischen, bis herab auf die gepudert moderne, und recht interessant war mir das civilisierte Wesen dieser Frau im Kontrast mit Gewerb und leidenschaftlicher Gewöhnung. Nicht minder interessant waren mir die Gegenstände ihres Gewerbes, die frischen Mandeln, die ich noch nie in ihrer ursprünglich grünen Schale gesehen, und die duftig frischen Feigen, die hochaufgeschüttet lagen, wie bei uns die Birnen. Auch die großen Körbe mit frischen Citronen und Orangen ergötzten mich; und, wunderlieblicher Anblick! in einem leeren Korbe daneben lag ein bildschöner Knabe, der ein

kleines Glöckchen in den Händen hielt, und während jetzt die große Domglocke läutete, zwischen jedem Schlag derselben mit seinem kleinen Glöckchen klingelte, und dabei so weltvergessen selig in den blauen Himmel hineinlächelte, dass mir selbst wieder die drolligste Kinderlaune im Gemüthe aufstieg, und ich mich wie ein Kind vor die lachenden Körbe hinstellte und naschte und mit der Obstfrau diskurierte.

Wegen meines gebrochenen Italiänischsprechens hielt sie mich im Anfang für einen Engländer; aber ich gestand ihr, dass ich nur ein Deutscher sei. Sie machte sogleich viele geographische, ökonomische, hortologische, klimatische Fragen über Deutschland, und wunderte sich, als ich ihr ebenfalls gestand, dass bei uns keine Citronen wachsen, dass wir die wenigen Citronen, die wir aus Italien bekommen, sehr pressen müssen, wenn wir Punsch machen, und dass wir dann aus Verzweiflung desto mehr Rum zugießen. Ach, liebe Frau! sagte ich ihr, in unserem Lande ist es sehr frostig und feucht, unser Sommer ist nur ein grünangestrichener Winter, sogar die Sonne muss bei uns eine Jacke von Flanell tragen, wenn sie sich nicht erkälten will; bei diesem gelben Flanellsonnenschein können unsere Früchte nimmermehr gedeihen, sie

sehen verdrießlich und grün aus und, unter uns gesagt, das einzige reife Obst, das wir haben, sind gebratene Äpfel. Was die Feigen betrifft, so müssen wir sie ebenfalls, wie die Citronen und Orangen, aus fremden Ländern beziehen, und durch das lange Reisen werden sie dumm und mehlig; nur die schlechteste Sorte können wir frisch aus der ersten Hand bekommen, und diese ist so bitter, dass, wer sie umsonst bekommt, noch obendrein eine Realinjurienklage anstellt. Von den Mandeln haben wir blos die geschwollenen. Kurz, uns fehlt alles edle Obst, und wir haben Nichts als Stachelbeeren, Birnen, Haselnüsse, Zwetschen und dergleichen Pöbel.

Kapitel XVII.

Ich freute mich wirklich, schon gleich bei meiner Ankunft in Italien eine gute Bekanntschaft gemacht zu haben, und hätten mich nicht wichtige Gefühle nach Süden hingezogen, so wäre ich vor der Hand in Trient geblieben, bei der guten Obstfrau, bei den guten Feigen und Mandeln, bei dem kleinen Glöckner und, soll ich die Wahrheit sagen, bei den schönen Mädchen, die rudelweise vorbeiströmten. Ich weiß nicht, ob andere Reisende hier das Beiwort „schön" billigen werden; mir aber gefielen die Trienterinnen ganz ausnehmend gut. Es war just die Sorte, die ich liebe — und ich liebe diese blassen, elegischen Gesichter, wo die großen, schwarzen Augen so liebeskrank herausstrahlen; ich liebe auch den dunkeln Teint jener stolzen Hälse, die schon Phöbus geliebt und braun

geküſſt hat; ich liebe ſogar jene überreifen Nacken, worin purpurne Pünktchen, als hätten lüſterne Vögel daran gepickt; vor Allem aber liebe ich jenen genialen Gang, jene ſtumme Muſik des Leibes, jene Glieder, die ſich in den ſüßeſten Rhythmen bewegen, üppig, ſchmiegſam, göttlich liederlich, ſterbefaul, dann wieder ätheriſch erhaben, und immer hochpoetiſch. Ich liebe Dergleichen, wie ich die Poeſie ſelbſt liebe, und dieſe melodiſch bewegten Geſtalten, dieſes wunderbare Menſchenkoncert, das an mir vorüberrauſchte, fand ſein Echo in meinem Herzen, und weckte darin die verwandten Töne.

Es war jetzt nicht mehr die Zaubermacht der erſten Überraſchung, die Märchenhaftigkeit der wildfremden Erſcheinung, es war ſchon der ruhige Geiſt, der, wie ein wahrer Kritiker ein Gedicht lieſt, jene Frauenbilder mit entzückt beſonnenem Auge betrachtete. Und bei ſolcher Betrachtung entdeckt man viel, viel Trübes, den Reichthum der Vergangenheit, die Armuth der Gegenwart und den zurückgebliebenen Stolz. Gern möchten die Töchter Trient's ſich noch ſchmücken wie zu den Zeiten des Konciliums, wo die Stadt blühte in Sammt und Seide; aber das Koncilium hat Wenig ausgerichtet, der Sammt iſt abgeſchabt, die Seide

zerfetzt, und den armen Kindern blieb Nichts als kümmerlicher Flitterstaat, den sie in der Woche ängstlich schonen, und womit sie sich nur des Sonntags putzen. Manche aber entbehren auch dieser Reste eines verschollenen Luxus, und müssen sich mit allerlei ordinären und wohlfeilen Fabrikaten unsers Zeitalters behelfen. Da giebt es nun gar rührende Kontraste zwischen Leib und Kleid; der feingeschnittene Mund scheint fürstlich gebieten zu dürfen, und wird höhnisch überschattet von einem armseligen Basthut mit zerknitterten Papierblumen, der stolzeste Busen wogt in einer Krause von plump falschen Garnspitzen, und die geistreichsten Hüften umschließt der dümmste Kattun. Wehmuth, dein Name ist Kattun, und zwar braungestreifter Kattun! Denn ach! nie hat mich etwas wehmüthiger gestimmt, als der Anblick einer Trienterin, die an Gestalt und Gesichtsfarbe einer marmornen Göttin glich, und auf diesem antik edlen Leib ein Kleid von braungestreiftem Kattun trug, so daß es aussah, als sei die steinerne Niobe plötzlich lustig geworden, und habe sich maskiert in unsere moderne Kleintracht, und schreite bettelstolz und grandios unbeholfen durch die Straßen Trient's.

Kapitel XVIII.

Als ich nach der Locanda dell' Grande Europa zurückkehrte, wo ich mir ein gutes Pranzo bestellt hatte, war mir wirklich so wehmüthig zu Sinn, dass ich nicht essen konnte, und Das will Viel sagen. Ich setzte mich vor die Thüre der nachbarlichen Botega, erfrischte mich mit Sorbet, und sprach in mich hinein:

Grillenhaftes Herz! jetzt bist du ja in Italien — warum tirilirst du nicht? Sind vielleicht die alten deutschen Schmerzen, die kleinen Schlangen, die sich tief in dir verkrochen, jetzt mit nach Italien gekommen, und sie freuen sich jetzt, und eben ihr gemeinschaftlicher Jubel erregt nun in der Brust jenes pittoreske Weh, das darin so seltsam sticht und hüpft und pfeift? Und warum sollten sich die alten Schmerzen nicht auch einmal freuen?

Hier in Italien ist es ja so schön, das Leiden selbst ist hier so schön, in diesen gebrochenen Marmorpallazzos klingen die Seufzer viel romantischer als in unseren netten Ziegelhäuschen, unter jenen Lorberbäumen lässt sich viel wollüstiger weinen als unter unseren mürrisch zackigen Tannen, und nach den idealischen Wolkenbildern des himmelblauen Italiens lässt sich viel süßer hinaufschmachten als nach dem aschgrau deutschen Werkeltagshimmel, wo sogar die Wolken nur ehrliche Spießbürgerfratzen schneiden und langweilig herabgähnen! Bleibt nur in meiner Brust, ihr Schmerzen! ihr findet nirgends ein besseres Unterkommen. Ihr seid mir lieb uud werth, und Keiner weiß euch besser zu hegen und zu pflegen als ich, und ich gestehe euch, ihr macht mir Vergnügen. Und überhaupt, was ist denn Vergnügen? Vergnügen ist Nichts als ein höchst angenehmer Schmerz.

Ich glaube, die Musik, die, ohne daſs ich darauf achtete, vor der Botega erklang, und einen Kreis von Zuschauern schon um sich gezogen, hatte melodramatisch diesen Monolog begleitet. Es war ein wunderliches Trio, bestehend aus zwei Männern und einem jungen Mädchen, das die Harfe spielte. Der Eine von jenen Beiden, winterlich gekleidet in einen weißen Flausrock, war ein stämmiger

Mann mit einem dickrothen Banditengesicht, das aus den schwarzen Haupt- und Barthaaren wie ein drohender Komet hervorbrannte, und zwischen den Beinen hielt er eine ungeheure Bassgeige, die er so wüthend strich, als habe er in den Abruzzen einen armen Reisenden niedergeworfen und wolle ihm geschwinde die Gurgel abfiedeln; der Andere war ein langer, hagerer Greis, dessen morsche Gebeine in einem abgelebt schwarzen Anzuge schlotterten, und dessen schneeweiße Haare mit seinem Buffogesang und seinen närrischen Kapriolen gar kläglich kontrastierten. Ist es schon betrübend, wenn ein alter Mann die Ehrfurcht, die man seinen Jahren schuldig ist, aus Noth verkaufen und sich zur Possenreißerei hergeben muss: wie viel trübseliger ist es noch, wenn er Solches in Gegenwart oder gar in Gesellschaft seines Kindes thut! Und jenes Mädchen war die Tochter des alten Buffo, und sie accompagnierte mit der Harfe die unwürdigsten Späße des greisen Vaters, oder stellte auch die Harfe bei Seite und sang mit ihm ein komisches Duett, wo er einen verliebten alten Gecken und sie seine junge neckische Amante vorstellte. Obendrein schien das Mädchen kaum aus den Kinderjahren getreten zu sein, ja es schien, als habe man das Kind, ehe es noch zur Jungfräu-

lichkeit gelangt war, gleich zum Weibe gemacht, und zwar zu keinem züchtigen Weibe. Daher das bleichsüchtige Welken und der zuckende Mißmuth des schönen Gesichtes, dessen stolzgeschwungene Formen jedes ahnende Mitleid gleichsam verhöhnten; daher die verborgene Kümmerlichkeit der Augen, die unter ihren schwarzen Triumphbogen so herausfordernd leuchteten; daher der tiefe Schmerzenston, der so unheimlich kontrastierte mit den lachend schönen Lippen, denen er entschlüpfte; daher die Krankhaftigkeit der überzarten Glieder, die ein kurzes, ängstlich violettes Seidenkleidchen so tief als möglich umflutterte. Dabei flaggten grellbunte Atlasbänder auf dem verjährten Strohhut, und die Brust zierte gar sinnbildlich eine offne Rosenknospe, die mehr gewaltsam aufgerissen als in eigener Entfaltung aus der grünen Hülle hervorgeblüht zu sein schien. Indessen, über dem unglücklichen Mädchen, diesem Frühling, den der Tod schon verderblich angehaucht, lag eine unbeschreibliche Anmuth, eine Grazie, die sich in jeder Miene, in jeder Bewegung, in jedem Tone kundgab, und selbst dann nicht ganz verleugnete, wenn sie mit vorgeworfenem Leibchen und ironischer Lüsternheit dem alten Vater entgegen tänzelte, der eben so unsittsam mit vorgestrecktem Bauchgerippe

zu ihr heranwackelte. Je frecher sie sich gebärdete, desto tieferes Mitleiden flößte sie mir ein, und wenn ihr Gesang dann weich und wunderbar aus ihrer Brust hervorstieg und gleichsam um Verzeihung bat, dann jauchzten in meiner Brust die kleinen Schlangen, und bissen sich vor Vergnügen in den Schwanz. Auch die Rose schien mich dann wie bittend anzusehen, einmal sah ich sie sogar erzittern, erbleichen — aber in demselben Augenblicke schlugen die Triller des Mädchens um so lachender in die Höhe, der Alte meckerte noch verliebter, und das rothe Kometgesicht marterte seine Bratsche so grimmig, daſs sie die entsetzlich drolligsten Töne von sich gab, und die Zuhörer noch toller jubelten.

Kapitel XIX.

Es war ein echt italiänisches Musikstück, aus irgend einer beliebten Opera Buffa, jener wundersamen Gattung, die dem Humor den freiesten Spielraum gewährt, und worin er sich all seiner springenden Lust, seiner tollen Empfindelei, seiner lachenden Wehmuth und seiner lebenssüchtigen Todesbegeisterung überlassen kann. Es war ganz Rossini'sche Weise, wie sie sich im Barbier von Sevilla am lieblichsten offenbart.

Die Verächter italiänischer Musik, die auch dieser Gattung den Stab brechen, werden einst in der Hölle ihrer wohlverdienten Strafe nicht entgehen, und sind vielleicht verdammt, die lange Ewigkeit hindurch nichts Anderes zu hören, als Fugen von Sebastian Bach. Leid ist es mir um so manchen meiner Kollegen, z. B. um Rellstab,

der ebenfalls dieser Verdammnis nicht entgehen wird, wenn er sich nicht vor seinem Tode zu Rossini bekehrt. Rossini, divino maestro, Helios von Italien, der du deine klingenden Strahlen über die Welt verbreitest! verzeih meinen Landsleuten, die dich lästern auf Schreibpapier und auf Löschpapier! Ich aber erfreue mich deiner goldenen Töne, deiner melodischen Lichter, deiner funkelnden Schmetterlingsträume, die mich so lieblich umgaukeln und mir das Herz küssen wie mit Lippen der Grazien! Divino maestro, verzeih meinen armen Landsleuten, die deine Tiefe nicht sehen, weil du sie mit Rosen bedeckst, und denen du nicht gedankenschwer und gründlich genug bist, weil du so leicht flatterst, so gottbeflügelt! — Freilich, um die heutige italiänische Musik zu lieben und durch die Liebe zu verstehn, muſs man das Volk selbst vor Augen haben, seinen Himmel, seinen Charakter, seine Mienen, seine Leiden, seine Freuden, kurz seine ganze Geschichte, von Romulus, der das heilige römische Reich gestiftet, bis auf die neueste Zeit, wo es zu Grunde ging unter Romulus Augustulus II. Dem armen geknechteten Italien ist ja das Sprechen verboten, und es darf nur durch Musik die Gefühle seines Herzens kundgeben. All sein Groll gegen fremde Herrschaft, seine Begeisterung für

die Freiheit, sein Wahnsinn über das Gefühl der Ohnmacht, seine Wehmuth bei der Erinnerung an vergangene Herrlichkeit, dabei sein leises Hoffen, sein Lauschen, sein Lechzen nach Hülfe, alles Dieses verkappt sich in jene Melodieen, die von grotesker Lebenstrunkenheit zu elegischer Weichheit herabgleiten, und in jene Pantomimen, die von schmeichelnden Karessen zu drohendem Ingrimm überschnappen.

Das ist der esoterische Sinn der Opera Buffa. Die exoterische Schildwache, in deren Gegenwart sie gesungen und dargestellt wird, ahnt nimmermehr die Bedeutung dieser heiteren Liebesgeschichten, Liebesnöthen und Liebesneckereien, worunter der Italiäner seine tödlichsten Befreiungsgedanken verbirgt, wie Harmodius und Aristogiton ihren Dolch verbargen in einem Kranze von Myrten. Das ist halt närrisches Zeug, sagt die exoterische Schildwache, und es ist gut, daß sie Nichts merkt. Denn sonst würde der Impressario mitsammt der Prima Donna und dem Primo Uomo bald jene Bretter betreten, die eine Festung bedeuten; es würde eine Untersuchungskommission niedergesetzt werden, alle staatsgefährliche Triller und revolutionärrische Koloraturen kämen zu Protokoll, man würde eine Menge Arlekine, die in weiteren Verzweigungen

verbrecherischer Umtriebe verwickelt sind, auch den Tartaglia, den Brighella, sogar den alten bedächtigen Pantalon arretieren, dem Dottore von Bologna würde man die Papiere versiegeln, er selbst würde sich in noch größeren Verdacht hineinschnattern, und Kolumbine müßte sich über dieses Familienunglück die Augen roth weinen. Ich denke aber, daß solches Unglück noch nicht über diese guten Leute hereinbrechen wird, indem die italiänischen Demagogen pfiffiger sind als die armen Deutschen, die, Ähnliches beabsichtigend, sich als schwarze Narren mit schwarzen Narrenkappen vermummt hatten, aber so auffallend trübselig aussahen und bei ihren gründlichen Narrensprüngen, die sie Turnen nannten, sich so gefährlich anstellten und so ernsthafte Gesichter schnitten, daß die Regierungen endlich aufmerksam werden und sie einstecken mußten.

Kapitel XX.

Die kleine Harfenistin mußte wohl bemerkt haben, daß ich, während sie sang und spielte, oft nach ihrer Busenrose hinblickte, und als ich nachher auf den zinnernen Teller, womit sie ihr Honorar einsammelte, ein Geldstück hinwarf, das nicht allzuklein war, da lächelte sie schlau, und frug heimlich, ob ich ihre Rose haben wolle.

Nun bin ich aber der höflichste Mensch von der Welt, und um die Welt! möchte ich nicht eine Rose beleidigen, und sei es auch eine Rose, die sich schon ein bischen verduftet hat. Und wenn sie auch nicht mehr, so dacht' ich, ganz frisch riecht, und nicht mehr im Geruche der Tugend ist, wie etwa die Rose von Saron, was kümmert es mich, der ich ja doch den Stockschnupfen habe! Und nur die Menschen nehmen's so genau. Der Schmetter-

ling fragt nicht erst die Blume: Hat schon ein Anderer dich geküsst? Und Diese fragt nicht: Hast du schon eine Andere umflattert? Dazu kam noch, dass die Nacht hereinbrach, und des Nachts, dacht' ich, sind alle Blumen grau, die sündigste Rose eben so gut wie die tugendhafteste Petersilie. Kurz und gut, ohne allzu langes Zögern sagte ich zu der kleinen Harfenistin: Sì, signora — — —

Denk nur nichts Böses, lieber Leser. Es war dunkel geworden, und die Sterne sahen so klar und fromm herab in mein Herz. Im Herzen selbst aber zitterte die Erinnerung an die todte Maria. Ich dachte wieder an jene Nacht, als ich vor dem Bette stand, worauf der schöne blasse Leib lag, mit sanften, stillen Lippen — Ich dachte wieder an den sonderbaren Blick, den mir die alte Frau zuwarf, die bei der Leiche wachen sollte und mir ihr Amt auf einige Stunden überließ — Ich dachte wieder an die Nachtviole, die im Glase auf dem Tische stand und so seltsam duftete — Auch durchschauerte mich wieder der Zweifel, ob es wirklich ein Windzug war, wovon die Lampe erlosch. Ob wirklich kein Dritter im Zimmer war?

Kapitel XXI.

Ich ging bald zu Bette, schlief bald ein und verwickelte mich in närrische Träume. Ich träumte mich nämlich wieder einige Stunden zurück, ich kam wieder an in Trient, ich staunte wieder wie vorher, und jetzt um so mehr, da lauter Blumen statt Menschen in den Straßen spazieren gingen. Da wandelten glühende Nelken, die sich wollüstig fächerten, kokettierende Balsaminen, Hyacinthen mit hübschen leeren Glockenköpfchen, hinterher ein Troß von schnurrbärtigen Narcissen und tölpelhaften Rittersporen. An der Ecke zankten sich zwei Maßliebchen. Aus dem Fenster eines alten Hauses von krankhaftem Aussehen guckte eine gesprenkelte Levkoje, gar närrisch buntgeputzt, und hinter ihr erklang eine niedlich duftende Veilchenstimme. Auf dem Balkon des großen Palazzos am Markte war der ganze

Adel versammelt, die hohe Noblesse, nämlich jene Liljen, die nicht arbeiten und nicht spinnen und sich doch eben so prächtig dünken wie König Salomon in all seiner Herrlichkeit. Auch die dicke Obstfrau glaubte ich dort zu sehen; doch als ich genauer hinblickte, war es nur eine verwinterte Ranunkel, die gleich auf mich loskeifte: „Was wollen Sie unreife Blüthe? Sie saure Jurke? Sie ordinäre Blume mit man eenen Stoobfaden? Ich will Ihnen schon begießen!" Vor Angst eilte ich in den Dom, und überrannte fast ein altes hinkendes Stiefmütterchen, das sich von einem Gänseblümchen das Gebetbuch nachtragen ließ. Im Dome aber war es wieder recht angenehm; in langen Reihen saßen da Tulpen von allen Farben und bewegten andächtig die Köpfe. Im Beichtstuhl saß ein schwarzer Rettig, und vor ihm kniete eine Blume, deren Gesicht nicht zum Vorschein kam. Doch sie duftete so wohlbekannt schauerlich, daß ich seltsamerweise wieder an die Nachtviole dachte, die im Zimmer stand, wo die todte Maria lag.

Als ich wieder aus dem Dome trat, begegnete mir ein Leichenzug von lauter Rosen mit schwarzen Flören und weißen Taschentüchern, und ach! auf der Bahre lag die frühzerrissene Rose, die ich am Busen der kleinen Harfenistin kennen gelernt. Sie

sah jetzt noch viel anmuthiger aus, aber ganz kreideblaß, eine weiße Rosenleiche. Bei einer kleinen Kapelle wurde der Sarg niedergesetzt; da gab es Nichts als Weinen und Schluchzen, und endlich trat eine alte Klatschrose hervor und hielt eine lange Leichenpredigt, worin sie viel schwatzte von den Tugenden der Hingeschiedenen, von einem irdischen Katzenjammerthal, von einem besseren Sein, von Liebe, Hoffnung und Glaube, Alles in einem näselnd singenden Tone, eine breitgewässerte Rede, und so lang und langweilig, daß ich davon erwachte.

Kapitel XXII.

Mein Vetturin hatte früher denn Helios seine Gäule angeschirrt, und schon um Mittagszeit erreichten wir Ala. Hier pflegen die Vetturine einige Stunden zu halten, um ihre Wagen zu wechseln.

Ala ist schon ein echt italiänisches Nest. Die Lage ist pittoresk, an einem Berghang, ein Fluss rauscht vorbei, heitergrüne Weinreben umranken hie und da die über einander stolpernden, zusammengeflickten Bettlerpalläste. An der Ecke des windschiefen Marktes, der so klein ist wie ein Hühnerhof, steht mit großmächtigen, gigantischen Buchstaben: Piazza di San Marco. Auf dem steinernen Bruchstück eines großen altadeligen Wappenschilds saß dort ein kleiner Knabe und nothdürftelte. Die blanke Sonne beschien seine naive Rückseite, und in den Händen hielt er ein papiernes Heiligenbild,

das er vorher inbrünstig küsste. Ein kleines bildschönes Mädchen stand betrachtungsvoll daneben, und blies zuweilen accompagnierend in eine hölzerne Kindertrompete.

Das Wirthshaus, wo ich einkehrte und zu Mittag speiste, war ebenfalls schon echt italiänischer Art. Oben auf dem ersten Stockwerk eine freie Estrade mit der Aussicht nach dem Hofe, wo zerschlagene Wagen und sehnsüchtige Misthaufen lagen, Truthähne mit närrisch rothen Schnabellappen und bettelstolze Pfauen einherspazierten, und ein halb Dutzend zerlumpter, sonnverbrannter Buben sich nach der Bell- und Lancasterschen Methode lausten. Auf jener Estrade, längs dem gebrochenen Eisengeländer, gelangt man in ein weites hallendes Zimmer. Fußboden von Marmor, in der Mitte ein breites Bett, worauf die Flöhe Hochzeit halten; überall großartiger Schmutz. Der Wirth sprang hin und her, um meine Wünsche zu vernehmen. Er trug einen hastig grünen Leibrock und ein vielfältig bewegtes Gesicht, worin eine lange höckerige Nase mit einer haarigen rothen Warze, die mitten darauf saß, wie ein rothjäckiger Affe auf dem Rücken eines Kamels. Er sprang hin und her, und es war dann, als ob das rothe Äffchen auf seiner Nase ebenfalls hin und her spränge. Es

dauerte aber eine Stunde, ehe er das Mindeste brachte, und wenn ich desshalb schalt, so betheuerte er, dass ich schon sehr gut Italiänisch spreche.

Ich musste mich lange mit dem lieblichen Bratenduft begnügen, der mir entgegenwogte aus der thürlosen Küche gegenüber, wo Mutter und Tochter neben einander saßen und sangen und Hühner rupften. Erstere war remarkabel korpulent; Brüste, die sich überreichlich hervorbäumten, die jedoch noch immer klein waren im Vergleich mit dem kolossalen Hintergestell, so dass jene erst die Institutionen zu sein schienen, dieses aber ihre erweiterte Ausführung als Pandekten. Die Tochter, eine nicht sehr große, aber stark geformte Person, schien sich ebenfalls zur Korpulenz hinzuneigen; aber ihr blühendes Fett war keineswegs mit dem alten Talg der Mutter zu vergleichen. Ihre Gesichtszüge waren nicht sanft, nicht jugendlich liebreizend, jedoch schön gemessen, edel, antik; die Locken und Augen brennend schwarz. Die Mutter hingegen hatte flache, stumpfe Gesichtszüge, eine rosenrothe Nase, blaue Augen, wie Veilchen in Milch gekocht, und liljenweiß gepuderte Haare. Dann und wann kam der Wirth, il signor padre, herangesprungen, und fragte nach irgend einem Geschirr oder Geräthe, und im Recitativ bekam er

die ruhige Weisung, es selbst zu suchen. Dann schnalzte er mit der Zunge, kramte in den Schränken, kostete aus den kochenden Töpfen, verbrannte sich das Maul, und sprang wieder fort, und mit ihm sein Nasenkamel und das rothe Äffchen. Hinter ihnen drein schlugen dann die lustigsten Triller, wie liebreiche Verhöhnung und Familienneckerei.

Aber diese gemüthliche, fast idyllische Wirthschaft unterbrach plötzlich ein Donnerwetter; ein vierschrötiger Kerl mit einem brüllenden Mordgesicht stürzte herein, und schrie Etwas, das ich nicht verstand. Als beide Frauenzimmer verneinend die Köpfe schüttelten, gerieth er in die tollste Wuth und spie Feuer und Flamme, wie ein kleiner Vesuv, der sich ärgert. Die Wirthin schien in Angst zu gerathen, und flüsterte begütigende Worte, die aber eine entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten, so daſs der rasende Mensch eine eiserne Schaufel ergriff, einige unglückliche Teller und Flaschen zerschlug, und auch die arme Frau geschlagen haben würde, hätte nicht die Tochter ein langes Küchenmesser erfaſst und ihn niederzustechen gedroht, im Fall er nicht sogleich abzöge.

Es war ein schöner Anblick, das Mädchen stand da blaſsgelb und vor Zorn erstarrend, wie ein Marmorbild, die Lippen ebenfalls bleich, die

Augen tief und tödlich, eine blaugeschwollene Ader quer über der Stirn, die schwarzen Locken wie flatternde Schlangen, in den Händen ihr blutiges Messer — ich schauerte vor Lust, denn leibhaftig sah ich vor mir das Bild der Medea, wie ich es oft geträumt in meinen Jugendnächten, wenn ich entschlummert war an dem lieben Herzen Melpomene's, der finster schönen Göttin.

Während dieser Scene kam der signor padre nicht im mindesten aus dem Geleise, mit geschäftiger Seelenruhe raffte er die Scherben vom Boden auf, suchte die Teller zusammen, die noch am Leben geblieben, brachte mir darauf: Zuppa mit Parmesankäse, einen Braten derb und fest wie deutsche Treue, Krebse roth wie Liebe, grünen Spinat wie Hoffnung mit Eiern, und zum Dessert gestovte Zwiebeln, die mir Thränen der Rührung aus den Augen lockten. Das hat Nichts zu bedeuten, Das ist nun mal Pietro's Methode, sprach er, als ich verwundert nach der Küche zeigte; und wirklich, nachdem der Urheber des Zanks sich entfernt hatte, schien es, als ob dort gar Nichts vorgefallen sei, Mutter und Tochter saßen wieder ruhig nach wie vor, und sangen und rupften Hühner.

Die Rechnung überzeugte mich, daß auch der signor padre sich aufs Rupfen verstand, und als

ich ihm dennoch außer der Zahlung Etwas für die gute Hand gab, da nieste er so vergnügt stark, daß das Äffchen beinah von seinem Sitze herabgefallen wäre. Hierauf winkte ich freundlich hinüber nach der Küche, freundlich war der Gegengruß, bald saß ich in dem eingetauschten Wagen, fuhr rasch hinab in die lombardische Ebene, und erreichte gegen Abend die uralte, weltberühmte Stadt Verona.

Kapitel XXIII.

Die bunte Gewalt der neuen Erscheinungen bewegte mich in Trient nur dämmernd und ahnungsvoll, wie Märchenschauer; in Verona aber erfaſste sie mich wie ein mächtiger Fiebertraum voll heißer Farben, scharfbestimmter Formen, gespenstischer Trompetenklänge und fernen Waffengeräusches. Da war manch verwitterter Pallast, der mich so stier ansah, als wollte er mir ein altes Geheimnis anvertrauen, und er scheuete sich nur vor dem Gewühl der zudringlichen Tagesmenschen, und bäte mich, zur Nachtzeit wieder zu kommen. Jedoch trotz dem Gelärm des Volkes und trotz der wilden Sonne, die ihr rothes Licht hineingoſs, hat doch hie und da ein alter dunkler Thurm mir ein bedeutendes Wort zugeworfen, hie und da vernahm ich das Geflüster zerbrochener Bildsäulen, und als ich gar

über eine kleine Treppe ging, die nach der Piazza de' Signori führte, da erzählten mir die Steine eine furchtbar blutige Geschichte, und ich las an der Ecke die Worte: Scala Ammazzati.

Verona, die uralte, weltberühmte Stadt, gelegen auf beiden Seiten der Etsch, war immer gleichsam die erste Station für die germanischen Wandervölker, die ihre kaltnordischen Wälder verließen und über die Alpen stiegen, um sich im güldenen Sonnenschein des lieblichen Italiens zu erlustigen. Einige zogen weiter hinab, Anderen gefiel es schon gut genug am Orte selbst, und sie machten es sich heimatlich bequem, und zogen seidne Hausgewänder an, und ergingen sich friedlich unter Blumen und Cypressen, bis neue Ankömmlinge, die noch ihre frischen Eisenkleider anhatten, aus dem Norden kamen und sie verdrängten, — eine Geschichte, die sich oft wiederholte, und von den Historikern die Völkerwanderung genannt wird. Wandelt man jetzt durch das Weichbild Verona's, so findet man überall die abenteuerlichen Spuren jener Tage, so wie auch die Spuren der älteren und der späteren Zeiten. An die Römer mahnt besonders das Amphitheater und der Triumphbogen; an die Zeit des Theodorich's, des Dietrich's von Bern, von dem die Deutschen noch

singen und sagen, erinnern die fabelhaften Reste so mancher byzantinisch vorgothischen Bauwerke; tolle Trümmer erinnern an König Alboin und seine wüthenden Longobarden; sagenreiche Denkmale mahnen an Karolum Magnum, dessen Paladine an der Pforte des Doms eben so fränkisch roh gemeißelt sind, wie sie gewiss im Leben gewesen — es will uns bedünken, als sei die Stadt eine große Völkerherberge, und gleich wie man in Wirthshäusern seinen Namen auf Wand und Fenster zu schreiben pflegt, so habe dort jedes Volk die Spuren seiner Anwesenheit zurückgelassen, freilich oft nicht in der leserlichsten Schrift, da mancher deutsche Stamm noch nicht schreiben konnte, und sich damit behelfen musste, zum Andenken Etwas zu zertrümmern, welches auch hinreichend war, da diese Trümmer noch deutlicher sprechen als zierliche Buchstaben. Die Barbaren, welche jetzt die alte Herberge bezogen haben, werden nicht ermangeln, eben solche Denkmäler ihrer holden Gegenwart zu hinterlassen, da es ihnen an Bildhauern und Dichtern fehlt, um sich durch mildere Mittel im Andenken der Menschen zu erhalten.

Ich blieb nur einen Tag in Verona, in beständiger Verwunderung ob des nie Gesehenen, anstarrend jetzt die alterthümlichen Gebäude, dann

die Menschen, die in geheimnisvoller Hast dazwischen wimmelten, und endlich wieder den gottblauen Himmel, der das seltsame Ganze wie ein kostbarer Rahmen umschloss und dadurch gleichsam zu einem Gemälde erhob. Es ist aber eigen, wenn man in dem Gemälde, das man eben betrachtet hat, selbst steckt, und hie und da von den Figuren desselben angelächelt wird, und gar von den weiblichen, wie's mir auf der Piazza delle Erbe so lieblich geschah. Das ist nämlich der Gemüsemarkt, und da gab es vollauf ergötzliche Gestalten, Frauen und Mädchen, schmachtend großäugige Gesichter, süße wöhnliche Leiber, reizend gelb, naiv schmutzig, geschaffen viel mehr für die Nacht als für den Tag. Der weiße oder schwarze Schleier, den die Stadtfrauen auf dem Haupte tragen, war so listig um den Busen geschlagen, dass er die schönen Formen mehr verrieth als verbarg. Die Mägde trugen Chignons, durchstochen mit einem oder mehreren goldnen Pfeilen, auch wohl mit einem eichelköpfigen Silberstäbchen. Die Bäuerinnen hatten meist kleine tellerartige Strohhütchen mit kokettierenden Blumen an die eine Seite des Kopfes gebunden. Die Tracht der Männer war minder abweichend von der unsrigen, und nur die ungeheuern schwarzen Backenbärte, die aus der Kravatte hervorbuschten, waren

mir hier, wo ich diese Mode zuerst bemerkte, etwas auffallend.

Betrachtete man aber genauer diese Menschen, die Männer wie die Frauen, so entdeckte man in ihren Gesichtern und in ihrem ganzen Wesen die Spuren einer Civilisation, die sich von der unsrigen insofern unterscheidet, daß sie nicht aus der Mittelalter-Barbarei hervorgegangen, sondern noch aus der Römerzeit herrührt, nie ganz vertilgt worden ist, und sich nur nach dem jedesmaligen Charakter der Landesherrscher modificiert hat. Die Civilisation hat bei diesen Menschen keine so auffallend neue Politur wie bei uns, wo die Eichenstämme erst gestern gehobelt worden sind, und Alles noch nach Firnis riecht. Es scheint uns, als habe dieses Menschengewühl auf der Piazza delle Erbe im Laufe der Zeiten nur allmählig Röcke und Redensarten gewechselt, und der Geist der Gesittung habe sich dort wenig verändert. Die Gebäude aber, die diesen Platz umgeben, mögen nicht so leicht im Stande gewesen sein mit der Zeit fortzuschreiten; doch schauen sie darum nicht minder anmuthig, und ihr Anblick bewegt wunderbar unsre Seele. Da stehen hohe Palläste im venetianisch-lombardischen Stil, mit unzähligen Balkonen und lachenden Freskobildern; in der Mitte erhebt sich eine einzelne

Denksäule, ein Springbrunnen und eine steinerne Heilige; hier schaut man den launig roth- und weißgestreiften Podesta, der hinter einem mächtigen Pfeilerthor emporragt; dort wieder erblickt man einen altviereckigen Kirchthurm, woran oben der Zeiger und das Zifferblatt der Uhr zur Hälfte zerstört ist, so daß es aussieht, als wolle die Zeit sich selber vernichten — über dem ganzen Platz liegt derselbe romantische Zauber, der uns so lieblich anweht aus den phantastischen Dichtungen des Ludovico Ariosto oder des Ludovico Tieck.

Nahe bei diesem Platze steht ein Haus, das man wegen eines Hutes, der über dem inneren Thor in Stein gemeißelt ist, für den Pallast der Capulets hält. Es ist jetzt eine schmutzige Kneipe für Fuhrleute und Kutscher, und als Herbergeschild hängt davor ein rother, durchlöcherter Blechhut. Unfern in einer Kirche zeigt man auch die Kapelle, worin der Sage nach das unglückliche Liebespaar getraut worden. Ein Dichter besucht gern solche Orte, wenn er auch selbst lächelt über die Leichtgläubigkeit seines Herzens. Ich fand in dieser Kapelle ein einsames Frauenzimmer, ein kümmerlich verblichenes Wesen, das nach langem Knieen und Beten seufzend aufstand, aus kranken, stillen

Augen mich befremdet ansah, und endlich wie mit gebrochenen Gliedern fortschwankte.

Auch die Grabmäler der Scaliger sind unfern der Piazza delle Erbe. Sie sind so wundersam prächtig wie dieses stolze Geschlecht selbst, und es ist Schade, daſs sie in einem engen Winkel stehen, wo sie sich gleichsam zusammendrängen müssen, um so wenig Raum als möglich einzunehmen, und wo auch dem Beschauer nicht viel Platz bleibt, um sie ordentlich zu betrachten. Es ist, als sähen wir hier die geschichtliche Erscheinung dieses Geschlechtes vergleichnisst; diese füllt ebenfalls nur einen kleinen Winkel in der allgemeinen italiänischen Geschichte, aber dieser Winkel ist gedrängt voll von Thatenglanz, Gesinnungspracht und Übermuthsherrlichkeit. Wie in der Geschichte, so sieht man sie auch auf ihren Monumenten, stolze, eiserne Ritter auf eisernen Rossen, vor Allen herrlich Can Grande, der Oheim, und Mastino, der Neffe.

Kapitel XXIV.

Über das Amphitheater von Verona haben Viele gesprochen; man hat dort Platz genug zu Betrachtungen, und es giebt keine Betrachtungen, die sich nicht in den Kreis dieses berühmten Bauwerks einfangen ließen. Es ist ganz in jenem ernsten thatsächlichen Stil gebaut, dessen Schönheit in der vollendeten Solidität besteht und, wie alle öffentlichen Gebäude der Römer, einen Geist ausspricht, der nichts Anderes ist, als der Geist von Rom selbst. Und Rom? Wer ist so gesund unwissend, dass nicht heimlich bei diesem Namen sein Herz erbebte, und nicht wenigstens eine traditionelle Furcht seine Denkkraft aufrüttelte? Was mich betrifft, so gestehe ich, dass mein Gefühl mehr Angst als Freude enthielt, wenn ich daran dachte, bald umherzuwandeln auf dem Boden der alten Roma.

Die alte Roma ist ja jetzt todt, beschwichtigte ich die zagende Seele, und du hast die Freude, ihre schöne Leiche ganz ohne Gefahr zu betrachten. Aber dann stieg wieder das Falstaff'sche Bedenken in mir auf: Wenn sie aber noch nicht ganz todt wäre und sich nur verstellt hätte, und sie stände plötzlich wieder auf — es wäre entsetzlich!

Als ich das Amphitheater besuchte, wurde just Komödie darin gespielt; eine kleine Holzbude war nämlich in der Mitte errichtet, darauf ward eine italiänische Posse aufgeführt, und die Zuschauer saßen unter freiem Himmel, theils auf kleinen Stühlchen, theils auf den hohen Steinbänken des alten Amphitheaters. Da saß ich nun und sah Brighella's und Tartaglia's Spiegelfechtereien auf derselben Stelle, wo der Römer einst saß und seinen Gladiatoren und Thierhetzen zusah. Der Himmel über mir, die blaue Krystallschale, war noch derselbe wie damals. Es dunkelte allmählig, die Sterne schimmerten hervor. Truffaldino lachte, Smeraldina jammerte, endlich kam Pantalone und legte ihre Hände in einander. Das Volk klatschte Beifall und zog jubelnd von dannen. Das ganze Spiel hatte keinen Tropfen Blut gekostet. Es war aber nur ein Spiel. Die Spiele der Römer hingegen waren keine Spiele, diese Männer konnten sich

nimmermehr am bloßen Schein ergötzen, es fehlte ihnen dazu die kindliche Seelenheiterkeit, und, ernsthaft wie sie waren, zeigte sich auch in ihren Spielen der barste, blutigste Ernst. Sie waren keine große Menschen, aber durch ihre Stellung waren sie größer als andre Erdenkinder, denn sie standen auf Rom. So wie sie von den sieben Hügeln herabstiegen, waren sie klein. Daher die Kleinlichkeit, die wir da entdecken, wo ihr Privatleben sich ausspricht; und Herkulanum und Pompeji, jene Palimpsesten der Natur, wo jetzt wieder der alte Steintext hervorgegraben wird, zeigen dem Reisenden das römische Privatleben in kleinen Häuschen mit winzigen Stübchen, welche so auffallend kontrastieren gegen jene kolossalen Bauwerke, die das öffentliche Leben aussprachen, jene Theater, Wasserleitungen, Brunnen, Landstraßen, Brücken, deren Ruinen noch jetzt unser Staunen erregen. Aber Das ist es ja eben; wie der Grieche groß ist durch die Idee der Kunst, der Hebräer durch die Idee eines heiligsten Gottes, so sind die Römer groß durch die Idee ihrer ewigen Roma, groß überall wo sie in der Begeisterung dieser Idee gefochten, geschrieben und gebaut haben. Je größer Rom wurde, je mehr erweiterte sich diese Idee, der Einzelne verlor sich darin, die Großen, die noch hervorragen, sind nur

getragen von dieser Idee, und sie macht die Kleinheit der Kleinen noch bemerkbarer. Die Römer sind deßhalb zugleich die größten Helden und die größten Satiriker gewesen, Helden wenn sie handelten, während sie an Rom dachten, Satiriker wenn sie an Rom dachten, während sie die Handlungen ihrer Genossen beurtheilten. Gemessen mit solchem ungeheuren Maßstab der Idee Rom, mußte selbst die größte Persönlichkeit zwerghaft erscheinen und somit der Spottsucht anheim fallen. Tacitus ist der grausamste Meister in dieser Satire, eben weil er die Größe Rom's und die Kleinheit der Menschen am tiefsten fühlte. Recht in seinem Elemente ist er jedesmal, wenn er berichten kann, was die malitiösen Zungen auf dem Forum über irgend eine imperiale Schandthat raisonnierten; recht ingrimmig glücklich ist er, wenn er irgend eine senatorische Blamage, etwa eine verfehlte Schmeichelei, zu erzählen hat.

Ich ging noch lange umher spazieren auf den höheren Bänken des Amphitheaters, zurücksinnend in die Vergangenheit. Wie alle Gebäude im Abendlichte ihren inwohnenden Geist am anschaulichsten offenbaren, so sprachen auch diese Mauern zu mir in ihrem fragmentarischen Lapidarstil tiefernste Dinge; sie sprachen von den Männern des alten

Rom's, und mir war dabei, als sähe ich sie selber umher wandeln, weiße Schatten unter mir im dunkeln Cirkus. Mir war, als sähe ich die Gracchen, mit ihren begeisterten Märtyreraugen. Tiberius Sempronius, rief ich hinab, ich werde mit dir stimmen für das agrarische Gesetz! Auch Cäsar sah ich, Arm in Arm wandelte er mit Marcus Brutus. — Seid ihr wieder versöhnt? rief ich. Wir glaubten Beide Recht zu haben — lachte Cäsar zu mir hinauf — ich wußte nicht, daß es noch einen Römer gab, und hielt mich deßhalb für berechtigt, Rom in die Tasche zu stecken, und weil mein Sohn Marcus eben dieser Römer war, so glaubte er sich berechtigt, mich deßhalb umzubringen. Hinter diesen Beiden schlich Tiberius Nero mit Nebelbeinen und unbestimmten Mienen. Auch Weiber sah ich dort wandeln, darunter Agrippina mit ihrem schönen herrschsüchtigen Gesichte, das wundersam rührend anzusehen war, wie ein altes Marmorbild, in dessen Zügen der Schmerz wie versteinert erscheint. Wen suchst du, Tochter des Germanicus? Schon hörte ich sie klagen — da erscholl plötzlich das dumpfsinnige Geläute einer Betglocke und das fatale Getrommel des Zapfenstreichs. Die stolzen römischen Geister verschwanden, und ich war wieder ganz in der christlich östreichischen Gegenwart.

Kapitel XXV.

Auf dem Platze La Bra spaziert, sobald es dunkel wird, die schöne Welt von Verona, oder sitzt dort auf kleinen Stühlchen vor den Kaffebuden, und schlürft Sorbet und Abendkühle und Musik. Da lässt sich gut sitzen, das träumende Herz wiegt sich auf süßen Tönen und erklingt im Wiederhall. Manchmal, wie schlaftrunken, taumelt es auf, wenn die Trompeten erschallen, und es stimmt ein mit vollem Orchester. Dann ist der Geist wieder sonnig ermuntert, großblumige Gefühle und Erinnerungen mit tiefen schwarzen Augen blühen hervor, und drüber hin ziehen die Gedanken, wie Wolkenzüge, stolz und langsam und ewig.

Ich wandelte noch bis spät nach Mitternacht durch die Straßen Verona's, die allmählich menschenleer wurden und wunderbar wiederhallten. Im

halben Mondlichte dämmerten die Gebäude und ihre Bildwerke, und bleich und schmerzhaft sah mich an manch marmornes Gesicht. Ich eilte schnell den Grabmälern der Scaliger vorüber; denn mir schien, als wolle Can Grande, artig wie er immer gegen Dichter war, von seinem Rosse herabsteigen und mich als Wegweiser begleiten. Bleib du nur sitzen, rief ich ihm zu, ich bedarf deiner nicht, mein Herz ist der beste Cicerone und erzählt mir überall die Geschichten, die in den Häusern passiert sind, und bis auf Namen und Jahrzahl erzählt es sie treu genug.

Als ich an den römischen Triumphbogen kam, huschte eben ein schwarzer Mönch hindurch, und fernher erscholl ein deutsch brummendes: Wer da? Gut Freund! greinte ein vergnügter Diskant.

Welchem Weibe aber gehörte die Stimme, die mir so süß unheimlich in die Seele drang, als ich über die Scala Ammazzati stieg? Es war Gesang wie aus der Brust einer sterbenden Nachtigall, todzärtlich, und wie hülferufend an den steinernen Häusern wiederhallend. Auf dieser Stelle hat Antonio della Scala seinen Bruder Bartolomeo umgebracht, als Dieser eben zur Geliebten gehen wollte. Mein Herz sagte mir, sie säße noch immer in ihrer Kammer, und erwarte den Geliebten, und sänge

nur, um ihre ahnende Angst zu überstimmen. Aber bald schienen mir Lied und Stimme so wohl bekannt, ich hatte diese seidnen, schaurigen, verblutenden Töne schon früher gehört, sie umstrickten mich wie weiche, flehende Erinnerungen, und — O, du dummes Herz, sprach ich zu mir selber, kennst du denn nicht mehr das Lied vom kranken Mohrenkönig, das die todte Maria so oft gesungen? Und die Stimme selbst — kennst du denn nicht mehr die Stimme der todten Maria?

Die langen Töne verfolgten mich durch alle Straßen, bis zum Gasthof Due Torre, bis ins Schlafgemach, bis in den Traum — Und da sah ich wieder mein süßes gestorbenes Leben schön und regungslos liegen, die alte Waschfrau entfernte sich wieder mit räthselhaftem Seitenblick, die Nachtviole duftete, ich küßte wieder die lieblichen Lippen, und die holde Leiche erhob sich langsam, um mir den Gegenkuß zu bieten.

Wüßte ich nur, wer das Licht ausgelöscht hat!

Kapitel XXVI.

„Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?"

Kennst du das Lied? Ganz Italien ist darin geschildert, aber mit den seufzenden Farben der Sehnsucht. In der italiänischen Reise hat es Goethe etwas ausführlicher besungen, und wo er malt, hat er das Original immer vor Augen, und man kann sich auf die Treue der Umrisse und der Farbengebung ganz verlassen. Ich finde es daher bequem, hier ein für allemal auf Goethe's italiänische Reise hinzudeuten, um so mehr, da er bis Verona dieselbe Tour, durch Tyrol, gemacht hat. Ich habe schon früherhin *) über jenes Buch

*) Im ersten Band der „Reisebilder" — Sämmtliche Werke, Bd. I, S. 142.

Anm. des Herausgebers.

gesprochen, ehe ich den Stoff, den es behandelt, gekannt habe, und ich finde jetzt mein ahnendes Urtheil vollauf bestätigt. Wir schauen nämlich darin überall thatsächliche Auffassung und die Ruhe der Natur. Goethe hält ihr den Spiegel vor, oder, besser gesagt, er ist selbst der Spiegel der Natur. Die Natur wollte wissen, wie sie aussieht, und sie erschuf Goethe. Sogar die Gedanken, die Intentionen der Natur vermag er uns wiederzuspiegeln, und es ist einem hitzigen Goetheaner, zumal in den Hundstagen, nicht zu verargen, wenn er über die Identität der Spiegelbilder mit den Objekten selbst so sehr erstaunt, dass er dem Spiegel sogar Schöpfungskraft, die Kraft, ähnliche Objekte zu erschaffen, zutraut. Ein Herr Eckermann hat mal ein Buch über Goethe geschrieben, worin er ganz ernsthaft versichert: Hätte der liebe Gott bei Erschaffung der Welt zu Goethe gesagt: „Lieber Goethe, ich bin jetzt Gottlob! fertig, ich habe jetzt Alles erschaffen bis auf die Vögel und die Bäume, und du thätest mir eine Liebe, wenn du statt meiner diese Bagatellen noch erschaffen wolltest" — so würde Goethe, eben so gut wie der liebe Gott, diese Thiere und Gewächse ganz im Geiste der übrigen Schöpfung, nämlich die Vögel mit Federn, und die Bäume grün, erschaffen haben.

Es liegt Wahrheit in diesen Worten, und ich bin sogar der Meinung, daß Goethe manchmal seine Sache noch besser gemacht hätte, als der liebe Gott selbst, und daß er z. B. den Herrn Eckermann viel richtiger, ebenfalls mit Federn und grün, erschaffen hätte. Es ist wirklich ein Schöpfungsfehler, daß auf dem Kopfe des Herrn Eckermann keine grüne Federn wachsen, und Goethe hat diesem Mangel wenigstens dadurch abzuhelfen gesucht, daß er ihm einen Doktorhut aus Jena verschrieben und eigenhändig aufgesetzt hat.

Nächst Goethe's italiänischer Reise, ist Frau von Morgan's „Italien“ und Frau von Staël's „Corinna“ zu empfehlen. Was diesen Frauen an Talent fehlt, um neben Goethe nicht unbedeutend zu erscheinen, Das ersetzen sie durch männliche Gesinnungen, die Jenem mangeln. Denn Frau von Morgan hat wie ein Mann gesprochen, sie sprach Skorpionen in die Herzen frecher Söldner, und muthig und süß waren die Triller dieser flatternden Nachtigall der Freiheit. Eben so, wie männiglich bekannt ist, war Frau von Staël eine liebenswürdige Marketenderin im Heer der Liberalen, und lief muthig durch die Reihen der Kämpfenden mit ihrem Enthusiasmusfäßchen, und

stärkte die Müden, und focht selber mit, besser als die Besten.

Was überhaupt italiänische Reisebeschreibungen betrifft, so hat W. Müller vor geraumer Zeit im Hermes eine Übersicht derselben gegeben. Ihre Zahl ist Legion. Unter den ältern deutschen Schriftstellern in diesem Fache sind durch Geist oder Eigenthümlichkeit am ausgezeichnetsten: Moritz, Archenholz, Bartels, der brave Seume, Arndt, Meyer, Benkowitz und Rehfues. Die neueren kenne ich weniger, und nur wenige davon haben mir Vergnügen und Belehrung gewährt. Unter Diesen nenne ich des allzufrüh verstorbenen W. Müller's „Rom, Römer und Römerinnen“ — ach, er war ein deutscher Dichter! — dann die Reise von Kephalides, die ein bischen trocken ist, ferner Leßmann's „Cisalpinische Blätter“ die etwas zu flüssig sind, und endlich die „Reisen in Italien seit 1822, von Friedrich Thiersch, Lud. Schorn, Eduard Gerhardt und Leo von Klenze“; von diesem Werke ist erst ein Theil erschienen, und er enthält meistens Mittheilungen von meinem lieben, edlen Thiersch, dessen humanes Auge aus jeder Zeile hervorblickt.

Kapitel XXVII.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorber steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter ziehn.

— Aber reise nur nicht im Anfang August, wo man des Tags von der Sonne gebraten und des Nachts von den Flöhen verzehrt wird. Auch rathe ich dir, mein lieber Leser, von Verona nach Mailand nicht mit dem Postwagen zu fahren.

Ich fuhr, in Gesellschaft von sechs Banditen, in einer schwerfälligen Carrozza, die wegen des allzugewaltigen Staubes, von allen Seiten so sorg-

fältig verschlossen wurde, daß ich von der Schönheit der Gegend Wenig bemerken konnte. Nur zweimal, ehe wir Brescia erreichten, lüftete mein Nachbar das Seitenleder, um hinaus zu spucken. Das eine Mal sah ich Nichts als einige schwitzende Tannen, die in ihren grünen Winterröcken von der schwülen Sonnenhitze sehr zu leiden schienen; das andere Mal sah ich ein Stück von einem wunderklaren blauen See, worin die Sonne und ein magerer Grenadier sich spiegelten. Letzterer, ein östreichischer Narciß, bewunderte mit kindischer Freude, wie sein Spiegelbild ihm Alles getreu nachmachte, wenn er das Gewehr präsentierte oder schulterte, oder zum Schießen auslegte.

Von Brescia selbst weiß ich ebenfalls Wenig zu erzählen, indem ich die Zeit meines dortigen Aufenthalts dazu benutzte, ein gutes Pranzo einzunehmen. Man kann es einem armen Reisenden nicht verdenken, wenn er den Hunger des Leibes früher stillt als den des Geistes. Doch war ich gewissenhaft genug, ehe ich wieder in den Wagen stieg, einige Notizen über Brescia vom Cameriere zu erfragen, und da erfuhr ich unter Anderm, die Stadt habe 40,000 Einwohner, ein Rathhaus, 21 Kaffehäuser, 20 katholische Kirchen, ein Tollhaus, eine Synagoge, eine Menagerie, ein Zucht-

haus, ein Krankenhaus, ein eben so gutes Theater, und einen Galgen für Diebe, die unter 100,000 Thaler stehlen.

Um Mitternacht arrivierte ich in Mailand und kehrte ein bei Herrn Reichmann, einem Deutschen, der sein Hotel ganz nach deutscher Weise eingerichtet. Es sei das beste Wirthshaus in ganz Italien, sagten mir einige Bekannte, die ich dort wiederfand, und die über italiänische Gastwirthe und Flöhe sehr schlecht zu sprechen waren. Da hörte ich Nichts als ärgerliche Histörchen von italiänischen Prellereien, und besonders Sir William fluchte und versicherte, wenn Europa der Kopf der Welt sei, so sei Italien das Diebsorgan dieses Kopfes. Der arme Baronet hat in der Locanda Croce bianco zu Padua nicht weniger als zwölf Francs für ein mageres Frühstück bezahlen müssen, und zu Vicenza hat ihm jemand ein Trinkgeld abgefordert, als er ihm einen Handschuh aufhob, den er beim Einsteigen in den Wagen fallen lassen. Sein Vetter Tom sagte, alle Italiäner seien Spitzbuben bis auf den einzigen Umstand, daß sie nicht stehlen. Hätte er liebenswürdiger ausgesehen, so würde er auch die Bemerkung gemacht haben, daß alle Italiänerinnen Spitzbübinnen sind. Der Dritte im Bunde war ein Mister Liver, den ich in Brigh-

ton als ein junges Kalb verlassen hatte, und jetzt in Mailand als einen boeuf à la mode wiederfand. Er war ganz als Dandy gekleidet, und ich habe nie einen Menschen gesehen, der es besser verstanden hätte, mit seiner Figur lauter Ecken hervorzubringen. Wenn er die Daumen in die Ärmelausschnitte der Weste einkrempte, machte er auch mit der Handwurzel und mit jedem Finger einige Ecken; ja sein Maul war sogar viereckig aufgesperrt. Dazu kommt ein eckiger Kopf, hinten schmal, oben spitz, mit kurzer Stirn und sehr langem Kinn. Unter den englischen Bekannten, die ich in Mailand wiedersah, war auch Liver's dicke Tante; gleich einer Fettlawine war sie von den Alpen herabgekommen, in Gesellschaft zweier schneeweißen, schneekalten Schneegänschen, Miss Polly und Miss Molly.

Beschuldige mich nicht der Anglomanie, lieber Leser, wenn ich in diesem Buche sehr häufig von Engländern spreche; sie sind jetzt in Italien zu zahlreich, um sie übersehen zu können, sie durchziehen dieses Land in ganzen Schwärmen, lagern in allen Wirthshäusern, laufen überall umher, um Alles zu sehen, und man kann sich keinen italiänischen Citronenbaum mehr denken, ohne eine Engländerin, die daran riecht, und keine Galerie ohne ein Schock Engländer, die mit ihrem Guide in

der Hand darin umherrennen, und nachsehen, ob noch Alles vorhanden, was in dem Buche als merkwürdig erwähnt ist. Wenn man jenes blonde, rothbäckige Volk mit seinen blanken Kutschen, bunten Lakaien, wiehernden Rennpferden, grünverschleierten Kammerjungfern und sonstig kostbaren Geschirren neugierig und geputzt über die Alpen ziehen und Italien durchwandern sieht, glaubt man eine elegante Völkerwanderung zu sehen. Und in der That, der Sohn Albion's, obgleich er weiße Wäsche trägt und Alles baar bezahlt, ist doch ein civilisierter Barbar in Vergleichung mit dem Italiäner, der vielmehr eine in Barbarei übergehende Civilisation bekundet. Jener zeigt in seinen Sitten eine zurückgehaltene Roheit, Dieser eine ausgelassene Feinheit. Und gar die blassen italiänischen Gesichter, in den Augen das leidende Weiß, die Lippen krankhaft zärtlich, wie heimlich vornehm sind sie gegen die steif brittischen Gesichter mit ihrer pöbelhaft rothen Gesundheit! Das ganze italiänische Volk ist innerlich krank, und kranke Menschen sind immer wahrhaft vornehmer als Gesunde; denn nur der kranke Mensch ist ein Mensch, seine Glieder haben eine Leidensgeschichte, sie sind durchgeistet. Ich glaube sogar, durch Leidenskämpfe könnten die Thiere zu Menschen werden; ich habe mal einen sterbenden

Hund gesehen, der in seinen Todesqualen mich fast menschlich ansah.

Der leidende Gesichtsausdruck wird bei den Italiänern am sichtbarsten, wenn man mit ihnen vom Unglück ihres Vaterlandes spricht, und dazu giebt's in Mailand genug Gelegenheit. Das ist die schmerzlichste Wunde in der Brust der Italiäner, und sie zucken zusammen, sobald man diese nur leise berührt. Sie haben alsdann eine Bewegung der Achsel, die uns mit sonderbarem Mitleid erfüllt. Einer meiner Britten hielt die Italiäner für politisch indifferent, weil sie gleichgültig zuzuhören schienen, wenn wir Fremde über die katholische Emancipation und den Türkenkrieg politisierten; und er war ungerecht genug, gegen einen blassen Italiäner mit pechschwarzem Barte sich darüber spöttisch zu äußern. Wir hatten den Abend vorher eine neue Oper in der Scala aufführen sehen und den Mordspektakel gehört, der, wie gebräuchlich, bei solchen Anlässen statt findet. Ihr Italiäner, sagte der Britte zu dem Blassen, scheint für Alles abgestorben zu sein, außer für Musik, und nur noch diese vermag euch zu begeistern. Sie thun uns Unrecht, sagte der Blasse und bewegte die Achsel. Ach! seufzte er hinzu, Italien sitzt elegisch träumend auf seinen Ruinen, und wenn es dann manch-

mal bei der Melodie irgend eines Liedes plötzlich erwacht und stürmisch emporspringt, so gilt diese Begeisterung nicht dem Liede selbst, sondern vielmehr den alten Erinnerungen und Gefühlen, die das Lied ebenfalls geweckt hat, die Italien immer im Herzen trug und die jetzt gewaltig hervorbrausen, — und Das ist die Bedeutung des tollen Lärms, den Sie in der Scala gehört haben.

Vielleicht gewährt dieses Bekenntnis auch einigen Aufschluſs über den Enthusiasmus, den jenseits der Alpen Rossini's oder Meyerbeer's Opern überall hervorbringen. Habe ich jemals menschliche Raserei gesehen, so war es bei einer Aufführung des Crociato in Egitto, wenn die Musik manchmal aus dem weichen, wehmüthigen Ton plötzlich in jauchzenden Schmerz übersprang. Jene Raserei heißt in Italien: furore.

Kapitel XXVIII.

Obgleich ich, lieber Leser, jetzt schon Gelegenheit hätte, bei Erwähnung der Brera und Ambrosiana dir meine Kunsturtheile aufzutischen, so will ich doch diesen Kelch an dir vorüber gehen lassen, und mich mit der Bemerkung begnügen, daß ich das spitze Kinn, das den Bildern der lombardischen Schule einen Anstrich von Sentimentalität giebt, auch auf den Straßen von Mailand bei mancher schönen Lombardin gesehen habe.

Es war mir immer außerordentlich belehrend, wenn ich mit den Werken einer Schule auch die Originale vergleichen konnte, die ihr als Modelle gedient haben; der Charakter der Schule kam mir dann klarer zur Anschauung. So ist mir auf dem Jahrmarkt zu Rotterdam der Jan Steen in seiner göttlichsten Heiterkeit plötzlich verständlich gewor-

den; so habe ich späterhin am Long-Arno die Formenwahrheit und den tüchtigen Geist der Florentiner, und auf dem San Marco die Farbenwahrheit und die träumerische Oberflächlichkeit der Venetianer begreifen lernen. Geh nach Rom, liebe Seele, und vielleicht schwingst du dich dort hinauf zur Anschauung der Idealität und zum Verständnis des Raphael.

Indessen, eine Merkwürdigkeit Mailand's, die in jeder Hinsicht die größte ist, kann ich nicht unerwähnt lassen — Das ist der Dom.

In der Ferne scheint es, als sei er aus weißem Postpapier geschnitzelt, und in der Nähe erschrickt man, daſs dieses Schnitzwerk aus unwiderlegbarem Marmor besteht. Die unzähligen Heiligenbilder, die das ganze Gebäude bedecken, die überall unter den gothischen Krondächlein hervorgucken, und oben auf allen Spitzen gepflanzt stehen, dieses steinerne Volk verwirrt Einem fast die Sinne. Betrachtet man das ganze Werk etwas länger, so findet man es doch recht hübsch, kolossal niedlich, ein Spielzeug für Riesenkinder. Im mitternächtlichen Mondschein gewährt es noch den besten Anblick, dann kommen all' die weißen Steinmenschen aus ihrer wimmelnden Höhe herabgestiegen, und gehen mit Einem über die Piazza, und flüstern

Einem alte Geschichten ins Ohr, putzig heilige, ganz geheime Geschichten von Galeazzo Visconti, der den Dombau begonnen, und von Napoleon Bonaparte, der ihn späterhin fortgesetzt.

Siehst du -- sagte mir ein gar seltsamer Heiliger, der in der neuesten Zeit aus dem neuesten Marmor verfertigt war, — siehst du, meine älteren Kameraden können nicht begreifen, warum der Kaiser Napoleon den Dombau so eifrig betrieben hat. Aber ich weiß es sehr gut, er hat eingesehen, daß dieses große Steinhaus auf jeden Fall ein sehr nützliches Gebäude sein würde, und auch dann noch brauchbar, wenn einst das Christenthum vorüber ist.

Wenn einst das Christenthum vorüber ist — Ich war schier erschrocken, als ich hörte, daß es Heilige in Italien giebt, die eine solche Sprache führen, und dazu auf einem Platze, wo östreichische Schildwachen, mit Bärenmützen und Tornistern, auf und abgehen. Indessen, der steinerne Kauz hat gewissermaßen Recht, das Innere des Domes ist hübsch kühl im Sommer, und heiter und angenehm, und würde auch bei veränderter Bestimmung seinen Werth behalten.

Die Vollendung des Domes war einer von Napoleon's Lieblingsgedanken, und er war nicht

weit vom Ziele entfernt, als seine Herrschaft gebrochen wurde. Die Östreicher vollenden jetzt das Werk. Auch an dem berühmten Triumphbogen, der die Simplonstraße beschließen sollte, wird weiter gebaut. Freilich, Napoleon's Standbild wird nicht, wie früher bestimmt war, auf die Spitze jenes Bogens gestellt werden. Immerhin, der große Kaiser hat ein Standbild hinterlassen, das viel besser ist und dauerhafter als Marmor, und das kein Östreicher unseren Blicken entziehen kann. Wenn wir Anderen längst von der Sense der Zeit niedergemäht und wie Spreu des Feldes verweht sein werden, wird jenes Standbild noch unversehrt dastehen; neue Geschlechter werden aus der Erde hervorwachsen, werden schwindelnd an jenes Bild hinaufsehen, und sich wieder in die Erde legen; — und die Zeit, unfähig solch Bild zu zerstören, wird es in sagenhafte Nebel zu hüllen suchen, und seine ungeheure Geschichte wird endlich ein Mythos.

Vielleicht nach Jahrtausenden wird ein spitzfindiger Schulmeister in einer grundgelehrten Dissertation unumstößlich beweisen, daſs der Napoleon Bonaparte ganz identisch sei mit jenem andern Titanen, der den Göttern das Licht raubte und für dieses Vergehen auf einem einsamen Felsen mitten im Meere angeschmiedet wurde, preisgegeben einem Geier, der täglich sein Herz zerfleischte.

Kapitel XXIX.

Ich bitte dich, lieber Leser, halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartisten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, sondern nur dem Genius des Mannes, heiße dieser Mann nun Alexander, Cäsar oder Napoleon. Unbedingt liebe ich Letzteren nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verrieth er die Freiheit. Und er that es nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus geheimer Vorliebe für Aristokratismus. Napoleon Bonaparte war ein Aristokrat, ein adeliger Feind der bürgerlichen Gleichheit, und es war ein kolossales Missverständnis, dass die europäische Aristokratie, repräsentiert von England, ihn so todfeindlich bekriegte; denn wenn er auch in dem Personal dieser Aristokratie einige Veränderungen vorzunehmen beabsichtigte, so hätte er doch den größten Theil derselben und ihr eigent-

liches Princip erhalten, er würde diese Aristokratie regeneriert haben, statt dass sie jetzt darnieder liegt durch Alterschwäche, Blutverlust und Ermüdung von ihrem letzten, gewiss allerletzten Sieg.

Lieber Leser! wir wollen uns hier ein für allemal verständigen. Ich preise nie die That, sondern nur den menschlichen Geist, die That ist nur dessen Gewand, und die Geschichte ist Nichts als die alte Garderobe des menschlichen Geistes. Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und so liebe ich den Mantel von Marengo.

„Wir sind auf dem Schlachtfelde von Marengo.“ Wie lachte mein Herz, als der Postillon diese Worte sprach! Ich war in Gesellschaft eines sehr artigen Livländers, der vielmehr den Russen spielte, des Abends von Mailand abgereist, und sah des folgenden Morgens die Sonne aufgehn über das berühmte Schlachtfeld.

Hier that der General Bonaparte einen so starken Zug aus dem Kelch des Ruhmes, dass er im Rausche Konsul, Kaiser, Welteroberer wurde, und sich erst zu St. Helena ernüchtern konnte. Es ist uns selbst nicht viel besser ergangen; wir waren mitberauscht, wir haben Alles mitgeträumt, sind ebenfalls erwacht, und im Jammer der Nüchternheit machen wir allerlei verständige Reflexionen. Es

will uns da machmal bedünken, als sei der Kriegsruhm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung, und Napoleon sei vielleicht der letzte Eroberer.

Es hat wirklich den Anschein, als ob jetzt mehr geistige Interessen verfochten würden als materielle, und als ob die Welthistorie nicht mehr eine Räubergeschichte, sondern eine Geistergeschichte sein solle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habsüchtige Fürsten zu ihren Privatzwecken sonst so wirksam in Bewegung zu setzen wußten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, ist jetzt morsch und abgenutzt; täglich verschwinden mehr und mehr die thörichten Nationalvorurtheile, alle schroffen Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Civilisation, es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien, und es ist ein wundersamer Anblick, wie diese trotz der mannigfaltigsten Farben sich sehr gut erkennen, und trotz der vielen Sprachverschiedenheiten sich sehr gut verstehen. Wie es eine materielle Staatenpolitik giebt, so giebt es jetzt auch eine geistige Parteipolitik; und wie die Staatenpolitik auch den kleinsten Krieg, der zwischen den zwei unbedeutendsten Mächten ausbräche, gleich zu einem allgemeinen europäischen Krieg machen würde, wo-

rin sich alle Staaten mit mehr oder minderem Eifer, auf jeden Fall mit Interesse, mischen müssten: so kann jetzt in der Welt auch nicht der geringste Kampf vorfallen, bei dem durch jene Parteipolitik die allgemein geistigen Bedeutungen nicht sogleich erkannt, und die entferntesten und heterogensten Parteien nicht gezwungen würden, pro oder contra Antheil zu nehmen. Vermöge dieser Parteipolitik, die ich, weil ihre Interessen geistiger und ihre ultimae rationes nicht von Metall sind, eine Geisterpolitik nenne, bilden sich jetzt, eben so wie vermittelst der Staatenpolitik, zwei große Massen, die feindselig einander gegenüber stehen und mit Reden und Blicken kämpfen. Die Losungsworte und Repräsentanten dieser zwei großen Parteimassen wechseln täglich, es fehlt nicht an Verwirrung, oft entstehen die größten Missverständnisse, diese werden durch die Diplomaten dieser Geisterpolitik, die Schriftsteller, eher vermehrt als vermindert; doch, wenn auch die Köpfe irren, so fühlen die Gemüther nichts desto weniger, was sie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe.

Was ist aber diese große Aufgabe unserer Zeit?

Es ist die Emancipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes,

sondern es ist die Emancipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist, und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Aristokratie. Mögen immerhin einige philosophische Renegaten der Freiheit die feinsten Kettenschlüsse schmieden, um uns zu beweisen, daſs Millionen Menschen geschaffen sind als Lastthiere einiger Tausend privilegierter Ritter; sie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, so lange sie uns, wie Voltaire sagt, nicht nachweisen, daſs Jene mit Sätteln auf dem Rücken und Diese mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen sind.

Jede Zeit hat ihre Aufgabe, und durch die Lösung derselben rückt die Menschheit weiter. Die frühere Ungleichheit, durch das Feudalsystem in Europa gestiftet, war vielleicht nothwendig, oder nothwendige Bedingung zu den Fortschritten der Civilisation; jetzt aber hemmt sie diese, empört sie die civilisierten Herzen. Die Franzosen, das Volk der Gesellschaft, hat diese Ungleichheit, die mit dem Princip der Gesellschaft am unleidlichsten kollidiert, nothwendigerweise am tiefsten erbittert, sie haben die Gleichheit zu erzwingen gesucht, indem sie die Häupter Derjenigen, die durchaus hervorragen wollten, gelinde abschnitten, und die Revolution

ward ein Signal für den Befreiungskrieg der Menschheit.

Lasst uns die Franzosen preisen! sie sorgten für die zwei größten Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft, für gutes Essen und bürgerliche Gleichheit, in der Kochkunst und in der Freiheit haben sie die größten Fortschritte gemacht, und wenn wir einst Alle als gleiche Gäste das große Versöhnungsmahl halten und guter Dinge sind — denn was gäbe es Besseres als eine Gesellschaft von Pairs an einem gutbesetzten Tische? — dann wollen wir den Franzosen den ersten Toast darbringen. Es wird freilich noch einige Zeit dauern, bis dieses Fest gefeiert werden kann, bis die Emancipation durchgesetzt sein wird; aber sie wird doch endlich kommen, diese Zeit, wir werden, versöhnt und allgleich, um denselben Tisch sitzen; wir sind dann vereinigt, und kämpfen vereinigt gegen andere Weltübel, vielleicht am Ende gar gegen den Tod — dessen ernstes Gleichheitssystem uns wenigstens nicht so sehr beleidigt, wie die lachende Ungleichheitslehre des Aristokratismus.

Lächle nicht, später Leser. Jede Zeit glaubt, ihr Kampf sei vor allen der wichtigste, Dieses ist der eigentliche Glaube der Zeit, in diesem lebt sie und stirbt sie, und auch wir wollen leben und sterben

in dieser Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgestorbene Seelengespenst, das wir noch so zu benennen pflegen — unser heiliger Kampf dünkt uns der wichtigste, wofür jemals auf dieser Erde ist gekämpft worden, obgleich historische Ahnung uns sagt, daſs einst unsre Enkel auf diesen Kampf herabsehen werden vielleicht mit demselben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabsehen auf den Kampf der ersten Menschen, die gegen eben so gierige Ungethüme, Lindwürmer und Raubriesen, zu kämpfen hatten.

Kapitel XXX.

Auf dem Schlachtfelde von Marengo kommen Einem die Betrachtungen so schaarenweis angeflogen, dass man glauben sollte, es wären dieselben, die dort so Mancher plötzlich aufgeben musste, und die nun wie herrenlose Hunde umherirren. Ich liebe Schlachtfelder, denn so furchtbar auch der Krieg ist, so bekundet er doch die geistige Größe des Menschen, der seinem mächtigsten Erbfeind, dem Tode, zu trotzen vermag. Und gar dieses Schlachtfeld, wo die Freiheit auf Blutrosen tanzte den üppigen Brauttanz! Frankreich war damals Bräutigam, hatte die ganze Welt zur Hochzeit geladen, und, wie es im Liede heißt,

Heida! am Polterabend
Zerschlug man statt der Töpfe
Aristokratenköpfe.

Aber ach! jeder Zoll, den die Menschheit weiter rückt, kostet Ströme Blutes; und ist Das nicht etwas zu theuer? Ist das Leben des Individuums nicht vielleicht eben so viel werth wie das des ganzen Geschlechtes? Denn jeder einzelne Mensch ist schon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm stirbt, unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte — Still davon! so würden die Todten sprechen, die hier gefallen sind; wir aber leben und wollen weiter kämpfen im heiligen Befreiungskriege der Menschheit.

Wer denkt jetzt noch an Marengo! — sagte mein Reisegefährte, der livländische Russe, als wir über das Brachfeld fuhren — jetzt sind alle Augen gerichtet nach dem Balkan, wo mein Landsmann Diebitsch den Türken die Turbane zurechtsetzt, und wir werden noch dieses Jahr Konstantinopel einnehmen. Sind Sie gut russisch?

Das war eine Frage, die ich überall lieber beantwortet hätte als auf dem Schlachtfelde von Marengo — Ich sah im Morgennebel den Mann mit dem dreieckigen Hütchen und dem grauen Schlachtmantel, er jagte dahin wie ein Gedanke, geisterschnell, in der Ferne erscholl es wie ein schaurig süßes Allons, enfants de la patrie — Und dennoch antwortete ich: Ja, ich bin gut russisch.

Und in der That, bei dem wunderlichen Wechsel der Losungsworte und Repräsentanten in dem großen Kampfe hat es sich jetzt so gefügt, dass der glühendste Freund der Revolution nur im Siege Russlands das Heil der Welt sieht, und den Kaiser Nikolas als den Gonfaloniere der Freiheit betrachten muss. Seltsamer Wechsel! noch vor zwei Jahren bekleideten wir mit diesem Amte einen englischen Minister, das Geheul des hochtoryschen Hasses gegen George Canning leitete damals unsere Wahl; in den adlig unedlen Kränkungen, die er erlitt, sahen wir die Garanticen seiner Treue, und als er des Märtyrertodes starb, da legten wir Trauer an, und der achte August wurde ein heiliger Tag im Kalender der Freiheit. Die Fahne aber nahmen wir wieder fort von Downingstreet, und pflanzten sie auf die Petersburg, und wählten zu ihrem Träger den Kaiser Nikolas, den Ritter von Europa, der die griechischen Wittwen und Waisen schützte gegen asiatische Barbaren, und in solchem guten Kampfe seine Sporen verdiente. Wieder hatten sich die Feinde der Freiheit zu sehr verrathen, und wir benutzten wieder den Scharfsinn ihres Hasses, um unser eignes Beste zu erkennen. Wieder zeigte sich diesmal die gewöhnliche Erscheinung, dass wir unsre Repräsentanten vielmehr der Stimmenmehr-

heit unserer Feinde als der eigenen Wahl verdanken, und indem wir die wunderlich zusammengesetzte Gemeinde betrachteten, die für das Heil der Türkei und den Untergang Rußlands ihre frommen Wünsche gen Himmel sandte, so merkten wir bald, wer unser Freund oder vielmehr das Schrecken unserer Feinde ist. Wie mußte der liebe Gott im Himmel lachen, als er zu gleicher Zeit Wellington, den Großmufti, den Papst, Rothschild I., Metternich, und einen ganzen Troß von Ritterlingen, Stockjobbern, Pfaffen und Türken für dieselbe Sache, für das Heil des Halbmonds, beten hörte!

Was die Alarmisten bisher über die Gefahr gefabelt, der wir durch die Übergröße Rußlands ausgesetzt sind, ist thöricht. Wenigstens wir Deutsche haben Nichts zu riskieren, etwas mehr oder weniger Knechtlichkeit, darauf darf es uns nicht ankommen, wo das Höchste, die Befreiung von den Resten des Feudalismus und Klerikalismus, zu gewinnen ist. Man droht uns mit der Herrschaft der Knute, aber ich will gern etwas Knute aushalten, wenn ich sicher weiß, daß unsre Feinde sie mitbekommen. Ich wette aber, sie werden, wie sie immer gethan, der neuen Macht entgegenwedeln, und graciöse lächeln, und zu den schandbarsten Diensten sich darbieten, und sich dafür, da doch einmal geknutet

werden muss, das Privilegium einer Ehrenknute ausbedingen, so wie der Adlige in Siam, der, wenn er bestraft werden soll, in einen seidenen Sack gesteckt und mit parfümierten Stöcken geprügelt wird, statt dass der straffällige Bürgerliche nur einen leinenen Sack und keine so wohlriechende Prügel bekömmt. Nun, dieses Privilegium, da es das einzige ist, wollen wir ihnen gönnen, wenn sie nur Prügel bekommen, besonders die englische Nobility. Mag man noch so eifrig erinnern, dass es eben diese Nobility sei, die dem Despotismus die Magna Charta abgezwungen, und dass England, bei aller Aufrechthaltung der bürgerlichen Standesungleichheit, doch die persönliche Freiheit gesichert, dass England der Zufluchtsort für freie Geister war, wenn der Despotismus den ganzen Kontinent unterdrückte: — Das sind tempi passati! England mit seinen Aristokraten gehe jetzt immerhin zu Grunde, freie Geister haben jetzt im Nothfall einen noch besseren Zufluchtsort; würde auch ganz Europa ein einziger Kerker, so gäbe es jetzt noch immer ein anderes Loch zum Entschlüpfen, das ist Amerika, und Gottlob! das Loch ist noch größer als der Kerker selbst.

Aber Das sind Alles lächerliche Grillen; vergleicht man in freiheitlicher Hinsicht England mit

Rußland, so bleibt auch dem Besorglichsten kein Zweifel übrig, welche Partei zu erfassen sei. Die Freiheit ist in England aus historischen Begebenheiten, in Rußland aus Principien hervorgegangen. Wie jene Begebenheiten selbst, so tragen auch ihre geistigen Resultate das Gepräge des Mittelalters, ganz England ist erstarrt in unverjüngbaren, mittelalterlichen Institutionen, wohinter sich die Aristokratie verschanzt und den Todeskampf erwartet. Jene Principien aber, woraus die russische Freiheit entstanden ist oder vielmehr täglich sich weiter entfaltet, sind die liberalen Ideen unserer neuesten Zeit; die russische Regierung ist durchdrungen von diesen Ideen, ihr unumschränkter Absolutismus ist vielmehr Diktatur, um jene Ideen unmittelbar ins Leben treten zu lassen; diese Regierung hat nicht ihre Wurzel im Feudalismus und Klerikalismus, sie ist der Adel- und Kirchengewalt direkt entgegenstrebend; schon Katharina hat die Kirche eingeschränkt, und der russische Adel entsteht durch Staatsdienste; Rußland ist ein demokratischer Staat, und ich möchte es sogar einen christlichen Staat nennen, wenn ich dieses oft mißbrauchte Wort in seinem süßesten, weltbürgerlichsten Sinne anwenden wollte; denn die Russen werden schon durch den Umfang ihres Reichs von der Engherzigkeit eines heidnischen

Nationalsinnes befreit, sie sind Kosmopoliten oder wenigstens Sechstel-Kosmopoliten, da Rußland fast den sechsten Theil der bewohnten Welt ausmacht —

Und wahrlich, wenn irgend ein Deutschrusse, wie mein livländischer Reisegefährte, prahlerisch patriotisch thut, und von unserem Rußland und unserem Diebitsch spricht, so ist mir, als hörte ich einen Hering, der das Weltmeer für sein Vaterland und den Walfisch für seinen Landsmann ausgiebt.

Kapitel XXXI.

Ich bin gut russisch — sagte ich auf dem Schlachtfelde von Marengo, und stieg für einige Minuten aus dem Wagen, um meine Morgenandacht zu halten.

Wie unter einem Triumphbogen von kolossalen Wolkenmassen zog die Sonne herauf, siegreich, heiter, sicher, einen schönen Tag verheißend. Mir aber ward zu Muthe wie dem armen Monde, der verbleichend noch am Himmel stand. Er hatte seine einsame Laufbahn durchwandelt, in öder Nachtzeit, wo das Glück schlief und nur Gespenster, Eulen und Sünder ihr Wesen trieben; und jetzt, wo der junge Tag hervorstieg mit jubelnden Strahlen und flatterndem Morgenroth, jetzt mußte er von dannen — noch ein wehmüthiger Blick nach dem großen Weltlicht, und er verschwand wie duftiger Nebel.

Es wird ein schöner Tag werden, rief mein Reisegefährte aus dem Wagen mir zu. Ja, es wird ein schöner Tag werden, wiederholte leise mein betendes Herz, und zitterte vor Wehmuth und Freude. Ja, es wird ein schöner Tag werden, die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Aristokratie sämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben — O! sie werden eben so wenig ahnen, wie entsetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben mussten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten mit häslichen Gespenstern, dumpfen Eulen und scheinheiligen Sündern! O wir armen Kämpfer, die wir unsre Lebenszeit in solchem Kampfe vergeuden mussten, und müde und bleich sind, wenn der Siegestag hervorstrahlt! Die Gluth des Sonnenaufgangs wird unsre Wangen nicht mehr röthen und unsre Herzen nicht mehr wärmen können, wir sterben dahin wie der scheidende Mond — allzu kurz gemessen ist des Menschen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab.

Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorberkranze den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war mir immer nur heiliges Spielzeug, oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. Ich habe nie großen Werth gelegt auf Dichterruhm, und ob man meine Lieder preiset oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit.

Kapitel XXXII.

Während der Mittagshitze suchten wir Obdach in einem Franciskanerkloster, das auf einer bedeutenden Anhöhe lag, und mit seinen düstern Cypressen und weißen Mönchen wie ein Jagdschloss des Glaubens hinab schaute in die heiter grünen Thäler des Apennins. Es war ein schöner Bau; wie ich denn, außer der Karthause zu Monza, die ich nur von außen sah, noch sehr merkwürdigen Klöstern und Kirchen vorbeigekommen bin. Ich wusste oft nicht, sollte ich mehr die Schönheit der Gegend bewundern, oder die Größe der alten Kirchen, oder die eben so große, steinfeste Gesinnung ihrer Erbauer, die wohl voraussehen konnten, dass erst späte Urenkel im Stande sein würden, solch ein Bauwerk zu vollenden, und die Dessen ungeachtet ganz ruhig den Grundstein legten und Stein auf

Stein trugen, bis der Tod sie von der Arbeit abrief, und andere Baumeister das Werk fortsetzten und sich nachher ebenfalls zur Ruhe begaben — alle im festen Glauben an die Ewigkeit der katholischen Religion und im festen Vertrauen auf die gleiche Denkweise der folgenden Geschlechter, die weiter bauen würden, wo die Vorfahren aufgehört.

Es war der Glaube der Zeit, und die alten Baumeister lebten und entschliefen in diesem Glauben. Da liegen sie nun vor den Thüren jener alten Kirchen, und es ist zu wünschen, dass ihr Schlaf recht fest sei, und das Lachen der neuen Zeit sie nicht erwecke. Absonderlich für Solche, die vor einem von den alten Domen liegen, die nicht fertig geworden sind, für Solche wäre es sehr schlimm, wenn sie des Nachts plötzlich erwachten, und im schmerzlichen Mondschein ihr unvollendetes Tagewerk sähen, und bald merkten, dass die Zeit des Weiterbauens aufgehört hat, und dass ihr ganzes Leben nutzlos war und dumm.

So spricht die jetzige neue Zeit, die eine andere Aufgabe hat, einen anderen Glauben.

Ich hörte einst in Köln, wie ein kleiner Bube seine Mutter frug, warum man die halben Dome nicht fertig baue. Es war ein schöner Bube, und ich küsste ihm die klugen Augen, und da die Mut-

ter ihm keine rechte Antwort geben konnte, so sagte ich ihm, dass jetzt die Menschen ganz etwas Anderes zu thun hätten.

Unfern von Genua, auf der Spitze der Apenninen, sieht man das Meer, zwischen den grünen Gebirgsgipfeln kommt die blaue Fluth zum Vorschein, und Schiffe, die man hie und da erblickt, scheinen mit vollen Segeln über die Berge zu fahren. Hat man aber diesen Anblick zur Zeit der Dämmerung, wo die letzten Sonnenlichter mit den ersten Abendschatten ihr wunderliches Spiel beginnen, und alle Farben und Formen sich nebelhaft verweben: dann wird Einem ordentlich märchenhaft zu Muthe, der Wagen rasselt bergab, die schläfrig süßesten Bilder der Seele werden aufgerüttelt und nicken wieder ein, und es träumt Einem endlich, man sei in Genua.

Kapitel XXXIII.

Diese Stadt ist alt ohne Alterthümlichkeit, eng ohne Traulichkeit, und hässlich über alle Maßen. Sie ist auf einem Felsen gebaut, am Fuße von amphitheatralischen Bergen, die den schönsten Meerbusen gleichsam umarmen. Die Genueser erhielten daher von der Natur den besten und sichersten Hafen. Da, wie gesagt, die ganze Stadt auf einem einzigen Felsen steht, so mussten der Raum-Ersparnis wegen die Häuser sehr hoch und die Straßen sehr eng gebaut werden, so dass diese fast alle dunkel sind, und nur auf zweien derselben ein Wagen fahren kann. Aber die Häuser dienen hier den Einwohnern, die meistens Kaufleute sind, fast nur zu Waarenlagern, und des Nachts zu Schlafstellen; den schachernden Tag über laufen sie umher in der Stadt oder sitzen vor ihrer Hausthüre, oder vielmehr in

der Hausthüre, denn sonst würden sich die Gegenüberwohnenden einander mit den Knieen berühren.

Von der Seeseite, besonders gegen Abend, gewährt die Stadt einen bessern Anblick. Da liegt sie am Meere wie das gebleichte Skelett eines ausgeworfenen Riesenthiers, dunkle Ameisen, die sich Genueser nennen, kriechen darin herum, die blauen Meereswellen bespülen es plätschernd wie ein Ammenlied, der Mond, das blasse Auge der Nacht, schaut mit Wehmuth darauf hinab.

Im Garten des Palazzo Doria steht der alte Seeheld als Neptun in einem großen Wasserbassin. Aber die Statue ist verwittert und verstümmelt, das Wasser ausgetrocknet, und die Möwen nisten in den schwarzen Cypressen. Wie ein Knabe, der immer seine Komödien im Kopf hat, dachte ich bei dem Namen Doria gleich an Friedrich Schiller, den edelsten, wenn auch nicht größten Dichter der Deutschen.

Obgleich meistens in Verfall, sind die Palläste der ehemaligen Machthaber von Genua, der Nobili, dennoch sehr schön, und mit Pracht überladen. Sie stehen meistens auf den zwei großen Straßen, genannt Strada nuova und Balbi. Der Pallast Durazzo ist der merkwürdigste. Hier sind gute Bilder, und darunter Paul Veronese's Christus, dem

Magdalena die gewaschenen Füße abtrocknet. Diese ist so schön, dass man fürchten sollte, sie werde gewiss noch einmal verführt werden. Ich stand lange vor ihr — ach, sie schaute nicht auf! Christus steht da wie ein Religions-Hamlet: Go to a nunnery! Hier fand ich auch einige Holländer und vorzügliche Bilder von Rubens; letztere ganz durchdrungen von der kolossalen Heiterkeit dieses niederländischen Titanen, dessen Geistesflügel so stark waren, dass er bis zur Sonne emporflog, obgleich hundert Zentner holländischer Käse an seinen Beinen hingen. Ich kann dem kleinsten Bilde dieses großen Malers nicht vorübergehen, ohne den Zoll meiner Bewunderung zu entrichten. Um so mehr, da es jetzt Mode wird, ihn ob seines Mangels an Idealität nur mit Achselzucken zu betrachten. Die historische Schule in München zeigt sich besonders groß in solcher Betrachtung. Man sehe nur, mit welcher vornehmen Geringschätzung der langhaarige Cornelianer durch den Rubenssaal wandelt! Vielleicht aber ist der Irrthum der Jünger erklärlich, wenn man den großen Gegensatz betrachtet, den Peter Cornelius zu Peter Paul Rubens bildet. Es lässt sich fast kein größerer Gegensatz ersinnen — und nichtsdestoweniger ist mir bisweilen zu Sinn, als hätten Beide dennoch Ähnlichkeiten, die ich mehr

ahnen als anschauen könne. Vielleicht sind landsmannschaftliche Eigenheiten in ihnen verborgen, die den dritten Landsmann, nämlich mich, wie leise heimische Laute ansprechen. Diese geheime Verwandtschaft besteht aber nimmermehr in der niederländischen Heiterkeit und Farbenlust, die uns aus allen Bildern des Rubens entgegenlacht, so dass man meinen sollte, er habe sie im freudigen Rheinweinrausch gemalt, während tanzende Kirmesmusik um ihn her jubelte. Wahrlich, die Bilder des Cornelius scheinen eher am Charfreitage gemalt zu sein, während die schwermüthigen Leidenslieder der Procession durch die Straßen zogen und im Atelier und Herzen des Malers wiederhallten. In der Produktivität, in der Schöpfungskühnheit, in der genialen Ursprünglichkeit sind sich Beide ähnlicher, Beide sind geborne Maler, und gehören zu dem Cyklus großer Meister, die größtentheils zur Zeit des Raphael blühten, einer Zeit, die auf Rubens noch ihren unmittelbaren Einfluss üben konnte, die aber von der unsrigen so abgeschieden ist, dass wir ob der Erscheinung des Peter Cornelius fast erschrecken, dass er uns manchmal vorkommt wie der Geist eines jener großen Maler aus raphaelischer Zeit, der aus dem Grabe hervorsteige, um noch einige Bilder zu malen, ein todter Schöpfer, selbst-

beschworen durch das mitbegrabene, inwohnende Lebenswort. Betrachten wir seine Bilder, so sehen sie uns an wie mit Augen des fünfzehnten Jahrhunderts, gespenstisch sind die Gewänder, als rauschten sie uns vorbei um Mitternacht, zauberkräftig sind die Leiber, traumrichtig gezeichnet, gewaltsam wahr; nur das Blut fehlt ihnen, das pulsierende Leben, die Farbe. Ja, Cornelius ist ein Schöpfer, doch betrachten wir seine Geschöpfe, so will es uns bedünken, als könnten sie alle nicht lange leben, als seien sie alle eine Stunde vor ihrem Tode gemalt, als trügen sie alle die wehmüthige Ahnung des Sterbens. Trotz ihrer Heiterkeit erregen die Gestalten des Rubens ein ähnliches Gefühl in unserer Seele, diese scheinen ebenfalls den Todeskeim in sich zu tragen, und es ist uns, als müssten sie eben durch ihre Lebensüberfülle, durch ihre rothe Vollblütigkeit, plötzlich vom Schlage gerührt werden. Das ist sie vielleicht, die geheime Verwandtschaft, die wir in der Vergleichung beider Meister so wundersam ahnen. Die höchste Lust in einigen Bildern des Rubens und der tiefste Trübsinn in denen des Cornelius erregen in uns vielleicht dasselbe Gefühl. Woher aber dieser Trübsinn bei einem Niederländer? Es ist vielleicht eben das schaurige Bewusstsein, dass er einer längst verklungenen Zeit

angehört und sein Leben eine mystische Nachsendung ist — denn ach! er ist nicht bloß der einzige große Maler, der jetzt lebt, sondern vielleicht auch der Letzte, der auf dieser Erde malen wird; vor ihm, bis zur Zeit der Caracci's, ist ein langes Dunkel, und hinter ihm schlagen wieder die Schatten zusammen, seine Hand ist eine lichte, einsame Geisterhand in der Nacht der Kunst, und die Bilder, die sie malt, tragen die unheimliche Trauer solcher ernsten, schroffen Abgeschiedenheit. Ich habe diese letzte Malerhand nie ohne geheimen Schauer betrachten können, wenn ich den Mann selbst sah, den kleinen scharfen Mann mit den heißen Augen; und doch wieder erregte diese Hand in mir das Gefühl der traulichsten Pietät, da ich mich erinnerte, daſs sie mir einst liebreich auf den kleinen Fingern lag, und mir einige Gesichtskonturen ziehen half, als ich, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düsseldorf zeichnen lernte.

Kapitel XXXIV.

Die Sammlung von Portraits schöner Genueserinnen, die im Pallast Durazzo gezeigt wird, darf ich nimmermehr unerwähnt lassen. Nichts auf der Welt kann unsre Seele trauriger stimmen, als solcher Anblick von Portraits schöner Frauen, die schon seit einigen Jahrhunderten todt sind. Melancholisch überkriecht uns der Gedanke, daſs von den Originalen jener Bilder, von all' jenen Schönen, die so lieblich, so kokett, so witzig, so schalkhaft und so schwärmerisch waren, von all' jenen Maiköpfchen mit Aprillaunen, von jenem ganzen Frauenfrühling Nichts übrig geblieben ist als diese bunten Schatten, die ein Maler, der gleich ihnen längst vermodert ist, auf ein morsch Stückchen Leinwand gepinselt hat, das ebenfalls mit der Zeit in Staub zerfällt und verweht. So geht alles Leben, das

Schöne eben so wie das Häſsliche, spurlos vorüber, der Tod, der dürre Pedant, verschont die Rose eben so wenig wie die Distel, er vergisst auch nicht das einsame Hälmchen in der fernsten Wildnis, er zerstört gründlich und unaufhörlich, und überall sehen wir, wie er Pflanzen und Thiere, die Menschen und ihre Werke, zu Staub zerstampft, und selbst jene ägyptischen Pyramiden, die seiner Zerstörungswuth zu trotzen scheinen, sie sind nur Trophäen seiner Macht, Denkmäler der Vergänglichkeit, uralte Königsgräber.

Aber noch schlimmer als dieses Gefühl eines ewigen Sterbens, einer öden, gähnenden Vernichtung, ergreift uns der Gedanke, dass wir nicht einmal als Originale dahinsterben, sondern als Kopien von längstverschollenen Menschen, die geistig und körperlich uns gleich waren, und dass nach uns wieder Menschen geboren werden, die wieder ganz aussehen und fühlen und denken werden wie wir, und die der Tod ebenfalls wieder vernichten wird — ein trostlos ewiges Wiederholungsspiel, wobei die zeugende Erde beständig hervorbringen und mehr hervorbringen muss, als der Tod zu zerstören vermag, so dass sie, in solcher Noth, mehr für die Erhaltung der Gattungen als für die Originalität der Individuen sorgen kann.

Wunderbar erfaßten mich die mystischen Schauer dieses Gedankens, als ich im Pallast Durazzo die Portraits der schönen Genueserinnen sah, und unter diesen ein Bild, das in meiner Seele einen süßen Sturm erregte, wovon mir noch jetzt, wenn ich daran denke, die Augenwimpern zittern — Es war das Bild der todten Maria.

Der Aufseher der Galerie meinte zwar, das Bild stelle eine Herzogin von Genua vor, und im ciceroneschen Tone setzte er hinzu: Es ist gemalt von Giorgio Barbarelli del Castelfranco de Trevigiano, genannt Giorgione, er war einer der größten Maler der venetianischen Schule, wurde geboren im Jahre 1477 und starb im Jahre 1511.

Lassen Sie Das gut sein, Signor Custode. Das Bild ist gut getroffen, mag es immerhin ein paar Jahrhunderte im Voraus gemalt sein, Das ist kein Fehler. Zeichnung richtig, Farbengebung vorzüglich, Faltenwurf des Brustgewandes ganz vortrefflich. Haben Sie doch die Güte, das Bild für einige Augenblicke von der Wand herabzunehmen, ich will nur den Staub von den Lippen abblasen und auch die Spinne, die in der Ecke des Rahmens sitzt, fortscheuchen — Maria hatte immer einen Abscheu vor Spinnen.

Excellenza scheinen ein Kenner zu sein.

Dass ich nicht wüsste, Signor Custode. Ich habe das Talent, bei manchen Bildern sehr gerührt zu werden, und es wird mir dann etwas feucht in den Augen. Aber was sehe ich! von wem ist das Portrait des Mannes im schwarzen Mantel, das dort hängt?

Es ist ebenfalls von Giorgione, ein Meisterstück.

Ich bitte Sie, Signor, haben Sie doch die Güte, es ebenfalls von der Wand herabzunehmen und einen Augenblick hier neben dem Spiegel zu halten, damit ich vergleichen kann, ob ich dem Bilde ähnlich sehe.

Excellenza sind nicht so blass. Das Bild ist ein Meisterstück von Giorgione; er war Rival des Tiziano, wurde geboren im Jahre 1477 und starb im Jahre 1511.

Lieber Leser, der Giorgione ist mir weit lieber als der Tiziano, und ich bin ihm besonders Dank schuldig, dass er mir die Maria gemalt. Du wirst gewiss eben so gut wie ich einsehen, dass Giorgione für mich das Bild gemalt hat, und nicht für irgend einen alten Genueser. Und es ist sehr gut getroffen, todtschweigend getroffen, es fehlt nicht einmal der Schmerz im Auge, ein Schmerz, der mehr einem geträumten als einem erlebten Leide galt, und sehr schwer zu malen war. Das ganze

Bild ist wie hingeseufzt auf die Leinwand. Auch der Mann im schwarzen Mantel ist gut gemalt, und die malitiös sentimentalen Lippen sind gut getroffen, sprechend getroffen, als wollten sie eben eine Geschichte erzählen — es ist die Geschichte von dem Ritter, der seine Geliebte aus dem Tode aufküssen wollte, und als das Licht erlosch — —

II.

Die Bäder von Lucca.

Ich bin wie Weib dem Manne — —

Graf August von Platen Hallermünde.

Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen,
So mag er's sagen,
Ich spiel' ihm auf.

Figaro.

Karl Immermann,

dem Dichter,

widmet diese Blätter

als

ein Zeichen freudigster Verehrung

der Verfasser.

Kapitel I.

Als ich zu Mathilden ins Zimmer trat, hatte sie den letzten Knopf des grünen Reitkleides zugeknöpft, und wollte eben einen Hut mit weißen Federn aufsetzen. Sie warf ihn rasch von sich, sobald sie mich erblickte, mit ihren wallend goldnen Locken stürzte sie mir entgegen — Doktor des Himmels und der Erde! rief sie, und nach alter Gewohnheit ergriff sie meine beiden Ohrlappen und küßte mich mit der drolligsten Herzlichkeit.

Wie geht's, wahnsinnigster der Sterblichen! Wie glücklich bin ich, Sie wiederzusehen! Denn ich werde nirgends auf dieser weiten Welt einen verrückteren Menschen finden. Narren und Dummköpfe giebt es genug, und man erzeigt ihnen oft die Ehre, sie für verrückt zu halten; aber die wahre Verrücktheit ist so selten wie die wahre Weisheit,

sie ist vielleicht gar nichts Anderes als Weisheit, die sich geärgert hat, dass sie Alles weiß, alle Schändlichkeiten dieser Welt, und die desshalb den weisen Entschluss gefasst hat, verrückt zu werden. Die Orientalen sind ein gescheites Volk, sie verehren einen Verrückten wie einen Propheten, wir aber halten jeden Propheten für verrückt.

Aber, Mylady, warum haben Sie mir nicht geschrieben?

Gewiss, Doktor, ich schrieb Ihnen einen langen Brief, und bemerkte auf der Adresse: Abzugeben in Neu-Bedlam. Da Sie aber, gegen alle Vermuthung, nicht dort waren, so schickte man den Brief nach St. Luze, und da Sie auch hier nicht waren, so ging er weiter nach einer ähnlichen Anstalt, und so machte er die Ronde durch alle Tollhäuser Englands, Schottlands und Irlands, bis man ihn mir zurückschickte mit der Bemerkung, dass der Gentleman, den die Adresse bezeichne, noch nicht eingefangen sei. Und in der That, wie haben Sie es angefangen, dass Sie immer noch auf freien Füßen sind?

Hab's pfiffig angefangen, Mylady. Überall, wohin ich kam, wusst' ich mich um die Tollhäuser herumzuschleichen, und ich denke, es wird mir auch in Italien gelingen.

O, Freund, hier sind Sie ganz sicher; denn erstens ist gar kein Tollhaus in der Nähe, zweitens haben wir hier die Oberhand.

Wir? Mylady! Sie zählen sich also zu den Unseren? Erlauben Sie, dass ich Ihnen den Bruderkuss auf die Stirne drücke.

Ach! ich meine: wir Badegäste, worunter ich wahrlich noch die Vernünftigste bin — Und nun machen Sie sich leicht einen Begriff von der Verrücktesten, nämlich von Julie Maxfield, die beständig behauptet, grüne Augen bedeuten den Frühling der Seele; dann haben wir noch zwei junge Schönheiten —

Gewiss englische Schönheiten, Mylady —

Doktor, was bedeutet dieser spöttische Ton? Die gelbfettigen Makaronigesichter in Italien müssen Ihnen so gut schmecken, dass Sie keinen Sinn mehr haben für brittische —

Plumpuddings mit Rosinenaugen, Rostbeefbusen festoniert mit weißen Merrettig-Streifen, stolze Pasteten —

Es gab eine Zeit, Doktor, wo Sie jedesmal in Verzückung geriethen, wenn Sie eine schöne Engländerin —

Ja, Das war damals! Ich bin noch immer nicht abgeneigt, Ihren Landsmänninnen zu hul-

digen; sie sind schön wie Sonnen, aber Sonnen von Eis, sie sind weiß wie Marmor, aber auch marmorkalt — auf ihren kalten Herzen erfrieren die armen —

Oho! ich kenne Einen, der dort nicht erfroren ist, und frisch und gesund übers Meer gesprungen, und es war ein großer deutscher, impertinenter —

Er hat sich wenigstens an den brittisch frostigen Herzen so stark erkältet, dass er noch jetzt davon den Schnupfen hat.

Mylady schien pikiert über diese Antwort, sie ergriff die Reitgerte, die zwischen den Blättern eines Romans als Lesezeichen lag, schwang sie um die Ohren ihres weißen Jagdhundes, der leise knurrte, hob hastig ihren Hut von der Erde, setzte ihn keck aufs Lockenhaupt, sah ein paarmal wohlgefällig in den Spiegel und sprach stolz: Ich bin noch schön! Aber plötzlich, wie von einem dunkeln Schmerzgefühl durchschauert, blieb sie sinnend stehen, streifte langsam ihren weißen Handschuh von der Hand, reichte sie mir, und meine Gedanken pfeilschnell ertappend, sprach sie: Nicht wahr, diese Hand ist nicht mehr so schön wie in Ramsgate? Mathilde hat unterdessen viel gelitten!

Lieber Leser, man kann es den Glocken selten ansehen, wo sie einen Riſs haben, und nur an ihrem Tone merkt man ihn. Hätteſt du nun den Klang der Stimme gehört, womit obige Worte geſprochen wurden, ſo wüſsteſt du gleich, Mylady's Herz iſt eine Glocke vom beſten Metall, aber ein verborgener Riſs dämpft wunderbar ihre heiterſten Töne, und umſchleiert ſie gleichſam mit heimlicher Trauer. Doch ich liebe ſolche Glocken, ſie finden immer ein gutes Echo in meiner eignen Bruſt; und ich küſste Mylady's Hand faſt inniger als ehemals, obgleich ſie minder vollblühend war, und einige Adern, etwas allzublau hervortretend, mir ebenfalls zu ſagen ſchienen: Mathilde hat unterdeſſen viel gelitten.

Ihr Auge ſah mich an wie ein wehmüthig einſamer Stern am herbſtlichen Himmel, und weich und innig ſprach ſie: Sie ſcheinen mich wenig mehr zu lieben, Doktor! Denn nur mitleidig fiel eben Ihre Thräne auf meine Hand, faſt wie ein Almoſen.

Wer heißt Sie die ſtumme Sprache meiner Thränen ſo dürftig ausdeuten? Ich wette, der weiße Jagdhund, der ſich jetzt an Sie ſchmiegt, verſteht mich beſſer; er ſchaut mich an und dann wieder Sie, und ſcheint ſich zu wundern, daſs die

Menschen, die stolzen Herren der Schöpfung, innerlich so tief elend sind. Ach, Mylady, nur der verwandte Schmerz entlockt uns die Thräne, und Jeder weint eigentlich für sich selbst.

Genug, genug, Doktor. Es ist wenigstens gut, dass wir Zeitgenossen sind und in demselben Erdwinkel uns gefunden mit unseren närrischen Thränen. Ach des Unglücks, wenn Sie vielleicht zweihundert Jahre früher gelebt hätten, wie es mir mit meinem Freunde Miguel de Cervantes Saavedra begegnet, oder gar wenn Sie hundert Jahre später auf die Welt gekommen wären als ich, wie ein anderer intimer Freund von mir, dessen Namen ich nicht einmal weiß, eben weil er ihn erst bei seiner Geburt, Anno 1900, erhalten wird! Aber erzählen Sie doch, wie haben Sie gelebt, seit wir uns nicht gesehen?

Ich trieb mein gewöhnliches Geschäft, Mylady; ich rollte wieder den großen Stein. Wenn ich ihn bis zur Hälfte des Berges gebracht, dann rollte er plötzlich hinunter, und ich musste wieder suchen ihn hinaufzurollen — und dieses Bergauf- und Bergabrollen wird sich so lange wiederholen, bis ich selbst unter dem großen Steine liegen bleibe, und Meister Steinmetz mit großen Buchstaben darauf schreibt: Hier ruht in Gott —

Bei Leibe, Doktor, ich lasse Ihnen noch keine Ruhe — Sein Sie nur nicht melancholisch! Lachen Sie, oder ich —

Nein, kitzeln Sie nicht! ich will lieber von selbst lachen.

So recht. Sie gefallen mir noch, eben so gut wie in Ramsgate, wo wir uns zuerst nahe kamen —

Und endlich noch näher als nah. Ja, ich will lustig sein. Es ist gut, dass wir uns wiedergefunden, und der große deutsche — wird sich wieder ein Vergnügen daraus machen, sein Leben bei Ihnen zu wagen.

Mylady's Augen lachten wie Sonnenschein nach leisem Regenschauer, und ihre gute Laune brach wieder leuchtend hervor, als John hereintrat, und mit dem steifsten Lakaien-Pathos Seine Excellenz den Marchese Cristoforo di Gumpelino anmeldete.

Er sei willkommen! Und Sie, Doktor, werden einen Pair unseres Narrenreichs kennen lernen. Stoßen Sie sich nicht an sein Äußeres, besonders nicht an seine Nase. Der Mann besitzt vortreffliche Eigenschaften, z. B. viel Geld, gesunden Verstand, und die Sucht alle Narrheiten der Zeit in sich aufzunehmen; dazu ist er in meine grünäugige Freundin

Julie Maxfield verliebt und nennt sie seine Julia und sich ihren Romeo, und deklamiert und seufzt — und Lord Maxfield, der Schwager, dem die treue Julia von ihrem Manne anvertraut worden, ist ein Argus —

Schon wollte ich bemerken, daß Argus eine Kuh bewachte, als die Thüre sich weit öffnete, und zu meinem höchsten Erstaunen mein alter Freund, der Bankier Christian Gumpel, mit seinem wohlhabenden Lächeln und gottgefälligen Bauche hereinwatschelte. Nachdem seine glänzenden breiten Lippen sich an Mylady's Hand genugsam gescheuert und übliche Gesundheitsfragen hervorgebrockt hatten, erkannte er auch mich — und in die Arme sanken sich die Freunde.

Kapitel II.

Mathildens Warnung, dass ich mich an die Nase des Mannes nicht stoßen solle, war hinlänglich gegründet, und Wenig fehlte, so hätte er mir wirklich ein Auge damit ausgestochen. Ich will nichts Schlimmes von dieser Nase sagen; im Gegentheil, sie war von der edelsten Form, und sie eben berechtigte meinen Freund, sich wenigstens einen Marchese-Titel beizulegen. Man konnte es ihm nämlich an der Nase ansehen, dass er von gutem Adel war, dass er von einer uralten Weltfamilie abstammte, womit sich sogar einst der liebe Gott, ohne Furcht vor Mesalliance, verschwägert hat. Seitdem ist diese Familie freilich etwas heruntergekommen, so dass sie seit Karl dem Großen meistens durch den Handel mit alten Hosen und Hamburger Lotteriezetteln ihre Subsistenz erwerben musste,

ohne jedoch im mindesten von ihrem Ahnenstolze abzulassen oder jemals die Hoffnung aufzugeben, einst wieder ihre alten Güter, oder wenigstens hinreichende Emigranten-Entschädigung zu erhalten, wenn ihr alter legitimer Souverän sein Restaurationsversprechen erfüllt, ein Versprechen, womit er sie schon zwei Jahrtausende an der Nase herumgeführt. Sind vielleicht ihre Nasen eben durch dieses lange an der Nase Herumgeführtwerden so lang geworden? Oder sind diese langen Nasen eine Art Uniform, woran der Gottkönig Jehovah seine alten Leibgardisten erkennt, selbst wenn sie desertiert sind? Der Marchese Gumpelino war ein solcher Deserteur, aber er trug noch immer seine Uniform, und sie war sehr brillant, besäet mit Kreuzchen und Sternchen von Rubinen, einem rothen Adlerorden in Miniatur, und anderen Dekorationen.

Sehen Sie, sagte Mylady, Das ist meine Lieblingsnase, und ich kenne keine schönere Blume auf dieser Erde.

Diese Blume, schmunzlächelte Gumpelino, kann ich Ihnen nicht an den schönen Busen legen, ohne daß ich mein blühendes Antlitz hinzulege, und diese Beilage würde Sie vielleicht in der heutigen

Hitze etwas genieren. Aber ich bringe Ihnen eine nicht minder köstliche Blume, die hier selten ist —

Bei diesen Worten öffnete der Marchese die fließpapierne Tüte, die er mitgebracht, und mit langsamer Sorgfalt zog er daraus hervor eine wunderschöne Tulpe.

Kaum erblickte Mylady diese Blume, so schrie sie aus vollem Halse: Morden! morden! wollen Sie mich morden? Fort, fort mit dem schrecklichen Anblick! Dabei gebärdete sie sich, als wolle man sie umbringen, hielt sich die Hände vor die Augen, rannte unsinnig im Zimmer umher, verwünschte Gumpelino's Nase und Tulpe, klingelte, stampfte den Boden, schlug den Hund mit der Reitgerte, daß er laut aufbellte, und als John hereintrat, rief sie, wie Kean als König Richard:

Ein Pferd! ein Pferd!
Ein Königthum für ein Pferd!

und stürmte, wie ein Wirbelwind, von dannen.

Eine kuriose Frau! sprach Gumpelino, vor Erstaunen bewegungslos und noch immer die Tulpe in der Hand haltend, so daß er einem jener Götzenbilder glich, die, mit Lotosblumen in den Händen, auf altindischen Denkmälern zu schauen sind.

Ich aber kannte die Dame und ihre Idiosynkrasie weit besser, mich ergötzte dieses Schauspiel über alle Maßen, ich öffnete das Fenster und rief: Mylady, was soll ich von Ihnen denken? Ist Das Vernunft, Sitte — besonders, ist Das Liebe?

Da lachte herauf die wilde Antwort:

Wenn ich zu Pferd bin, so will ich schwören:
Ich liebe dich unendlich!

Kapitel III.

Eine kuriose Frau! wiederholte Gumpelino, als wir uns auf den Weg machten, seine beiden Freundinnen, Signora Lätizia und Signora Franceska, deren Bekanntschaft er mir verschaffen wollte, zu besuchen. Da die Wohnung dieser Damen auf einer etwas entfernten Anhöhe lag, so erkannte ich um so dankbarer die Güte meines wohlbeleibten Freundes, der das Bergsteigen etwas beschwerlich fand, und auf jedem Hügel athemschöpfend stehen blieb, und O Jesu! seufzte.

Die Wohnungen in den Bädern von Lucca nämlich sind entweder unten in einem Dorfe, das von hohen Bergen umschlossen ist, oder sie liegen auf einem dieser Berge selbst, unfern der Hauptquelle, wo eine pittoreske Häusergruppe in das reizende Thal hinabschaut. Einige liegen aber auch einzeln

zerstreut an den Bergesabhängen, und man muss mühsam hinaufklimmen durch Weinreben, Myrtengesträuch, Geißblatt, Lorberbüsche, Oleander, Geranium und andere vornehme Blumen und Pflanzen, ein wildes Paradies. Ich habe nie ein reizenderes Thal gesehen, besonders wenn man von der Terrasse des oberen Bades, wo die ernstgrünen Cypressen stehen, ins Dorf hinabschaut. Man sieht dort die Brücke, die über ein Flüsschen führt, welches Lima heißt und, das Dorf in zwei Theile durchschneidend, an beiden Enden in mäßigen Wasserfällen über Felsenstücke dahinstürzt, und ein Geräusch hervorbringt, als wolle es die angenehmsten Dinge sagen, und könne vor dem allseitig plaudernden Echo nicht zu Worten kommen.

Der Hauptzauber dieses Thales liegt aber gewiss in dem Umstand, dass es nicht zu groß ist und nicht zu klein, dass die Seele des Beschauers nicht gewaltsam erweitert wird, vielmehr sich ebenmäßig mit dem herrlichen Anblick füllt, dass die Häupter der Berge selbst, wie die Apenninen überall, nicht abenteuerlich gothisch erhaben missgestaltet sind, gleich den Bergkarikaturen, die wir eben sowohl wie die Menschenkarikaturen in germanischen Ländern finden, sondern dass ihre edelgeründeten, heiter grünen Formen fast eine Kunst-

civilisation aussprechen, und gar melodisch mit dem blassblauen Himmel zusammenklingen.

O Jesu! ächzte Gumpelino, als wir, mühsamen Steigens und von der Morgensonne schon etwas stark gewärmt, oberwähnte Cypressenhöhe erreichten und, ins Dorf hinabschauend, unsere englische Freundin hoch zu Ross, wie ein romantisches Märchenbild, über die Brücke jagen und eben so traumschnell wieder verschwinden sahen. O Jesu! welch eine kuriose Frau! wiederholte einigemal der Marchese. In meinem gemeinen Leben ist mir noch keine solche Frau vorgekommen. Nur in Komödien findet man Dergleichen, und ich glaube z. B. die Holzbecher würde die Rolle gut spielen. Sie hat Etwas von einer Nixe. Was denken Sie?

Ich denke, Sie haben Recht, Gumpelino. Als ich mit ihr von London nach Rotterdam fuhr, sagte der Schiffskapitän, sie gliche einer mit Pfeffer bestreuten Rose. Zum Dank für diese pikante Vergleichung schüttete sie eine ganze Pfefferbüchse auf seinen Kopf aus, als sie ihn einmal in der Kajüte eingeschlummert fand, und man konnte sich dem Manne nicht mehr nähern, ohne zu niesen.

Eine kuriose Frau! sprach wieder Gumpelino. So zart wie weiße Seide und eben so stark, und sitzt zu Pferde eben so gut wie ich. Wenn sie nur

nicht ihre Gesundheit zu Grunde reitet! Sahen Sie nicht eben den langen, magern Engländer, der auf seinem magern Gaul hinter ihr herjagte wie die galoppierende Schwindsucht? Das Volk reitet zu leidenschaftlich, giebt alles Geld in der Welt für Pferde aus. Lady Maxfield's Schimmel kostet dreihundert goldne, lebendige Louisd'ore — ach! und die Louisd'ore stehen so hoch und steigen noch täglich.

Ja, die Louisd'ore werden noch so hoch steigen, dass ein armer Gelehrter, wie Unsereiner, sie gar nicht mehr wird erreichen können.

Sie haben keinen Begriff davon, Herr Doktor, wie viel Geld ich ausgeben muss, und dabei behelfe ich mich mit einem einzigen Bedienten, und nur wenn ich in Rom bin, halte ich mir einen Kapellan für meine Hauskapelle. Sehen Sie, da kommt mein Hyacinth.

Die kleine Gestalt, die in diesem Augenblick bei der Windung eines Hügels zum Vorschein kam, hätte vielmehr den Namen einer Feuerlilje verdient. Es war ein schlotternd weiter Scharlachrock, überladen mit Goldtressen, die im Sonnenglanze strahlten, und aus dieser rothen Pracht schwitzte ein Köpfchen hervor, das mir sehr wohlbekannt zunickte. Und wirklich, als ich das bläßlich besorgliche

Gesichtchen und die geschäftig zwinkenden Äuglein näher betrachtete, erkannte ich Jemanden, den ich eher auf dem Berg Sinai als auf den Apenninen erwartet hatte, und Das war kein Anderer als Herr Hirsch, Schutzbürger in Hamburg, ein Mann, der nicht bloß immer ein sehr ehrlicher Lotteriekollekteur gewesen, sondern sich auch auf Hühneraugen und Juwelen versteht, dergestalt, dass er erstere von letzteren nicht bloß zu unterscheiden, sondern auch die Hühneraugen ganz geschickt auszuschneiden und die Juwelen ganz genau zu taxieren weiß.

Ich bin guter Hoffnung — sprach er, als er mir näher kam — dass Sie mich noch kennen, obgleich ich nicht mehr Hirsch heiße. Ich heiße jetzt Hyacinth, und bin der Kammerdiener des Herrn Gumpel.

Hyacinth! rief Dieser, in staunender Aufwallung über die Indiskretion des Dieners.

Sein Sie nur ruhig, Herr Gumpel, oder Herr Gumpelino, oder Herr Marchese, oder Eure Excellenza, wir brauchen uns gar nicht vor diesem Herrn zu genieren, Der kennt mich, hat manches Loos bei mir gespielt, und ich möcht' sogar darauf schwören, er ist mir von der letzten Renovierung noch sieben Mark neun Schilling schuldig — Ich freue mich wirklich, Herr Doktor, Sie hier wieder zu sehen.

Haben Sie hier ebenfalls Vergnügungs-Geschäfte? Was sollte man sonst hier thun, in dieser Hitze, und wo man noch dazu bergauf und bergab steigen muss. Ich bin hier des Abends so müde, als wäre ich zwanzigmal vom Altonaer Thore nach dem Steinthor gelaufen, ohne was dabei verdient zu haben.

O Jesu! — rief der Marchese — schweig, schweig! Ich schaffe mir einen andern Bedienten an.

Warum schweigen? — versetzte Hirsch Hyacinthos — Ist es mir doch lieb, wenn ich mal wieder gutes Deutsch sprechen kann mit einem Gesichte, das ich schon einmal in Hamburg gesehen, und denke ich an Hamburg —

Hier, bei der Erinnerung an sein kleines Stiefvaterländchen, wurden des Mannes Äuglein flimmernd feucht, und seufzend sprach er: Was ist der Mensch! Man geht vergnügt vor dem Altonaer Thore auf dem Hamburger Berg spazieren, und besieht dort die Merkwürdigkeiten, die Löwen, die Gevögel, die Papagoyim, die Affen, die ausgezeichneten Menschen, und man lässt sich Karoussell fahren oder elektrisieren, und man denkt: Was würde ich erst für Vergnügen haben an einem Orte, der noch zweihundert Meilen von Hamburg weiter entfernt ist, in dem Lande, wo die Citronen und Oran-

gen wachsen, in Italien! Was ist der Mensch! Ist er vor dem Altonaer Thore, so möchte er gern in Italien sein, und ist er in Italien, so möchte er wieder vor dem Altonaer Thore sein! Ach, stände ich dort wieder und sähe wieder den Michaelisthurm, und oben daran die Uhr mit den großen goldnen Zahlen auf dem Zifferblatt, die großen goldnen Zahlen, die ich so oft des Nachmittags betrachtete wenn sie so freundlich in der Sonne glänzten — ich hätte sie oft küssen mögen. Ach, ich bin jetzt in Italien, wo die Citronen und Orangen wachsen; wenn ich aber die Citronen und Orangen wachsen sehe, so denk' ich an den Steinweg zu Hamburg, wo sie, ganze Karren voll, gemächlich aufgestapelt liegen, und wo man sie ruhig genießen kann, ohne daſs man nöthig hat, so viele Gefahr-Berge zu besteigen und so viel Hitzwärme auszustehen. So wahr mir Gott helfe, Herr Marchese, wenn ich es nicht der Ehre wegen gethan hätte und wegen der Bildung, so wäre ich Ihnen nicht hierher gefolgt. Aber Das muſs man Ihnen nachsagen, man hat Ehre bei Ihnen und bildet sich.

Hyacinth! — sprach jetzt Gumpelino, der durch diese Schmeichelei etwas besänftigt worden, — Hyacinth, geh jetzt zu —

Ich weiß schon —

Du weißt nicht, sage ich dir, Hyacinth —

Ich sag' Ihnen, Herr Gumpel, ich weiß. Ew. Excellenz schicken mich jetzt zu der Lady Maxfield — Mir braucht man gar Nichts zu sagen. Ich weiß Ihre Gedanken, die Sie noch gar nicht gedacht, und vielleicht Ihr Lebtag gar nicht denken werden. Einen Bedienten wie mich bekommen Sie nicht so leicht — und ich thu' es der Ehre wegen und der Bildung wegen, und wirklich, man hat Ehre bei Ihnen und bildet sich — Bei diesem Worte putzte er sich die Nase mit einem sehr weißen Taschentuche.

Hyacinth, sprach der Marchese, du gehst jetzt zu der Lady Julie Maxfield, zu meiner Julia, und bringst ihr diese Tulpe — nimm sie in Acht, denn sie kostet fünf Paoli — und sagst ihr —

Ich weiß schon —

Du weißt Nichts. Sag' ihr: Die Tulpe ist unter den Blumen —

Ich weiß schon, Sie wollen ihr Etwas durch die Blume sagen. Ich habe für so manches Lotterieloos in meiner Kollekte selbst eine Devise gemacht —

Ich sage dir, Hyacinth, ich will keine Devise von dir. Bringe diese Blume an Lady Maxfield, und sage ihr:

Die Tulpe ist unter den Blumen,
Was unter den Käsen der Strachino;
Doch mehr als Blumen und Käse
Verehrt Dich Gumpelino!

So wahr mir Gott alles Gut's gebe, Das ist gut! — rief Hyacinth — Winken Sie mir nicht, Herr Marchese; was Sie wissen, Das weiß ich, und was ich weiß, Das wissen Sie. Und Sie, Herr Doktor, leben Sie wohl! Um die Kleinigkeit mahne ich Sie nicht. — Bei diesen Worten stieg er den Hügel wieder hinab, und murmelte beständig: Gumpelino Strachino — Strachino Gumpelino —

Es ist ein treuer Mensch — sagte der Marchese — sonst hätte ich ihn längst abgeschafft, wegen seines Mangels an Etikette. Vor Ihnen hat Das Nichts zu bedeuten. Sie verstehen mich. Wie gefällt Ihnen seine Livree? Es sind noch für vierzig Thaler mehr Tressen dran, als an der Livree von Rothschild's Bedienten. Ich habe innerlich mein Vergnügen, wie sich der Mensch bei mir perfektioniert. Dann und wann gebe ich ihm selbst Unterricht in der Bildung. Ich sage ihm oft: Was ist Geld? Geld ist rund und rollt weg, aber Bildung bleibt. Ja, Herr Doktor, wenn ich, was Gott

verhüte, mein Geld verliere, so bin ich doch noch immer ein großer Kunstkenner, ein Kenner von Malerei, Musik und Poesie. Sie sollen mir die Augen zubinden und mich in der Galerie zu Florenz herumführen, und bei jedem Gemälde, vor welches Sie mich hinstellen, will ich Ihnen den Maler nennen, der es gemalt hat, oder wenigstens die Schule, wozu dieser Maler gehört. Musik? Verstopfen Sie mir die Ohren, und ich höre doch jede falsche Note. Poesie? Ich kenne alle Schauspielerinnen Deutschlands, und die Dichter weiß ich auswendig. Und gar Natur! Ich bin zweihundert Meilen gereist, Tag und Nacht durch, um in Schottland einen einzigen Berg zu sehen. Italien aber geht über Alles. Wie gefällt Ihnen hier diese Naturgegend? Welche Schöpfung! Sehen Sie mal die Bäume, die Berge, den Himmel, da unten das Wasser — ist nicht Alles wie gemalt? Haben Sie es je im Theater schöner gesehen? Man wird, so zu sagen, ein Dichter! Verse kommen Einem in den Sinn, und man weiß nicht, woher: —

Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt;
Nur daß hier im alternden Gemäuer
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.

Diese erhabenen Worte deklamierte der Marchese mit überschwellender Rührung, indem er wie verklärt in das lachende, morgenhelle Thal hinabschaute.

Kapitel IV.

Als ich einst an einem schönen Frühlingstage unter den Berliner Linden spazieren ging, wandelten vor mir zwei Frauenzimmer, die lange schwiegen, bis endlich die Eine schmachtend aufseufzte: Ach, die jrine Beeme! Worauf die Andre, ein junges Ding, mit naiver Verwunderung fragte: Mutter, was gehn Ihnen die jrine Beeme an?

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daſs beide Personen zwar nicht in Seide gekleidet gingen, jedoch keineswegs zum Pöbel gehörten, wie es denn überhaupt in Berlin keinen Pöbel giebt, außer etwa in den höchsten Ständen. Was aber jene naive Frage selbst betrifft, so kommt sie mir nie aus dem Gedächtnisse. Überall, wo ich unwahre Naturempfindung und dergleichen grüne Lügen ertappe, lacht sie mir ergötzlich durch den Sinn. Auch bei

der Deklamation des Marchese wurde sie in mir laut, und, den Spott auf meinen Lippen errathend, rief er verdrießlich: Stören Sie mich nicht — Sie haben keinen Sinn für reine Natürlichkeit — Sie sind ein zerrissener Mensch, ein zerrissenes Gemüth, so zu sagen: ein Byron.

Lieber Leser, gehörst du vielleicht zu jenen frommen Vögeln, die da einstimmen in das Lied von byronischer Zerrissenheit, das mir schon seit zehn Jahren in allen Weisen vorgepfiffen und vorgezwitschert worden, und sogar im Schädel des Marchese, wie du oben gehört hast, sein Echo gefunden? Ach, theurer Leser, wenn du über jene Zerrissenheit klagen willst, so beklage lieber, daſs die Welt selbst mitten entzwei gerissen ist. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so muſste es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden. Wer von seinem Herzen rühmt, es sei ganz geblieben, Der gesteht nur, daſs er ein prosaisches, weitabgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriſs, und eben deſswegen weiß ich, daſs die großen Götter mich vor vielen Anderen hochbegnadigt und des Dichtermärtyrthums würdig geachtet haben.

Einst war die Welt ganz, im Alterthum und Mittelalter; trotz der äußeren Kämpfe gab's doch

noch immer eine Welteinheit, und es gab ganze Dichter. Wir wollen diese Dichter ehren und uns an ihnen erfreuen; aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit ist eine Lüge, eine Lüge, die jedes gesunde Auge durchschaut, und die dem Hohne dann nicht entgeht. Jüngst, mit vieler Mühe, verschaffte ich mir in Berlin die Gedichte eines jener Ganzheitdichter, der über meine byronische Zerrissenheit so sehr geklagt, und bei den erlogenen Grünlichkeiten, den zarten Naturgefühlen, die mir da wie frisches Heu entgegendufteten, wäre mein armes Herz, das schon hinlänglich zerrissen ist, fast auch vor Lachen geborsten, und unwillkürlich rief ich: Mein lieber Herr Intendanturrath Wilhelm Neumann, was gehn Ihnen die frine Beeme an?

Sie sind ein zerrissener Mensch, so zu sagen ein Byron — wiederholte der Marchese, sah noch immer verklärt hinab ins Thal, und schnalzte zuweilen mit der Zunge am Gaumen vor andächtiger Bewunderung: — Gott! Gott! Alles wie gemalt!

Armer Byron! solches ruhige Genießen war dir versagt! War dein Herz so verdorben, daß du die Natur nur sehen, ja sogar schildern, aber nicht von ihr beseligt werden konntest? Oder hat Bysshe Shelley Recht, wenn er sagt, du habest die Natur

in ihrer keuschen Nacktheit belauscht und wurdest deſshalb, wie Aktäon, von ihren Hunden zerrissen!

Genug davon; wir kommen zu einem besseren Gegenstande, nämlich zu Signora Lätizia's und Franceska's Wohnung, einem kleinen weißen Gebäude, das gleichsam noch im Negligé zu sein scheint, und vorn zwei große runde Fenster hat, vor welchen die hochaufgezogenen Weinstöcke ihre langen Ranken herabhängen lassen, daſs es aussieht, als fielen grüne Haare in lockiger Fülle über die Augen des Hauses. An der Thüre schon klingt es uns bunt entgegen, wirbelnde Triller, Guitarrentöne und Gelächter.

Kapitel V.

Signora Lätizia, eine funfzigjährige junge Rose, lag im Bette und trillerte und schwatzte mit ihren beiden Galans, wovon der Eine auf einem niedrigen Schemel vor ihr saß, und der Andre, in einem großen Sessel lehnend, die Guitarre spielte. Im Nebenzimmer flatterten dann und wann ebenfalls die Fetzen eines süßen Liedes oder eines noch wundersüßeren Lachens. Mit einer gewissen wohlfeilen Ironie, die den Marchese zuweilen anwandelte, präsentierte er mich der Signora und den beiden Herren, und bemerkte dabei, ich sei derselbe Johann Heinrich Heine, Doktor Juris, der jetzt in der deutschen juristischen Literatur berühmt sei. m Unglück war der eine Herr ein Professor aus

Bologna, und zwar ein Jurist, obgleich sein wohlgewölbter, runder Bauch ihn eher zu einer Anstellung bei der sphärischen Trigonometrie zu qualificieren schien. Einigermaßen in Verlegenheit gesetzt, bemerkte ich, dass ich nicht unter meinem eigenen Namen schriebe, sondern unter dem Namen Jarke; und Das sagte ich aus Bescheidenheit, indem mir zufällig einer der wehmüthigsten Insektennamen unserer juristischen Literatur ins Gedächtnis kam. Der Bologneser beklagte zwar, diesen berühmten Namen noch nicht gehört zu haben — welches auch bei dir, lieber Leser, der Fall sein wird — doch zweifelte er nicht, dass er bald seinen Glanz über die ganze Erde verbreiten werde. Dabei lehnte er sich zurück in seinen Sessel, griff einige Accorde auf der Guitarre und sang aus Axur:

O mächtiger Brahma!
Ach, lass Dir das Lallen
Der Unschuld gefallen,
Das Lallen, das Lallen —

Wie ein lieblich neckendes Nachtigall-Echo schmetterte im Nebenzimmer eine ähnliche Melodie. Signora Lätizia aber trillerte dazwischen im feinsten Diskant:

Dir allein glüht diese Wange,
Dir nur klopfen diese Pulse;
Voll von süßem Liebesdrange
Hebt mein Herz sich dir allein!

Und mit der fettigsten Prosastimme setzte sie hinzu: Bartolo, gieb mir den Spucknapf!

Von seinem niedern Bänkchen erhob sich jetzt Bartolo mit seinen dürren, hölzernen Beinen, und präsentierte ehrerbietig einen etwas unreinlichen Napf von blauem Porzellan.

Dieser zweite Galan, wie mir Gumpelino auf Deutsch zuflüsterte, war ein sehr berühmter Dichter, dessen Lieder, obgleich er sie schon vor zwanzig Jahren gedichtet, noch jetzt in ganz Italien klingen und mit der süßen Liebesgluth, die in ihnen flammt, Alt und Jung berauschen, — derweilen er selbst jetzt nur ein armer, veralteter Mensch ist, mit blassen Augen im welken Gesichte, dünnen weißen Härchen auf dem schwankenden Kopfe, und kalter Armuth im kümmerlichen Herzen. So ein armer, alter Dichter mit seiner kahlen Hölzernheit gleicht den Weinstöcken, die wir im Winter auf den kalten Bergen stehen sehen, dürr und laublos, im Winde zitternd und von Schnee bedeckt, während der süße Most, der ihnen einst entquoll, in den fernsten

Landen gar manches Zecherherz erwärmt und zu ihrem Lobe berauscht. Wer weiß, wenn einst die Kelter der Gedanken, die Druckerpresse, auch mich ausgepresst hat, und nur noch im Verlagskeller von Hoffmann und Campe der alte, abgezapfte Geist zu finden ist, sitze ich selbst vielleicht eben so dünn und kümmerlich, wie der arme Bartolo, auf dem Schemel neben dem Bette einer alten Inamorata, und reiche ihr auf Verlangen den Napf des Spuckes.

Signora Lätizia entschuldigte sich bei mir, dass sie zu Bette liege und zwar bäuchlings, indem ein Geschwür an der Legitimität, das sie sich durch vieles Feigen-Essen zugezogen, sie jetzt hindere, wie es einer ordentlichen Frau zieme, auf dem Rücken zu liegen. Sie lag wirklich ungefähr wie eine Sphinx; ihr hochfrisiertes Haar stemmte sie auf ihre beiden Arme, und zwischen diesen wogte ihr Busen wie ein rothes Meer.

Sie sind ein Deutscher? frug sie mich.

Ich bin zu ehrlich, es zu leugnen, Signora! entgegnete meine Wenigkeit.

Ach, ehrlich genug sind die Deutschen! — seufzte sie — aber was hilft es, dass die Leute ehrlich sind, die uns berauben! sie richten Italien

zu Grunde. Meine besten Freunde sitzen eingekerkert in Milano; nur Sklaverei —

Nein, nein, rief der Marchese, beklagen Sie sich nicht über die Deutschen, wir sind überwundene Überwinder, besiegte Sieger, sobald wir nach Italien kommen; und Sie sehen, Signora, Sie sehen und Ihnen zu Füßen fallen, ist Dasselbe — Und indem er sein gelbseidenes Taschentuch ausbreitete und darauf niederkniete, setzte er hinzu: Hier kniee ich und huldige Ihnen im Namen von ganz Deutschland.

Cristoforo di Gumpelino! — seufzte Signora tiefgerührt und schmachtend — Stehen Sie auf, und umarmen Sie mich!

Damit aber der holde Schäfer nicht die Frisur und die Schminke seiner Geliebten verdürbe, küsste sie ihn nicht auf die glühenden Lippen, sondern auf die glühende Stirne, so dass sein Gesicht tiefer hinabreichte, und das Steuer desselben, die Nase, im rothen Meere herumruderte.

Signor Bartolo! rief ich, erlauben Sie mir, dass auch ich mich des Spucknapfes bediene.

Wehmüthig lächelte Signor Bartolo, sprach aber kein einziges Wort, obgleich er, nächst Mezzofanti, für den besten Sprachlehrer in Bologna

gilt. Wir sprechen nicht gern, wenn Sprechen unsre Profession ist. Er diente der Signora als ein stummer Ritter, und nur dann und wann musste er das Gedicht recitieren, das er ihr vor fünfundzwanzig Jahren aufs Theater geworfen, als sie zuerst in Bologna in der Rolle der Ariadne auftrat. Er selbst mag zu jener Zeit wohlbelaubt und glühend gewesen sein, vielleicht ähnlich dem heiligen Dionysos selbst, und seine Lätizia-Ariadne stürzte ihm gewiss bacchantisch in die blühenden Arme — Evoe Bacche! Er dichtete damals noch viele Liebesgedichte, die, wie schon erwähnt, sich in der italiänischen Literatur erhalten haben, nachdem der Dichter und die Geliebte selbst schon längst zu Makulatur geworden.

Fünfundzwanzig Jahre hat sich seine Treue bereits bewährt, und ich denke, er wird auch bis an sein seliges Ende auf dem Schemel sitzen, und auf Verlangen seine Verse recitieren oder den Spucknapf reichen. Der Professor der Jurisprudenz schleppt sich fast eben so lange schon in den Liebesfesseln der Signora, er macht ihr noch immer so eifrig die Kour wie im Anfang dieses Jahrhunderts, er muss noch immer seine akademischen Vorlesungen unbarmherzig vertagen, wenn sie seine Begleitung nach irgend einem Orte verlangt, und er ist noch

immer belastet mit allen Servituten eines ächten Patito.

Die treue Ausdauer dieser beiden Anbeter einer längst ruinierten Schönheit mag vielleicht Gewohnheit sein, vielleicht Pietas gegen frühere Gefühle, vielleicht nur das Gefühl selbst, das sich von der jetzigen Beschaffenheit seines ehemaligen Gegenstandes ganz unabhängig gemacht hat, und diesen nur noch mit den Augen der Erinnerung betrachtet. So sehen wir oft alte Leute an einer Straßenecke in katholischen Städten vor einem Madonnenbilde knieen, das so verblasst und verwittert ist, dass nur noch wenige Spuren und Gesichtsumrisse davon übrig geblieben sind, ja dass man dort vielleicht Nichts mehr sieht als die Nische, worin es gemalt stand, und die Lampe, die etwa noch darüber hängt; aber die alten Leute, die mit dem Rosenkranz in den zitternden Händen dort so andächtig knieen, haben schon seit ihren Jugendjahren dort gekniet, Gewohnheit treibt sie immer um dieselbe Stunde zu demselben Fleck, sie merkten nicht das Erlöschen des geliebten Heiligenbildes, und am Ende macht das Alter ja doch so schwachsichtig und blind, dass es ganz gleichgültig sein mag, ob der Gegenstand unserer Anbetung überhaupt noch sichtbar ist oder nicht. Die da glauben, ohne zu sehen, sind auf

jeden Fall glücklicher als die Scharfäugigen, die jede hervorblühende Runzel auf dem Antlitz ihrer Madonnen gleich bemerken. Nichts ist schrecklicher als solche Bemerkungen! Einst freilich glaubte ich, die Treulosigkeit der Frauen sei das Schrecklichste, und, um dann das Schrecklichste zu sagen, nannte ich sie Schlangen. Aber ach! jetzt weiß ich, das Schrecklichste ist, daſs sie nicht ganz Schlangen sind; denn die Schlangen können jedes Jahr die alte Haut von sich abstreifen und neugehäutet sich verjüngen.

Ob einer von den beiden antiken Seladons darüber eifersüchtig war, daſs der Marchese, oder vielmehr dessen Nase, oberwähntermaßen in Wonne schwamm, Das konnte ich nicht bemerken. Bartolo saß gemüthsruhig auf seinem Bänkchen, die Beinstöckchen über einander geschlagen, und spielte mit Signora's Schoßhündchen, einem jener hübschen Thierchen, die in Bologna zu Hause sind, und die man auch bei uns unter dem Namen Bologneser kennt. Der Professor ließ sich durchaus nicht stören in seinem Gesange, den zuweilen die kichernd süßen Töne im Nebenzimmer parodistisch überjubelten; dann und wann unterbrach er auch selbst seinen Singsang, um mich mit juristischen Fragen zu behelligen. Wenn wir in unserem Urtheil nicht über=

einstimmten, griff er hastige Accorde und klimperte Beweisstellen. Ich aber unterstützte meine Meinung immer durch die Autorität meines Lehrers, des großen Hugo, der in Bologna unter dem Namen Ugone, auch Ugolino, sehr berühmt ist.

Ein großer Mann! rief der Professor, und klimperte dabei und sang:

Seiner Stimme sanfter Ruf
Tönt noch tief in deiner Brust,
Und die Qual, die sie dir schuf,
Ist Entzücken, süße Lust.

Auch Thibaut, den die Italiäner Tibaldo nennen, wird in Bologna sehr geehrt; doch kennt man dort nicht sowohl die Schriften jener Männer, als vielmehr ihre Hauptansichten und deren Gegensatz. Gans und Savigny fand ich ebenfalls nur dem Namen nach bekannt. Letzteren hielt der Professor für ein gelehrtes Frauenzimmer.

So, so — sprach er, als ich ihn aus diesem leicht verzeihlichen Irrthum zog — wirklich kein Frauenzimmer. Man hat mir also falsch berichtet. Man sagte mir sogar, der Signor Gans habe dieses Frauenzimmer einst auf einem Balle zum Tanze aufgefordert, habe einen Refüs bekommen,

und daraus sei eine literärische Feindschaft entstanden.

Man hat Ihnen in der That falsch berichtet, der Signor Gans tanzt gar nicht, schon aus dem menschenfreundlichen Grunde, damit nicht ein Erdbeben entstehe. Jene Aufforderung zum Tanze ist wahrscheinlich eine missverstandene Allegorie. Die historische Schule und die philosophische werden als Tänzer gedacht, und in solchem Sinne denkt man sich vielleicht eine Quadrille von Ugone, Tibaldo, Gans und Savigny. Und vielleicht in solchem Sinne sagt man, dass Signor Ugone, obgleich er der Diable boiteux der Jurisprudenz ist, doch so zierliche Pas tanze wie die Lemière, und dass Signor Gans in der neuesten Zeit einige große Sprünge versucht, die ihn zum Hoguet der philosophischen Schule gemacht haben.

Der Signor Gans — verbesserte sich der Professor — tanzt also bloß allegorisch, so zu sagen metaphorisch — Doch plötzlich, statt weiter zu sprechen, griff er wieder in die Saiten der Guitarre, und bei dem tollsten Geklimper sang er wie toll:

Es ist wahr, sein theurer Name
Ist die Wonne aller Herzen.
Stürmen laut des Meeres Wogen,

Droht der Himmel schwarz umzogen,
Hört man stets Tarar nur rufen,
Gleich als beugten Erd' und Himmel
Vor des Helden Namen sich.

Von Herrn Göschen wusste der Professor nicht einmal, dass er existiere. Dies aber hatte seine natürlichen Gründe, indem der Ruhm des großen Göschen noch nicht bis Bologna gedrungen ist, sondern erst bis Poggio, welches noch vier deutsche Meilen davon entfernt ist, und wo er sich zum Vergnügen noch einige Zeit aufhalten wird. — Göttingen selbst ist in Bologna lange nicht so bekannt, wie man schon der Dankbarkeit wegen erwarten dürfte, indem es sich das deutsche Bologna zu nennen pflegt. Ob diese Benennung treffend ist, will ich nicht untersuchen; auf jeden Fall aber unterscheiden sich beide Universitäten durch den einfachen Umstand, dass in Bologna die kleinsten Hunde und die größten Gelehrten, in Göttingen hingegen die kleinsten Gelehrten und die größten Hunde zu finden sind.

Kapitel VI.

Als der Marchese Cristoforo di Gumpelino seine Nase hervorzog aus dem rothen Meere, wie weiland König Pharao, da glänzte sein Antlitz in schwitzender Selbstwonne. Tief gerührt gab er Signoren das Versprechen, sie, sobald sie wieder sitzen könne, in seinem eignen Wagen nach Bologna zu bringen. Nun wurde verabredet, dass alsdann der Professor vorausreisen, Bartolo hingegen im Wagen des Marchese mitfahren solle, wo er sehr gut auf dem Bock sitzen und das Hündchen im Schoße halten könne, und dass man endlich in vierzehn Tagen zu Florenz eintreffen wolle, wo Signora Franceska, die mit Mylady nach Pisa reise, unterdessen ebenfalls zurückgekehrt sein würde. Während der Marchese an den Fingern die Kosten berechnete, summte er vor sich hin: Di tanti palpiti.

Signora schlug dazwischen die lautesten Triller, und der Professor stürmte in die Saiten der Guitarre und sang dabei so glühende Worte, daſs ihm die Schweiſstropfen von der Stirne und die Thränen aus den Augen liefen, und sich auf seinem rothen Gesichte zu einem einzigen Strome vereinigten. Während dieses Singens und Klingens ward plötzlich die Thüre des Nebenzimmers aufgerissen, und herein sprang ein Wesen —

Euch, ihr Musen der alten und der neuen Welt, euch sogar, ihr noch unentdeckten Musen, die erst ein späteres Geschlecht verehren wird, und die ich schon längst geahnet habe, im Walde und auf dem Meere, euch beschwör' ich, gebt mir Farben, womit ich das Wesen male, das nächst der Tugend das Herrlichste ist auf dieser Welt. Die Tugend, Das versteht sich von selbst, ist die erste von allen Herrlichkeiten, der Weltschöpfer schmückte sie mit so vielen Reizen, daſs es schien, als ob er nicht ebenso Herrliches mehr hervorbringen könne; da aber nahm er noch einmal alle seine Kräfte zusammen, und in einer guten Stunde schuf er Signora Franceska, die schöne Tänzerin, das gröſste Meisterstück, das er nach Erschaffung der Tugend hervorgebracht, und wobei er sich nicht im mindesten wiederholt hat wie irdische Meister, bei

deren späteren Werken die Reize der früheren wieder geborgterweise zum Vorschein kommen — Nein, Signora Franceska ist ganz Original, sie hat nicht die mindeste Ähnlichkeit mit der Tugend, und es giebt Kenner, die sie für eben so herrlich halten, und der Tugend, die früher erschaffen worden, nur den Vorrang der Anciennität zuerkennen. Aber ist Das ein großer Mangel, wenn eine Tänzerin einige sechstausend Jahre zu jung ist?

Ach, ich sehe sie wieder, wie sie aus der aufgestoßenen Thüre bis zur Mitte des Zimmers hervorspringt, in demselben Momente sich unzähligemal auf einem Fuße herumdreht, sich dann der Länge nach auf das Sopha hinwirft, sich die Augen mit beiden Händen verdeckt hält, und athemlos ausruft: Ach, ich bin so müde vom Schlafen! Nun naht sich der Marchese und hält eine lange Rede in seiner ironisch breit ehrerbietigen Manier, die mit seinem kurzabbrechenden Wesen bei praktischen Geschäftserinnerungen und mit seiner faden Zerflossenheit bei sentimentaler Anregung gar räthselhaft kontrastierte. Dennoch war diese Manier nicht unnatürlich, sie hatte sich vielleicht dadurch natürlich in ihm ausgebildet, daß es ihm an Kühnheit fehlte, jene Obmacht, wozu er sich durch Geld und Geist berechtigt glaubte, unumwunden kund zu geben, weßhalb er sie feiger-

weise in die Worte der übertriebensten Demuth zu verkappen suchte. Sein breites Lächeln bei solchen Gelegenheiten hatte etwas unangenehm Ergötzliches, und man wusste nicht, ob man ihm Prügel oder Beifall zollen sollte. In solcher Weise hielt er seine Morgenrede vor Signora Franceska, die, noch halb schläfrig, ihn kaum anhörte; und als er zum Schluss um die Erlaubnis bat, ihr die Füße, wenigstens den linken Fuß, küssen zu dürfen, und zu diesem Geschäfte mit großer Sorgfalt sein gelbseidenes Taschentuch über den Fußboden ausbreitete und darauf niederkniete, streckte sie ihm gleichgültig den linken Fuß entgegen, der in einem allerliebsten rothen Schuh steckte, im Gegensatz zu dem rechten Fuße, der einen blauen Schuh trug, eine drollige Koketterie, wodurch die zarte niedliche Form der Füße noch merklicher werden sollte. Als der Marchese den kleinen Fuß ehrfurchtsvoll geküsst, erhob er sich mit einem ächzenden O Jesu! und bat um die Erlaubnis, mich, seinen Freund, vorstellen zu dürfen, welches ihm ebenfalls gähnend gewährt wurde, und wobei er es nicht an Lobsprüchen auf meine Vortrefflichkeit fehlen ließ, und auf Kavalierparole betheuerte, dass ich die unglückliche Liebe ganz vortrefflich besungen habe.

Ich bat die Dame ebenfalls um die Vergünstigung, ihr den linken Fuß küssen zu dürfen, und in dem Momente, wo ich dieser Ehre theilhaftig wurde, erwachte sie wie aus einem dämmernden Traume, beugte sich lächelnd zu mir herab, betrachtete mich mit großen verwunderten Augen, sprang freudig empor bis in die Mitte des Zimmers, und drehte sich wieder unzähligemal auf einem Fuße herum. Ich fühlte wunderbar, wie mein Herz sich beständig mitdrehte, bis es fast schwindelig wurde. Der Professor aber griff dabei lustig in die Saiten seiner Guitarre und sang:

Eine Opern-Signora erwählte
Zum Gemahl mich, ward meine Vermählte,
Und geschlossen war bald unsre Eh' —
Wehe mir Armen! weh!

Bald befreiten von ihr mich Korsaren,
Ich verkaufte sie an die Barbaren,
Ehe sie sich es konnte versehn —
Bravo, Biskroma! schön! schön!

Noch einmal betrachtete mich Signora Franceska scharf und musternd vom Kopf bis zum Fuße, und mit zufriedener Miene dankte sie dann

dem Marchese, als sei ich ein Geschenk, das er ihr aus Artigkeit mitgebracht. Sie fand wenig daran auszusetzen; nur waren ihr meine Haare zu hellbraun, sie hätte sie dunkler gewünscht, wie die Haare des Abbate Cecco, auch meine Augen fand sie zu klein und mehr grün als blau. Zur Vergeltung, lieber Leser, sollte ich jetzt Signora Franceska eben so mäkelnd schildern; aber ich habe wahrhaftig an dieser lieblichen, fast leichtsinnig geformten Graziengestalt Nichts auszusetzen. Auch das Gesicht war ganz göttermäßig, wie man es bei griechischen Statuen findet, Stirne und Nase gaben nur eine einzige senkrecht gerade Linie, einen süßen rechten Winkel bildete damit die untere Nasenlinie, die wundersam kurz war, eben so schmal war die Entfernung von der Nase zum Munde, dessen Lippen an beiden Enden kaum ausreichten und von einem träumerischen Lächeln ergänzt wurden; darunter wölbte sich ein liebes volles Kinn, und der Hals — Ach! frommer Leser, ich komme zu weit, und außerdem habe ich bei dieser Inauguralschilderung noch kein Recht, von den zwei schweigenden Blumen zu sprechen, die wie weiße Poesie hervorleuchteten, wenn Signora die silbernen Halsknöpfe ihres schwarzseidnen Kleides enthäkelte — Lieber Leser! laß uns lieber emporsteigen zu der

Schilderung des Gesichtes, wovon ich nachträglich noch zu berichten habe, dass es klar und blassgelb wie Bernstein war, dass es von den schwarzen Haaren, die in glänzend glatten Ovalen die Schläfe bedeckten, eine kindliche Ründung empfing, und von zwei schwarzen plötzlichen Augen, wie von Zauberlicht, beleuchtet wurde.

Du siehst, lieber Leser, dass ich dir gern eine gründliche Lokalbeschreibung meines Glückes liefern möchte, und, wie andere Reisende ihren Werken noch besondere Karten von historisch wichtigen oder sonst merkwürdigen Bezirken beifügen, so möchte ich Franceska in Kupfer stechen lassen. Aber ach! was hilft die todte Kopie der äußeren Umrisse bei Formen, deren göttlichster Reiz in der lebendigen Bewegung besteht. Selbst der beste Maler kann uns diesen nicht zur Anschauung bringen; denn die Malerei ist doch nur eine platte Lüge. Eher vermöchte es der Bildhauer; durch wechselnde Beleuchtung können wir bei Statuen uns einigermaßen eine Bewegung der Formen denken, und die Fackel, die ihnen nur äußeres Licht zuwirft, scheint sie auch von innen zu beleben. Ja, es giebt eine Statue, die dir, lieber Leser, einen marmornen Begriff von Franceska's Herrlichkeit zu geben vermöchte, und Das ist die Venus des großen

Canova, die du in einem der letzten Säle des Palazzo Pitti in Florenz finden kannst. Ich denke jetzt oft an diese Statue, zuweilen träumt mir, sie läge in meinen Armen, und belebe sich allmählig und flüstere endlich mit der Stimme Franceska's. Der Ton dieser Stimme war es aber, der jedem ihrer Worte die lieblichste, unendlichste Bedeutung ertheilte, und wollte ich dir ihre Worte mittheilen, so gäbe es bloß ein trocknes Herbarium von Blumen, die nur durch ihren Duft den größten Werth besaßen. Auch sprang sie oft in die Höhe und tanzte, während sie sprach, und vielleicht war eben der Tanz ihre eigentliche Sprache. Mein Herz aber tanzte immer mit und exekutierte die schwierigsten Pas und zeigte dabei so viel Tanztalent, wie ich ihm nie zugetraut hätte. In solcher Weise erzählte Franceska auch die Geschichte von dem Abbate Cecco, einem jungen Burschen, der in sie verliebt war, als sie noch im Arno-Thal Strohhüte strickte, und sie versicherte, daſs ich das Glück hätte, ihm ähnlich zu sehen. Dabei machte sie die zärtlichsten Pantomimen, drückte ein übers andere Mal die Fingerspitzen ans Herz, schien dann mit gehöhlter Hand die zärtlichsten Gefühle hervorzuschöpfen, warf sich endlich schwebend, mit voller Brust, aufs Sopha, barg das Gesicht in die Kissen,

streckte hinter sich ihre Füße in die Höhe und ließ sie wie hölzerne Puppen agieren. Der blaue Fuß sollte den Abbate Cecco und der rothe die arme Franceska vorstellen, und indem sie ihre eigene Geschichte parodierte, ließ sie ihre beiden verliebten Füße von einander Abschied nehmen, und es war ein rührend närrisches Schauspiel, wie sich beide mit den Spitzen küssten und die zärtlichsten Dinge sagten — und dabei weinte das tolle Mädchen ergötzlich kichernde Thränen, die aber dann und wann etwas unbewusst tiefer aus der Seele kamen, als die Rolle verlangte. Sie ließ auch im drolligen Schmerzensübermuth den Abbate Cecco eine lange Rede halten, worin er die Schönheit der armen Franceska mit pedantischen Metaphern rühmte, und die Art, wie sie auch als arme Franceska Antwort gab und ihre eigene Stimme in der Sentimentalität einer früheren Zeit kopierte, hatte etwas Puppenspielwehmüthiges, das mich wundersam bewegte. Ade, Cecco! Ade, Franceska! war der beständige Refrain, die verliebten Füßchen wollten sich nicht verlassen — und ich war endlich froh, als ein unerbittliches Schicksal sie von einander trennte, indem süße Ahnung mir zuflüsterte, dass es für mich ein Missgeschick wäre, wenn die beiden Liebenden beständig vereint blieben.

Der Professor applaudierte mit possenhaft schwirrenden Guitarrentönen, Signora trillerte, das Hündchen bellte, der Marchese und ich klatschten in die Hände wie rasend, und Signora Franceska stand auf und verneigte sich dankbar. Es ist wirklich eine schöne Komödie, sprach sie zu mir, aber es ist schon lange her, seit sie zuerst aufgeführt worden, und ich selbst bin schon so alt — rathen Sie mal, wie alt?

Sie erwartete jedoch keineswegs meine Antwort, sprach rasch: Achtzehn Jahr' — und drehte sich dabei wohl achtzehnmal auf einem Fuß herum. Und wie alt sind Sie, Dottore?

Ich, Signora, bin in der Neujahrsnacht Achtzehnhundert geboren.

Ich habe Ihnen ja schon gesagt, bemerkte der Marchese, es ist einer der ersten Männer unseres Jahrhunderts.

Und wie alt halten Sie mich? rief plötzlich Signora Lätizia, und ohne an ihr Eva-Kostüm, das bis jetzt die Bettdecke verborgen hatte, zu denken, erhob sie sich bei dieser Frage so leidenschaftlich in die Höhe, daſs nicht nur das rothe Meer, sondern auch ganz Arabien, Syrien und Mesopotamien zum Vorschein kam.

Indem ich ob dieses gräßlichen Anblicks erschrocken zurückprallte, stammelte ich einige Redensarten über die Schwierigkeiten, eine solche Frage zu lösen, indem ich ja Signora erst zur Hälfte gesehen hätte; doch da sie noch eifriger in mich drang, gestand ich ihr die Wahrheit, nämlich daß ich das Verhältnis der italiänischen Jahre zu den deutschen Jahren noch nicht zu berechnen wisse.

Ist der Unterschied groß? frug Signora Lätizia.

Das versteht sich, antwortete ich ihr; da die Hitze alle Körper ausdehnt, so sind die Jahre in dem warmen Italien viel länger als in dem kalten Deutschland.

Der Marchese zog mich besser aus der Verlegenheit, indem er galant behauptete, ihre Schönheit habe sich jetzt erst in der üppigsten Reife entfaltet. Und, Signora! setzte er hinzu, so wie die Pomeranze, je älter sie wird, auch desto gelber wird, so wird auch Ihre Schönheit mit jedem Jahre desto reifer.

Die Dame schien mit dieser Vergleichung zufrieden zu sein, und gestand ebenfalls, daß sie sich wirklich reifer fühle als sonst, besonders gegen damals, wo sie noch ein dünnes Ding gewesen und zuerst in Bologna aufgetreten sei, und daß sie noch jetzt nicht begreife, wie sie in solcher Gestalt

so viel Furore habe machen können. Und nun erzählte sie ihr Debüt als Ariadne, worauf sie, wie ich später entdeckte, sehr oft zurückkam, bei welcher Gelegenheit auch Signor Bartolo das Gedicht deklamieren musste, das er ihr damals aufs Theater geworfen. Es war ein gutes Gedicht, voll rührender Trauer über Theseus' Treulosigkeit, voll blinder Begeisterung für Bacchus und blühender Verherrlichung Ariadne's. Bella cosa! rief Signora Lätizia bei jeder Strophe, und auch ich lobte die Bilder, den Versbau und die ganze Behandlung jener Mythe.

Ja, sie ist sehr schön, sagte der Professor, und es liegt ihr gewiss eine historische Wahrheit zum Grunde, wie denn auch einige Autoren uns ausdrücklich erzählen, dass Öneus, ein Priester des Bacchus, sich mit der trauernden Ariadne vermählt habe, als er sie verlassen auf Naxos angetroffen; und, wie oft geschieht, ist in der Sage aus dem Priester des Gottes der Gott selbst gemacht worden.

Ich konnte dieser Meinung nicht beistimmen, da ich mich in der Mythologie mehr zur historischen Ausdeutung hinneige, und ich entgegnete. In der ganzen Fabel, dass Ariadne, nachdem Theseus sie auf Naxos sitzen lassen, sich dem Bacchus in die Arme geworfen, sehe ich nichts Anderes als

die Allegorie, daſs ſie ſich dem Trunk ergeben hat, eine Hypotheſe, die noch mancher Gelehrte meines Vaterlandes mit mir theilt. Sie, Herr Marcheſe, werden wahrſcheinlich wiſſen, daſs der ſelige Banquier Bethmann, im Sinne dieſer Hypotheſe, ſeine Ariadne ſo zu beleuchten wuſste, daſs ſie eine rothe Naſe zu haben ſchien.

Ja, ja, Bethmann in Frankfurt war ein großer Mann! rief der Marcheſe; jedoch im ſelben Augenblicke ſchien ihm etwas Wichtiges durch den Kopf zu laufen, ſeufzend ſprach er vor ſich hin: Gott, Gott, ich habe vergeſſen, nach Frankfurt an Rothſchild zu ſchreiben! Und mit ernſtem Geſchäftsgeſicht, woraus aller parodiſtiſcher Scherz verſchwunden ſchien, empfahl er ſich kurzweg, ohne lange Ceremonien, und verſprach, gegen Abend wiederzukommen.

Als er fort war und ich im Begriff ſtand, wie es in der Welt gebräuchlich iſt, meine Gloſſen über eben den Mann zu machen, durch deſſen Güte ich die angenehmſte Bekanntſchaft gewonnen, da fand ich zu meiner Verwunderung, daſs Alle ihn nicht genug zu rühmen wuſsten, und daſs Alle beſonders ſeinen Enthuſiasmus für das Schöne, ſein adelig feines Betragen und ſeine Uneigennützigkeit in den übertriebenſten Ausdrücken prieſen. Auch

Signora Franceska stimmte ein in diesen Lobgesang, doch gestand sie, seine Nase sei etwas beängstigend und erinnere sie immer an den Thurm von Pisa.

Beim Abschied bat ich sie wieder um die Vergünstigung, ihren linken Fuß küssen zu dürfen; worauf sie mit lächelndem Ernst den rothen Schuh auszog, so wie auch den Strumpf; und indem ich niederkniete, reichte sie mir den weißen, blühenden Liljenfuß, den ich vielleicht gläubiger an die Lippen presste, als ich es mit dem Fuß des Papstes gethan haben möchte. Wie sich von selbst versteht, machte ich auch die Kammerjungfer, und half den Strumpf und den Schuh wieder anziehen.

Ich bin mit Ihnen zufrieden, — sagte Signora Franceska nach verrichtetem Geschäfte, wobei ich mich nicht zu sehr übereilte, obgleich ich alle zehn Finger in Thätigkeit setzte, — ich bin mit Ihnen zufrieden, Sie sollen mir noch öfter die Strümpfe anziehen. Heute haben Sie den linken Fuß geküsst, morgen soll Ihnen der rechte zu Gebote stehen. Übermorgen dürfen Sie mir schon die linke Hand küssen, und einen Tag nachher auch die rechte. Führen Sie sich gut auf, so reiche ich Ihnen späterhin den Mund, u. s. w. Sie sehen, ich will Sie gern avancieren lassen, und da Sie

jung sind, können Sie es in der Welt noch weit bringen.

Und ich habe es weit gebracht in dieser Welt! Deß seid mir Zeugen, toskanische Nächte, du hellblauer Himmel mit großen silbernen Sternen, ihr wilden Lorberbüsche und heimlichen Myrten, und ihr, o Nymphen des Apennins, die ihr mit bräutlichen Tänzen uns umschwebtet, und euch zurückträumtet in jene besseren Götterzeiten, wo es noch keine gothische Lüge gab, die nur blinde, tappende Genüsse im Verborgenen erlaubt und jedem freien Gefühl ihr heuchlerisches Feigenblättchen vorklebt.

Es bedurfte keiner besonderen Feigenblätter; denn ein ganzer Feigenbaum mit vollen ausgebreiteten Zweigen rauschte über den Häuptern der Glücklichen.

Kapitel VII.

Was Prügel sind, Das weiß man schon; was aber die Liebe ist, Das hat noch Keiner herausgebracht. Einige Naturphilosophen haben behauptet, es sei eine Art Elektricität. Das ist möglich; denn im Momente des Verliebens ist uns zu Muthe, als habe ein elektrischer Strahl aus dem Auge der Geliebten plötzlich in unser Herz eingeschlagen. Ach! diese Blitze sind die verderblichsten, und wer gegen diese einen Ableiter findet, den will ich höher achten als Franklin. Gäbe es doch kleine Blitzableiter, die man auf dem Herzen tragen könnte, und woran eine Wetterstange wäre, die das schreckliche Feuer anderswo hinzuleiten vermöchte! Ich fürchte aber, dem kleinen Amor kann man seine Pfeile nicht so leicht rauben, wie dem Jupiter seinen Blitz und den Tyrannen ihr Scepter. Außerdem wirkt nicht

jede Liebe blitzartig; manchmal lauert sie wie eine Schlange unter Rosen, und erspäht die erste Herzenslücke, um hineinzuschlüpfen; manchmal ist es nur ein Wort, ein Blick, die Erzählung einer unscheinbaren Handlung, was wie ein lichtes Samenkorn in unser Herz fällt, eine ganze Winterzeit darin liegt, bis der Frühling kommt, und das kleine Samenkorn aufschießt zu einer flammenden Blume, deren Duft den Kopf betäubt. Dieselbe Sonne, die im Nilthal Ägyptens Krokodileneier ausbrütet, kann zugleich zu Potsdam an der Havel die Liebessaat in einem jungen Herzen zur Vollreife bringen — dann giebt es Thränen in Ägypten und Potsdam. Aber Thränen sind noch lange keine Erklärungen — Was ist die Liebe? Hat Keiner ihr Wesen ergründet? hat Keiner das Räthsel gelöst? Vielleicht bringt solche Lösung größere Qual als das Räthsel selbst, und das Herz erschrickt und erstarrt darob, wie beim Anblick der Medusa. Schlangen ringeln sich um das schreckliche Wort, das dieses Räthsel auflöst — O, ich will dieses Auflösungswort niemals wissen, das brennende Elend in meinem Herzen ist mir immer noch lieber als kalte Erstarrung. O, sprecht es nicht aus, ihr gestorbenen Gestalten, die ihr schmerzlos wie Stein, aber auch gefühllos wie Stein durch die Rosen-

gärten dieser Welt wandelt, und mit bleichen Lippen auf den thörichten Gesellen herablächelt, der den Duft der Rosen preist nnd über Dornen klagt.

Wenn ich dir aber, lieber Leser, nicht zu sagen vermag, was die Liebe eigentlich ist, so könnte ich dir doch ganz ausführlich erzählen, wie man sich gebärdet und wie Einem zu Muth ist, wenn man sich auf den Apenninen verliebt hat. Man gebärdet sich nämlich wie ein Narr, man tanzt über Hügel und Felsen und glaubt, die ganze Welt tanze mit. Zu Muthe ist Einem dabei, als sei die Welt erst heute erschaffen worden, und man sei der erste Mensch. Ach, wie schön ist das Alles! jauchzte ich, als ich Franceska's Wohnung verlassen hatte. Wie schön und kostbar ist diese neue Welt! Es war mir, als müßte ich allen Pflanzen und Thieren einen Namen geben, und ich benannte Alles nach seiner innern Natur und nach meinem eignen Gefühl, das mit den Außendingen so wunderbar verschmolz. Meine Brust war eine Quelle von Offenbarung, und ich verstand alle Formen und Gestaltungen, den Duft der Pflanzen, den Gesang der Vögel, das Pfeifen des Windes und das Rauschen der Wasserfälle. Manchmal hörte ich auch die göttliche Stimme: Adam, wo bist du? Hier bin ich, Franceska, rief ich dann, ich bete dich an, denn ich

weiß ganz gewiss, du hast Sonne, Mond und Sterne erschaffen und die Erde mit allen ihren Kreaturen! Dann kicherte es aus den Myrtenbüschen, und heimlich seufzte ich in mich hinein: O süße Thorheit, verlass mich nicht!

Späterhin, als die Dämmerungszeit herankam, begann erst recht die verrückte Seligkeit der Liebe. Die Bäume auf den Bergen tanzten mit schweren Häuptern, die von der scheidenden Sonne so roth bestrahlt wurden, als hätten sie sich mit ihren eignen Weintrauben berauscht. Unten der Bach schoss hastiger von dannen und rauschte angstvoll, als fürchte er, die entzückt taumelnden Berge würden zu Boden stürzen. Dabei wetterleuchtete es so lieblich, wie lichte Küsse. Ja, rief ich, der lachende Himmel küsst die geliebte Erde — O Franceska, schöner Himmel, lass mich deine Erde sein! Ich bin so ganz irdisch, und sehne mich nach dir, mein Himmel! So rief ich und streckte die Arme flehend empor und rannte mit dem Kopfe gegen manchen Baum, den ich dann umarmte, statt zu schelten, und meine Seele jauchzte vor Liebestrunkenheit, — als plötzlich ich eine glänzende Scharlachgestalt erblickte, die mich aus allen meinen Träumen gewaltsam herausriss, und der kühlsten Wirklichkeit zurückgab.

Kapitel VIII.

Auf einem Rasenvorsprung unter einem breiten Lorberbaume saß Hyacinthos, der Diener des Marchese, und neben ihm Apollo, dessen Hund. Letzterer stand vielmehr, indem er die Vorderpfoten auf die Scharlachkniee des kleinen Mannes gelegt hatte und neugierig zusah, wie Dieser, eine Schreibtafel in den Händen haltend, dann und wann Etwas hineinschrieb, wehmüthig vor sich hinlächelte, das Köpfchen schüttelte, tief seufzte, und sich dann vergnügt die Nase putzte.

Was Henker, rief ich ihm entgegen, Hirsch Hyacinthos! machst du Gedichte? Nun, die Zeichen sind günstig, Apollo steht dir zur Seite, und der Lorber hängt schon über deinem Haupte.

Aber ich that dem armen Schelme Unrecht. Liebreich antwortete er: Gedichte? Nein, ich bin

ein Freund von Gedichten, aber ich schreibe doch keine. Was sollte ich schreiben? Ich hatte eben Nichts zu thun, und zu meinem Vergnügen machte ich mir eine Liste von den Namen derjenigen Freunde, die einst in meiner Kollekte gespielt haben. Einige davon sind mir sogar noch Etwas schuldig — Glauben Sie nur nicht, Herr Doktor, ich wollte Sie mahnen — Das hat Zeit, Sie sind mir gut. Hätten Sie nur zuletzt 1365 statt 1364 gespielt, so wären Sie jetzt ein Mann von hunderttausend Mark Banco, und brauchten nicht hier herumzulaufen, und könnten ruhig in Hamburg sitzen, ruhig und vergnügt, und könnten sich auf dem Sofa erzählen lassen, wie es in Italien aussieht. So wahr mir Gott helfe! ich wäre nicht hergereist, hätte ich es nicht Herrn Gumpel zu Liebe gethan. Ach, wie viel Hitz' und Gefahr und Müdigkeit muſs ich ausstehen, und wo nur eine Überspannung ist oder eine Schwärmerei, ist auch Herr Gumpel dabei, und ich muſs Alles mitmachen. Ich wäre schon längst von ihm gegangen, wenn er mich missen könnte. Denn wer soll nachher zu Hause erzählen, wie viel Ehre und Bildung er in der Fremde genossen? Und, soll ich die Wahrheit sagen, ich selbst fang' an, Viel auf Bildung zu geben. In Hamburg hab' ich sie Gottlob! nicht nöthig; aber man

kann nicht wissen, man kommt einmal nach einem anderen Ort. Es ist eine ganz andere Welt jetzt. Und man hat Recht: so ein bischen Bildung ziert den ganzen Menschen. Und welche Ehre hat man davon! Lady Maxfield zum Beispiel, wie hat sie mich diesen Morgen aufgenommen und honoriert! Ganz parallel wie ihres Gleichen. Und sie gab mir einen Francesconi Trinkgeld, obschon die Blume nur fünf Paoli gekostet hat. Außerdem ist es auch ein Vergnügen, wenn man den kleinen, weißen Fuß von schönen Damenpersonen in Händen hat.

Ich war nicht wenig betreten über diese letzte Bemerkung, und dachte gleich: Ist Das Stichelei? Wie konnte aber der Lump schon Kenntnis haben von dem Glücke, das mir erst denselben Tag begegnet, zu derselben Zeit, als er auf der entgegengesetzten Seite des Bergs war? Gab's dort etwa eine ähnliche Scene, und offenbarte sich daran die Ironie des großen Weltbühnendichters da droben, dass er vielleicht noch tausend solcher Scenen, die gleichzeitig eine die andere parodieren, zum Vergnügen der himmlischen Heerscharen aufführen ließ? Indessen, beide Vermuthungen waren ungegründet, denn nach langen wiederholten Fragen, und nachdem ich das Versprechen geleistet, dem Marchese Nichts zu verrathen, gestand mir der arme Mensch,

Lady Maxfield habe noch zu Bette gelegen, als er ihr die Tulpe überreicht; in dem Augenblick, wo er seine schöne Anrede halten wollte, sei einer ihrer Füße nackt zum Vorschein gekommen, und da er Hühneraugen daran bemerkt, habe er gleich um die Erlaubnis gebeten, sie ausschneiden zu dürfen, welches auch gestattet und nachher, zugleich für die Überreichung der Tulpe, mit einem Franceskoni belohnt worden sei.

Es ist mir aber immer nur um die Ehre zu thun — setzte Hyacinth hinzu — und Das habe ich auch dem Baron Rothschild gesagt, als ich die Ehre hatte, ihm die Hühneraugen zu schneiden. Es geschah in seinem Kabinett; er saß dabei auf seinem grünen Sessel wie auf einem Thron, sprach wie ein König, um ihn herum standen seine Kourtiers, und er gab seine Ordres, und schickte Stafetten an alle Könige; und wie ich ihm während Dessen die Hühneraugen schnitt, dacht' ich im Herzen: Du hast jetzt in Händen den Fuß des Mannes, der selbst jetzt die ganze Welt in Händen hat, du bist jetzt ebenfalls ein wichtiger Mensch; schneidest du ihn unten ein bischen zu scharf, so wird er verdrießlich, und schneidet oben die größten Könige noch ärger — Es war der glücklichste Moment meines Lebens!

Ich kann mir dieses schöne Gefühl vorstellen, Herr Hyacinth. Welchen aber von der Rothschild'schen Dynastie haben Sie solchermaßen amputiert? War es etwa der hochherzige Britte, der Mann in Lombardstreet, der ein Leihhaus für Kaiser und Könige errichtet hat?

Versteht sich, Herr Doktor, ich meine den großen Rothschild, den großen Nathan Rothschild, Nathan den Weisen, bei dem der Kaiser von Brasilien seine diamantene Krone versetzt hat. Aber ich habe auch die Ehre gehabt, den Baron Salomon Rothschild in Frankfurt kennen zu lernen, und wenn ich mich auch nicht seines intimen Fußes zu erfreuen hatte, so wußte er mich doch zu schätzen. Als der Herr Marchese zu ihm sagte, ich sei einmal Lotteriekollekteur gewesen, sagte der Baron sehr witzig: Ich bin ja selbst so Etwas, ich bin ja der Oberkollekteur der Rothschild'schen Loose, und mein Kollege darf bei Leibe nicht mit den Bedienten essen, er soll neben mir bei Tische sitzen — Und so wahr wie mir Gott alles Guts geben soll, Herr Doktor, ich saß neben Salomon Rothschild, und er behandelte mich ganz wie seines Gleichen, ganz famillionär. Ich war auch bei ihm auf dem berühmten Kinderball, der in der Zeitung gestanden. So viel Pracht bekomme ich mein Lebtag

nicht mehr zu sehen. Ich bin doch auch in Hamburg auf einem Ball gewesen, der 1500 Mark und 8 Schilling kostete, aber Das war doch nur wie ein Hühnerdreckchen gegen einen Misthaufen. Wie viel Gold und Silber und Diamanten habe ich dort gesehen! Wie viel' Sterne und Orden! Den Falkenorden, das goldne Fließ, den Löwenorden, den Adlerorden — sogar ein ganz klein Kind, ich sage Ihnen, ein ganz klein Kind trug einen Elephantenorden. Die Kinder waren gar schön maskiert und spielten Anleihe, und waren angezogen wie die Könige, mit Kronen auf den Köpfen, ein großer Junge aber war angezogen präcise wie der alte Nathan Rothschild. Er machte seine Sache sehr gut, hatte beide Hände in der Hosentasche, klimperte mit Geld, schüttelte sich verdrießlich, wenn einer von den kleinen Königen was geborgt haben wollte, und nur dem kleinen mit dem weißen Rock und den rothen Hosen streichelte er freundlich die Backen, und lobte ihn: Du bist mein Pläsir, mein Liebling, mein' Pracht, aber dein Vetter Michel soll mir vom Leib bleiben, ich werde diesem Narren Nichts borgen, der täglich mehr Menschen ausgiebt, als er jährlich zu verzehren hat, es kommt durch ihn noch ein Unglück in die Welt, und mein Geschäft wird darunter leiden. So wahr mir Gott

alles Guts gebe, der Junge machte seine Sache sehr gut, besonders wenn er das dicke Kind, das in weißen Atlas mit echten silbernen Lilien gewickelt war, im Gehen unterstützte und bisweilen zu ihm sagte: Na, na, du, du, führ dich nur gut auf, ernähr dich redlich, sorg, daß du nicht wieder weggejagt wirst, damit ich nicht mein Geld verliere. Ich versichere Sie, Herr Doktor, es war ein Vergnügen, den Jungen zu hören; und auch die anderen Kinder, lauter liebe Kinder, machten ihre Sache sehr gut — bis ihnen Kuchen gebracht wurde, und sie sich um das beste Stück stritten, und sich die Kronen vom Kopf rissen, und schrieen und weinten, und einige sich sogar — —

Kapitel IX.

Es giebt nichts Langweiligeres auf dieser Erde als die Lektüre einer italiänischen Reisebeschreibung — außer etwa das Schreiben derselben, — und nur dadurch kann der Verfasser sie einigermaßen erträglich machen, daſs er von Italien selbst so wenig als möglich darin redet. Trotzdem daſs ich diesen Kunstgriff vollauf anwende, kann ich dir, lieber Leser, in den nächsten Kapiteln nicht viel Unterhaltung versprechen. Wenn du dich bei dem ennuyanten Zeug, das darin vorkommen wird, langweilst, so tröste dich mit mir, der all dieses Zeug sogar schreiben muſste. Ich rathe dir, überschlage dann und wann einige Seiten, dann kömmst du mit dem Buche schneller zu Ende — ach, ich wollt', ich könnte es eben so machen! Glaub' nur nicht, ich scherze; wenn ich dir ganz ernsthaft meine Herzens-

meinung über dieses Buch gestehen soll, so rathe ich dir, es jetzt zuzuschlagen, und gar nicht weiter darin zu lesen. Ich will dir nächstens etwas Besseres schreiben, und wenn wir in einem folgenden Buche, in der Stadt Lucca, wieder mit Mathilden und Franceska zusammentreffen, so sollen dich die lieben Bilder viel anmuthiger ergötzen, als gegenwärtiges Kapitel und gar die folgenden.

Gottlob! vor meinem Fenster erklingt ein Leierkasten mit lustigen Melodien! Mein trüber Kopf bedarf solcher Aufheiterung, besonders da ich jetzt meinen Besuch bei Seiner Excellenz, dem Marchese Cristoforo di Gumpelino zu beschreiben habe. Ich will diese rührende Geschichte ganz genau, wörtlich treu, in ihrer schmutzigsten Reinheit mittheilen.

Es war schon spät, als ich die Wohnung des Marchese erreichte. Als ich ins Zimmer trat, stand Hyacinth allein, und putzte die goldenen Sporen seines Herrn, welcher, wie ich durch die halbgeöffnete Thüre seines Schlafkabinetts sehen konnte, vor einer Madonna und einem großen Krucifixe auf den Knieen lag.

Du musst nämlich wissen, lieber Leser, dass der Marchese, dieser vornehme Mann, jetzt ein guter Katholik ist, dass er die Ceremonien der

alleinseligmachenden Kirche streng ausübt, und sich, wenn er in Rom ist, sogar einen eignen Kapellan hält, aus demselben Grunde, wesshalb er in England die besten Wettrenner und in Paris die schönste Tänzerin unterhielt.

Herr Gumpel verrichtet jetzt sein Gebet — flüsterte Hyacinth mit einem wichtigen Lächeln, und indem er nach dem Kabinette seines Herrn deutete, fügte er noch leiser hinzu: So liegt er alle Abend zwei Stunden auf den Knieen vor der Prima Donna mit dem Jesuskind. Es ist ein prächtiges Kunstbild, und es kostet ihm sechshundert Francesконis.

Und Sie, Herr Hyacinth, warum knieen Sie nicht hinter ihm? Oder sind Sie etwa kein Freund von der katholischen Religion?

Ich bin ein Freund davon, und bin auch wieder kein Freund davon, antwortete Jener mit bedenklichem Kopfwiegen. Es ist eine gute Religion für einen vornehmen Baron, der den ganzen Tag müßig gehen kann, und für einen Kunstkenner; aber es ist keine Religion für einen Hamburger, für einen Mann, der sein Geschäft hat, und durchaus keine Religion für einen Lotteriekollekteur. Ich muss jede Nummer, die gezogen wird, ganz exakt aufschreiben, und denke ich dann

zufällig an Bum! Bum! Bum! an eine katholische Glock', oder schwebelt es mir vor den Augen wie katholischer Weihrauch, und ich verschreib' mich, und ich schreibe eine unrechte Zahl, so kann das größte Unglück daraus entstehen. Ich habe oft zu Herrn Gumpel gesagt: Ew. Exc. sind ein reicher Mann und können katholisch sein, so viel Sie wollen, und können sich den Verstand ganz katholisch einräuchern lassen, und können so dumm werden, wie eine katholische Glock', und Sie haben doch zu essen; ich aber bin ein Geschäftsmann, und muss meine sieben Sinne zusammen halten, um was zu verdienen. Herr Gumpel meint freilich, es sei nöthig für die Bildung, und wenn ich nicht katholisch würde, verstände ich nicht die Bilder, die zur Bildung gehören, nicht den Johann von Viehesel, den Corretschio, den Caratschio, den Caravatschio — aber ich habe immer gedacht, der Corretschio und Coratschio und Caravatschio können mir Alle Nichts helfen, wenn Niemand mehr bei mir spielt, und ich komme dann in die Patschio. Dabei muss ich Ihnen auch gestehen, Herr Doktor, dass mir die katholische Religion nicht einmal Vergnügen macht, und als ein vernünftiger Mann müssen Sie mir Recht geben. Ich sehe das Pläsir nicht ein, es ist eine Religion, als wenn der liebe

Gott, Gottbewahre! eben gestorben wäre, und es riecht dabei nach Weihrauch, wie bei einem Leichenbegängnis, und dabei brummt eine so traurige Begräbnismusik, dass man die Melancholik bekömmt — ich sage Ihnen, es ist keine Religion für einen Hamburger.

Aber, Herr Hyacinth, wie gefällt Ihnen denn die protestantische Religion?

Die ist mir wieder zu vernünftig, Herr Doktor, und gäbe es in der protestantischen Kirche keine Orgel, so wäre sie gar keine Religion. Unter uns gesagt, diese Religion schadet Nichts und ist so rein wie ein Glas Wasser, aber sie hilft auch Nichts. Ich habe sie probiert, und diese Probe kostet mich vier Mark vierzehn Schilling —

Wie so, mein lieber Herr Hyacinth?

Sehen Sie, Herr Doktor, ich habe gedacht: Das ist freilich eine sehr aufgeklärte Religion, und es fehlt ihr an Schwärmerei und Wunder; indessen ein bischen Schwärmerei muss sie doch haben, ein ganz klein Wunderchen muss sie doch thun können, wenn sie sich für eine honette Religion ausgeben will. Aber wer soll da Wunder thun? dacht' ich, als ich mal in Hamburg eine protestantische Kirche besah, die zu der ganz kahlen Sorte gehörte, wo Nichts als braune Bänke und weiße Wände sind,

und an der Wand Nichts als ein schwarz Täfelchen hängt, worauf ein halb Dutzend weiße Zahlen stehen. Du thust dieser Religion vielleicht Unrecht, dacht' ich wieder, vielleicht können diese Zahlen eben so gut ein Wunder thun wie ein Bild von der Mutter Gottes oder wie ein Knochen von ihrem Mann, dem heiligen Joseph, und um der Sache auf den Grund zu kommen, ging ich gleich nach Altona, und besetzte eben diese Zahlen in der Altonaer Lotterie, die Ambe besetzte ich mit acht Schilling, die Terne mit sechs, die Quaterne mit vier, und die Quinterne mit zwei Schilling — Aber ich versichere Sie auf meine Ehre, keine einzige von den protestantischen Nummern ist herausgekommen. Jetzt wußte ich, was ich zu denken hatte, jetzt dacht' ich: bleibt mir weg mit einer Religion, die gar Nichts kann, bei der nicht einmal eine Ambe herauskömmt — werde ich so ein Narr sein, auf diese Religion, worauf ich schon vier Mark und vierzehn Schilling gesetzt und verloren habe, noch meine ganze Glückseligkeit zu setzen?

Die altjüdische Religion scheint Ihnen gewiß viel zweckmäßiger, mein Lieber?

Herr Doktor, bleiben Sie mir weg mit der altjüdischen Religion, die wünsche ich nicht meinem ärgsten Feind. Man hat Nichts als Schimpf und

Schande davon. Ich sage Ihnen, es ist gar keine Religion, sondern ein Unglück. Ich vermeide Alles, was mich daran erinnern könnte, und weil Hirsch ein jüdisches Wort ist und auf Deutsch Hyacinth heißt, so habe ich sogar den alten Hirsch laufen lassen, und unterschreibe mich jetzt: Hyacinth, Kollekteur, Operateur und Taxator. Dazu habe ich noch den Vortheil, daſs schon ein H. auf meinem Petschaft steht und ich mir kein neues stechen zu lassen brauche. Ich versichere Ihnen, es kommt auf dieser Welt Viel darauf an, wie man heißt; der Name thut Viel. Wenn ich mich unterschreibe: „Hyacinth, Kollekteur, Operateur und Taxator," so klingt Das ganz anders, als schriebe ich Hirsch schlechtweg, und man kann mich dann nicht wie einen gewöhnlichen Lump behandeln.

Mein lieber Herr Hyacinth! Wer könnte Sie so behandeln! Sie scheinen schon so Viel für Ihre Bildung gethan zu haben, daſs man in Ihnen den gebildeten Mann schon erkennt, ehe Sie den Mund aufthun, um zu sprechen.

Sie haben Recht, Herr Doktor, ich habe in der Bildung Fortschritte gemacht wie eine Riesin. Ich weiß wirklich nicht, wenn ich nach Hamburg zurückkehre, mit wem ich dort umgehen soll; und was die Religion anbelangt, so weiß ich, was ich

thue. Vor der Hand aber kann ich mich mit dem neuen israelitischen Tempel noch behelfen; ich meine den reinen Mosaik-Gottesdienst mit orthographischen deutschen Gesängen und gerührten Predigten und einigen Schwärmereichen, die eine Religion durchaus nöthig hat. So wahr mir Gott alles Guts gebe, für mich verlange ich jetzt keine bessere Religion, und sie verdient, dass man sie unterstützt. Ich will das Meinige thun, und bin ich wieder in Hamburg, so will ich alle Sonnabend, wenn kein Ziehungstag ist, in den neuen Religion-Tempel gehen. Es giebt leider Menschen, die diesem neuen israelitischen Gottesdienst einen schlechten Namen machen und behaupten, er gebe, mit Respekt zu sagen, Gelegenheit zu einem Schisma — aber ich kann Ihnen versichern, es ist eine gute reinliche Religion, noch etwas zu gut für den gemeinen Mann, für den die altjüdische Religion vielleicht noch immer sehr nützlich ist. Der gemeine Mann muss eine Dummheit haben, worin er sich glücklich fühlt, und er fühlt sich glücklich in seiner Dummheit. So ein alter Jude mit einem langen Bart und zerrissenem Rock, und der kein orthographisch Wort sprechen kann und sogar ein bischen grindig ist, fühlt sich vielleicht innerlich glücklicher als ich mich mit all meiner Bildung. Da wohnt in Ham-

burg im Bäckerbreitengang auf einem Sahl ein Mann, der heißt Moses Lump, man nennt ihn auch Moses Lümpchen, oder kurzweg Lümpchen; der läuft die ganze Woche herum, in Wind und Wetter, mit seinem Packen auf dem Rücken, um seine paar Mark zu verdienen; wenn er nun Freitag Abends nach Hause kömmt, findet er die Lampe mit sieben Lichtern angezündet, den Tisch weiß gedeckt, und er legt seinen Packen und seine Sorgen von sich, und setzt sich zu Tisch mit seiner schiefen Frau und noch schieferen Tochter, isst mit ihnen Fische, die gekocht sind in angenehm weißer Knoblauchsauce, singt dabei die prächtigsten Lieder vom König David, freut sich von ganzem Herzen über den Auszug der Kinder Israel aus Ägypten, freut sich auch, dass alle Bösewichter, die ihnen Böses gethan, am Ende gestorben sind, dass König Pharao, Nebukadnezar, Haman, Antiochus, Titus und all' solche Leute todt sind, dass Lümpchen aber noch lebt und mit Frau und Kind Fisch isst — Und ich sage Ihnen, Herr Doktor, die Fische sind delikat, und der Mann ist glücklich, er braucht sich mit keiner Bildung abzuquälen, er sitzt vergnügt in seiner Religion und seinem grünen Schlafrock wie Diogenes in seiner Tonne, er betrachtet vergnügt seine Lichter, die er nicht einmal selbst putzt —

Und ich sage Ihnen, wenn die Lichter etwas matt brennen, und die Schabbesfrau, die sie zu putzen hat, nicht bei der Hand ist, und Rothschild der Große käme jetzt herein mit all' seinen Maklern, Diskonteuren, Spediteuren und Chefs de Comptoir, womit er die Welt erobert, und er spräche: Moses Lump, bitte dir eine Gnade aus; was du haben willst, es soll geschehen — Herr Doktor, ich bin überzeugt, Moses Lump würde ruhig antworten: „Putz' mir die Lichter!“ und Rothschild der Große würde mit Verwunderung sagen: Wär' ich nicht Rothschild, so möchte ich so ein Lümpchen sein!

Während Hyacinth solchermaßen, episch breit nach seiner Gewohnheit, seine Ansichten entwickelte, erhob sich der Marchese von seinem Betkissen, und trat zu uns, noch immer einige Paternoster durch die Nase schnurrend. Hyacinth zog jetzt den grünen Flor über das Madonnenbild, das oberhalb des Betpultes hing, löschte die beiden Wachskerzen aus, die davor brannten, nahm das kupferne Krucifix herab, kam damit zu uns zurück, und putzte es mit demselben Lappen und mit derselben spuckenden Gewissenhaftigkeit, womit er eben auch die Sporen seines Herrn geputzt hatte. Dieser aber war wie aufgelöst in Hitze und weicher Stimmung; statt eines Oberkleides trug er einen weiten, blau-

seidenen Domino mit silbernen Frangen, und seine Nase schimmerte wehmüthig, wie ein verliebter Louisd'or. O Jesus! — seufzte er, als er sich in die Kissen des Sofas sinken ließ — finden Sie nicht, Herr Doktor, daſs ich heute Abend sehr schwärmerisch aussehe? Ich bin sehr bewegt, mein Gemüth ist aufgelöst, ich ahne eine höhere Welt,

Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!

Herr Gumpel, Sie müssen einnehmen — unterbrach Hyacinth die pathetische Deklamation — das Blut in Ihren Eingeweiden ist wieder schwindelig, ich weiß, was Ihnen fehlt —

Du weißt nicht — seufzte der Herr.

Ich sage Ihnen, ich weiß — erwiederte der Diener, und nickte mit seinem gutmüthig bethätigenden Gesichtchen — ich kenne Sie ganz durch und durch, ich weiß, Sie sind ganz das Gegentheil von mir; wenn Sie Durst haben, habe ich Hunger, wenn Sie Hunger haben, habe ich Durst; Sie sind zu korpulent und ich bin zu mager, Sie haben viel Einbildung und ich habe desto mehr Geschäftssinn, ich bin ein Praktikus und Sie sind

ein Diarrhetikus, kurz und gut, Sie sind ganz mein Antipodex.

Ach Julia! — seufzte Gumpelino — wär' ich der gelblederne Handschuh doch auf deiner Hand und küßte deine Wange! Haben Sie, Herr Doktor, jemals die Crelinger in Romeo und Julia gesehen?

Freilich, und meine ganze Seele ist noch davon entzückt —

Nun dann — rief der Marchese begeistert, und Feuer schoss aus seinen Augen und beleuchtete die Nase — dann verstehen Sie mich, dann wissen Sie, was es heißt, wenn ich Ihnen sage: Ich liebe! Ich will mich Ihnen ganz dekouvrieren. Hyacinth, geh mal hinaus —

Ich brauche gar nicht hinauszugehen — sprach Dieser verdrießlich — Sie brauchen sich vor mir nicht zu genieren, ich kenne auch die Liebe, und ich weiß schon —

Du weißt nicht! rief Gumpelino.

Zum Beweise, Herr Marchese, dass ich weiß, brauche ich nur den Namen Julia Maxfield zu nennen. Beruhigen Sie sich, Sie werden wieder geliebt — aber es kann Ihnen Alles Nichts helfen. Der Schwager Ihrer Geliebten lässt sie nicht

aus den Augen, und bewacht sie Tag und Nacht wie einen Diamant.

O ich Unglücklicher! — jammerte Gumpelino — ich liebe und bin wieder geliebt, wir drücken uns heimlich die Hände, wir treten uns unterm Tisch auf die Füße, winken uns mit den Augen, und wir haben keine Gelegenheit! Wie oft stehe ich im Mondschein auf dem Balkon, und bilde mir ein, ich selbst wäre die Julia, und mein Romeo oder mein Gumpelino habe mir ein Rendezvous gegeben, und ich deklamiere, ganz wie die Crelinger:

Komm, Nacht! Komm, Gumpelino, Tag in Nacht!
Denn du wirst ruhn auf Fittigen der Nacht,
Wie frischer Schnee auf eines Raben Rücken.
Komm, milde, liebevolle Nacht! Komm, gieb
Mir meinen Romeo oder Gumpelino —

Aber ach! Lord Maxfield bewacht uns beständig, und wir sterben Beide vor Sehnsuchtsgefühl! Ich werde den Tag nicht erleben, daß eine solche Nacht kommt, wo Jedes reiner Jugend Blüthe zum Pfande setzt, gewinnend zu verlieren! Ach! so eine Nacht wäre mir lieber, als wenn ich das große Loos in der Hamburger Lotterie gewönne.

Welche Schwärmerei! — rief Hyacinth — das große Loos, 100,000 Mark!

Ja, lieber als das große Loos — fuhr Gumpelino fort — wär' mir so eine Nacht, und ach! sie hat mir schon oft eine solche Nacht versprochen, bei der ersten Gelegenheit, und ich hab' mir schon gedacht, daſs sie dann des Morgens deklamieren wird, ganz wie die Crelinger:

Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.

Das große Loos für eine einzige Nacht! — wiederholte unterdessen mehrmals Hyacinth, und konnte sich nicht zufrieden geben — Ich habe eine große Meinung, Herr Marchese, von Ihrer Bildung, aber daſs Sie es in der Schwärmerei so weit gebracht, hätte ich nicht geglaubt. Die Liebe sollte Einem lieber sein als das große Loos! Wirklich, Herr Marchese, seit ich mit Ihnen Umgang habe als Bedienter, habe ich mir schon viel Bildung angewöhnt; aber so Viel weiß ich, nicht einmal ein Achtelchen vom großen Loos gäbe ich für die Liebe! Gott soll mich davor bewahren! Wenn ich auch rechne fünfhundert Mark Abzugsdekort,

so bleiben doch noch immer zwölftausend Mark. Die Liebe! Wenn ich Alles zusammenrechne, was mich die Liebe gekostet hat, kommen nur zwölf Mark und dreizehn Schilling heraus. Die Liebe! Ich habe auch viel Umsonstglück in der Liebe gehabt, was mich gar Nichts gekostet hat; nur dann und wann habe ich mal meiner Geliebten par Kompläsance die Hühneraugen geschnitten. Ein wahres, gefühlvoll leidenschaftliches Attachement hatte ich nur ein einziges Mal, und das war die dicke Gudel vom Dreckwall. Die Frau spielte bei mir, und wenn ich kam, ihr das Loos zu renovieren, drückte sie mir immer ein Stück Kuchen in die Hand, ein Stück sehr guten Kuchen; — auch hat sie mir manchmal etwas Eingemachtes gegeben, und ein Likörchen dabei, und als ich ihr einmal klagte, dass ich mit Gemüthsbeschwerden behaftet sei, gab sie mir das Recept zu den Pulvern, die ihr eigner Mann braucht. Ich brauche die Pulver noch bis zur heutigen Stunde, sie thun immer ihre Wirkung — weitere Folgen hat unsere Liebe nicht gehabt. Ich dächte, Herr Marchese, Sie brauchten mal eins von diesen Pulvern. Es war mein Erstes, als ich nach Italien kam, dass ich in Mailand in die Apotheke ging, und mir die Pulver machen ließ, und ich trage sie beständig bei

mir. Warten Sie nur, ich will sie suchen, und wenn ich suche, so finde ich sie, und wenn ich sie finde, so müssen sie Ew. Excellenz einnehmen.

Es wäre zu weitläuftig, wenn ich den Kommentar wiederholen wollte, womit der geschäftige Sucher jedes Stück begleitete, das er aus seiner Tasche kramte. Da kam zum Vorschein: 1) ein halbes Wachslicht, 2) ein silbernes Etui, worin die Instrumente zum Schneiden der Hühneraugen, 3) eine Citrone, 4) eine Pistole, die, obgleich nicht geladen, dennoch mit Papier umwickelt war, vielleicht damit ihr Anblick keine gefährliche Träume verursache, 5) eine gedruckte Liste von der letzten Ziehung der großen Hamburger Lotterie, 6) ein schwarzledernes Büchlein, worin die Psalmen David's und die ausstehenden Schulden, 7) ein dürres Weidensträußchen, wie zu einem Knoten verschlungen, 8) ein Päckchen, das mit verblichenem Rosataffet überzogen war und die Quittung eines Lotterielooses enthielt, das einst fünfzigtausend Mark gewonnen, 9) ein plattes Stück Brot, wie weißgebackener Schiffszwieback, mit einem kleinen Loch in der Mitte, und endlich 10) die oben erwähnten Pulver, die der kleine Mann mit einer gewissen Rührung und mit seinem verwundert wehmüthigen Kopfschütteln betrachtete.

Wenn ich bedenke — seufzte er — dass mir vor zehn Jahren die dicke Gudel dies Recept gegeben, und dass ich jetzt in Italien bin und dasselbe Recept in Händen habe, und wieder die Worte lese: sal mirabile Glauberi, das heißt auf Deutsch: extrafeines Glaubensalz von der besten Sorte — ach, da ist mir zu Muth, als hätte ich das Glaubensalz selbst schon eingenommen, und als fühlte ich die Wirkung. Was ist der Mensch! Ich bin in Italien und denke an die dicke Gudel vom Dreckwall! Wer hätte Das gedacht! Ich kann mir vorstellen, sie ist jetzt auf dem Lande in ihrem Garten, wo der Mond scheint, und gewiss auch eine Nachtigall singt oder eine Lerche —

Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche! seufzte Gumpelino dazwischen, und deklamierte vor sich hin:

Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.

Das ist ganz einerlei — fuhr Hyacinth fort — meinethalben ein Kanarienvogel; die Vögel, die man im Garten hält, kosten am wenigsten. Die Hauptsache ist das Treibhaus, und die Tapeten im Pavillon und die Staatsfiguren, die davor stehen,

und da stehen zum Beispiel ein nackter General von den Göttern und die Venus Urinia, die Beide dreihundert Mark kosten. Mitten im Garten hat sich die Gudel auch eine Fontenelle anlegen lassen — Und da steht sie vielleicht jetzt und puhlt sich die Nase, und macht sich ein Schwärmereivergnügen, und denkt an mich — Ach!

Nach diesem Seufzer erfolgte eine sehnsüchtige Stille, die der Marchese endlich unterbrach mit der schmachtenden Frage: Sage mir auf deine Ehre, Hyacinth, glaubst du wirklich, daß dein Pulver wirken wird?

Es wird auf meine Ehre wirken, erwiderte Jener. Warum soll es nicht wirken? Wirkt es doch bei mir! Und bin ich denn nicht ein lebendiger Mensch so gut wie Sie? Glaubensalz macht alle Menschen gleich; und wenn Rothschild Glaubensalz einnimmt, fühlt er dieselbe Wirkung wie das kleinste Maklerchen. Ich will Ihnen Alles voraussagen: Ich schütte das Pulver in ein Glas, gieße Wasser dazu, rühre es, und so wie Sie Das hinuntergeschluckt haben, ziehen Sie ein saures Gesicht und sagen Prr! Prr! Hernach hören Sie selbst, wie es in Ihnen herumkullert, und es ist Ihnen etwas kurios zu Muth, und Sie legen sich zu Bett, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie stehen

wied'er auf, und Sie legen sich wieder, und stehen wieder auf, und so fort, und den andern Morgen fühlen Sie sich leicht wie ein Engel mit weißen Flügeln, und Sie tanzen vor Gesundeswohlheit, nur ein bischen blaſs sehen Sie dann aus; aber ich weiß, Sie sehen gern schmachtend blaſs aus, und wenn Sie schmachtend blaſs aussehen, sieht man Sie gern —

Obgleich Hyacinth solchermaßen zuredete, und schon das Pulver bereitete, hätte Das doch wenig gefruchtet, wenn nicht dem Marchese plötzlich die Stelle, wo Julia den verhängnisvollen Trank einnimmt, in den Sinn gekommen wäre. Was halten Sie, Doktor — rief er — von der Müller in Wien? Ich habe sie als Julia gesehen, und Gott! Gott! wie spielt sie! Ich bin doch der größte Enthusiast für die Crelinger, aber die Müller, als sie den Becher austrank, hat mich hingerissen. Sehen Sie — sprach er, indem er mit tragischer Gebärde das Glas, worin Hyacinth das Pulver geschüttet, zur Hand nahm — sehen Sie, so hielt sie den Becher und schauderte, daſs man Alles mitfühlte, wenn sie sagte:

Kalt rieselt matter Schau'r durch meine Adern,
Der fast die Lebenswärm' erstarren macht!

Und so stand sie, wie ich jetzt stehe, und hielt den Becher an die Lippen, und bei den Worten:

Weile, Tybalt!
Ich komme, Romeo! Dies trink' ich Dir!

da leerte sie den Becher —

Wohl bekomme es Ihnen, Herr Gumpel! sprach Hyacinth mit feierlichem Tone; denn der Marchese hatte in nachahmender Begeisterung das Glas ausgetrunken, und sich, erschöpft von der Deklamation, auf das Sofa hingeworfen.

Er verharrte jedoch nicht lange in dieser Lage; denn es klopfte plötzlich Jemand an die Thüre, und herein trat Lady Maxfield's kleiner Jockey, der dem Marchese mit lächelnder Verbeugung ein Billett überreichte und sich gleich wieder empfahl. Hastig erbrach Jener das Billett; während er es las, leuchteten Nase und Augen vor Entzücken, jedoch plötzlich überflog eine Geisterblässe sein ganzes Gesicht, Bestürzung zuckte in jeder Muskel, mit Verzweiflungsgebärden sprang er auf, lachte grimmig, rannte im Zimmer umher, und schrie:

Weh mir, ich Narr des Glücks!

Was ist? Was ist? frug Hyacinth mit zitternder Stimme, und indem er krampfhaft das

Krucifix, woran er wieder putzte, in zitternden Händen hielt — Werden wir diese Nacht überfallen?

Was ist Ihnen, Herr Marchese? frug ich, ebenfalls nicht wenig erstaunt.

Lest! lest! rief Gumpelino, indem er uns das empfangene Billett hinwarf, und immer noch verzweiflungsvoll im Zimmer umherrannte, wobei sein blauer Domino ihn wie eine Sturmwolke umflatterte — Weh mir, ich Narr des Glücks!

In dem Billette aber lasen wir folgende Worte:

Süßer Gumpelino! Sobald es tagt, muſs ich nach England abreisen. Mein Schwager ist indessen schon vorangeeilt und erwartet mich in Florenz. Ich bin jetzt unbeobachtet, aber leider nur diese einzige Nacht — Laſs uns diese benutzen, laſs uns den Nektarkelch, den uns die Liebe kredenzt, bis auf den letzten Tropfen leeren. Ich harre, ich zittere —

Julia Maxfield.

Weh mir, ich Narr des Glücks! jammerte Gumpelino — die Liebe will mir ihren Nektarkelch kredenzen, und ich, ach! ich Hansnarr des Glücks, ich habe schon den Becher des Glaubensalzes geleert! Wer bringt mir den schrecklichen Trank wieder aus dem Magen? Hülfe! Hülfe!

Hier kann kein irdischer Lebensmensch mehr helfen, seufzte Hyacinth.

Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, kondolierte ich ebenfalls. Statt eines Kelchs mit Nektar ein Glas mit Glaubersalz zu genießen, Das ist bitter! Statt des Thrones der Liebe harrt Ihrer jetzt der Stuhl der Nacht!

O Jesus! O Jesus — schrie der Marchese noch immer — Ich fühle, wie es durch alle meine Adern rinnt — O wackerer Apotheker! dein Trank wirkt schnell — aber ich lasse mich doch nicht dadurch abhalten, ich will zu ihr eilen, zu ihren Füßen will ich niedersinken und da verbluten!

Von Blut ist gar nicht die Rede — begütigte Hyacinth — Sie haben ja keine Homeriden. Sein Sie nur nicht leidenschaftlich —

Nein, nein! ich will zu ihr hin, in ihren Armen — o Nacht! o Nacht —

Ich sage Ihnen — fuhr Hyacinth fort mit philosophischer Gelassenheit — Sie werden in ihren Armen keine Ruhe haben, Sie werden zwanzigmal aufstehen müssen. Sein Sie nur nicht leidenschaftlich. Je mehr Sie im Zimmer auf- und abspringen und je mehr Sie sich alterieren, desto schneller wirkt das Glaubensalz. Ihr Gemüth spielt der Natur in die Hände. Sie müssen wie ein Mann

tragen, was das Schicksal über Sie beschlossen hat. Dass es so gekommen ist, ist vielleicht gut, und es ist vielleicht gut, dass es so gekommen ist. Der Mensch ist ein irdisches Wesen und begreift nicht die Fügung der Göttlichkeit. Der Mensch meint oft, er ginge seinem Glück entgegen, und auf seinem Wege steht vielleicht das Unglück mit einem Stock, und wenn ein bürgerlicher Stock auf einen adeligen Rücken kommt, so fühlt's der Mensch, Herr Marchese.

Weh mir, ich Narr des Glücks! tobte noch immer Gumpelino, sein Diener aber sprach ruhig weiter:

Der Mensch erwartet oft einen Kelch mit Nektar, und er kriegt eine Prügelsuppe, und ist auch Nektar süß, so sind doch Prügel um so bitterer; und es ist noch ein wahres Glück, dass der Mensch, der den Andern prügelt, am Ende müde wird, sonst könnte es der Andere wahrhaftig nicht aushalten. Gefährlicher ist aber noch, wenn das Unglück mit Dolch und Gift auf dem Wege der Liebe dem Menschen auflauert, so dass er seines Lebens nicht sicher ist. Vielleicht, Herr Marchese, ist es wirklich gut, dass es so gekommen ist, denn vielleicht wären Sie in der Hitze der Liebe zu der Geliebten hingelaufen, und auf dem Wege wäre

ein kleiner Italiäner mit einem Dolch, der sechs Brabanter Ellen lang ist, auf Sie losgerannt, und hätte Sie — ich will meinen Mund nicht zum Bösen aufthun — bloß in die Wade gestochen. Denn hier kann man nicht, wie in Hamburg, gleich die Wache rufen, und in den Apenninen giebt es keine Nachtwächer. Oder vielleicht gar — fuhr der unerbittliche Tröster fort, ohne durch die Verzweiflung des Marchese sich im mindesten stören zu lassen — vielleicht gar, wenn Sie bei Lady Maxfield ganz wohl und warm säßen, käme plötzlich der Schwager von der Reise zurück und setzte Ihnen die geladene Pistole auf die Brust, und ließe Sie einen Wechsel unterschreiben von hunderttausend Mark. Ich will meinen Mund nicht zum Bösen aufthun, aber ich setze den Fall, Sie wären ein schöner Mensch, und Lady Maxfield wäre in Verzweiflung, daſs sie den schönen Menschen verlieren soll, und eifersüchtig, wie die Weiber sind, wollte sie nicht, daſs eine Andre sich nachher an Ihnen beglücke — Was thut sie? Sie nimmt eine Citrone oder eine Orange, und schüttet ein klein weiß Pülverchen hinein und sagt: Kühle dich, Geliebter, du hast dich heiß gelaufen — und den andern Morgen sind Sie wirklich ein kühler Mensch. Da war ein Mann, Der hieß Pieper, und Der hatte eine Leidenschaftsliebe

mit einer Mädchenperson, die das Posaunenengelhannchen hieß, und die wohnte auf der Kaffemacherei, und der Mann wohnte in der Fuhlentwiete —

Ich wollte, Hirsch — schrie wüthend der Marchese, dessen Unruhe den höchsten Grad erreicht hatte — ich wollt', dein Pieper von der Fuhlentwiete, und sein Posaunenengel von der Kaffemacherei, und du und die Gudel, ihr hättet mein Glaubensalz im Leibe!

Was wollen Sie von mir, Herr Gumpel? — versetzte Hyacinth, nicht ohne Anflug von Hitze — Was kann ich dafür, dass Lady Maxfield just heute Nacht abreisen will und Sie just heute invitiert? Konnt' ich Das voraus wissen? Bin ich Aristoteles? Bin ich bei der Vorsehung angestellt? Ich habe bloß versprochen, dass das Pulver wirken soll, und es wirkt so sicher, wie ich einst selig werde, und wenn Sie so disparat und leidenschaftlich mit solcher Raserei hin und her laufen, so wird es noch schneller wirken —

So will ich mich ruhig hinsetzen! ächzte Gumpelino, stampfte den Boden, warf sich ingrimmig aufs Sofa, unterdrückte gewaltsam seine Wuth, und Herr und Diener sahen sich lange schweigend an, bis Jener endlich nach einem tiefen Seufzer und fast kleinlaut ihn anredete:

Aber, Hirsch, was soll die Frau von mir denken, wenn ich nicht komme, sie wartet jetzt auf mich, sie harrt sogar, sie zittert, sie glüht vor Liebe —

Sie hat einen schönen Fuß — sprach Hyacinth in sich hinein und schüttelte wehmüthig sein Köpflein. In seiner Brust aber schien es sich gewaltig zu bewegen, unter seinem rothen Rocke arbeitete sichtbar ein kühner Gedanke —

Herr Gumpel — sprach es endlich aus ihm hervor — schicken Sie mich!

Bei diesen Worten zog eine hohe Röthe über das bläßliche Geschäftsgesicht.

Kapitel X.

Als Candide nach Eldorado kam, sah er auf der Straße mehrere Buben, die mit großen Goldklumpen statt mit Steinen spielten. Dieser Luxus machte ihn glauben, es seien Das Kinder des Königs, und er war nicht wenig verwundert, als er vernahm, daſs in Eldorado die Goldklumpen eben so werthlos sind, wie bei uns die Kieselsteine, und daſs die Schulknaben damit spielen. Einem meiner Freunde, einem Ausländer, ist etwas Ähnliches begegnet, als er nach Deutschland kam und zuerst deutsche Bücher las, und über den Gedankenreichthum, welchen er darin fand, sehr erstaunte; bald aber merkte er, daſs Gedanken in Deutschland so häufig sind, wie Goldklumpen in Eldorado, und daſs jene Schriftsteller, die er für Geistesprinzen gehalten, nur gewöhnliche Schulknaben waren.

Diese Geschichte kommt mir immer in den Sinn, wenn ich im Begriff stehe, die schönsten Reflexionen über Kunst und Leben niederzuschreiben, und dann lache ich, und behalte lieber meine Gedanken in der Feder, oder kritzele statt dieser irgend ein Bild oder Figürchen auf das Papier, und überrede mich, solche Tapeten seien in Deutschland, dem geistigen Eldorado, weit brauchbarer als die goldigsten Gedanken.

Auf der Tapete, die ich dir jetzt zeige, lieber Leser, siehst du wieder die wohlbekannten Gesichter Gumpelino's und seines Hirsch-Hyacinthos, und wenn auch Jener mit minder bestimmten Zügen dargestellt ist, so hoffe ich doch, du wirst scharfsinnig genug sein, einen Negationscharakter ohne allzu positive Bezeichnungen zu begreifen. Letztere könnten mir einen Injurienproceß zu Wege bringen, oder gar noch bedenklichere Dinge. Denn der Marchese ist mächtig durch Geld und Verbindungen. Dabei ist er der natürliche Alliierte meiner Feinde, er unterstützt sie mit Subsidien, er ist Aristokrat, Ultra-Papist, nur Etwas fehlte ihm noch — je nun, auch Das wird er sich schon anlehren lassen — er hat das Lehrbuch dazu in den Händen, wie du auf der Tapete sehen wirst.

Es ist wieder Abend, auf dem Tische stehen zwei Armleuchter mit brennenden Wachskerzen, ihr Schimmer spielt über die goldenen Rahmen der Heiligenbilder, die, an der Wand hängend, durch das flackernde Licht und die beweglichen Schatten zu leben scheinen. Draußen vor dem Fenster stehen im silbernen Mondschein, unheimlich bewegungslos, die düstern Cypressen, und in der Ferne ertönt ein trübes Marienliedchen in abgebrochenen Lauten und wie von einer kranken Kinderstimme. Es herrscht eine eigene Schwüle im Zimmer, der Marchese Cristoforo di Gumpelino sitzt, oder vielmehr liegt wieder nachläßig vornehm auf den Kissen des Sofas, der edle schwitzende Leib ist wieder mit dem dünnen blauseidenen Domino bekleidet, in den Händen hält er ein Buch, das in rothes Saffianpapier mit Goldschnitt gebunden ist, und deklamiert daraus laut und schmachtend. Sein Auge hat dabei einen gewissen klebrichten Lustre, wie er verliebten Katern eigen zu sein pflegt, und seine Wangen, sogar die beiden Seitenflügel der Nase, sind etwas leidend blaſs. Jedoch, lieber Leser, diese Blässe ließe sich wohl philosophisch anthropologisch erklären, wenn man bedenkt, daſs der Marchese den Abend vorher ein ganzes Glas Glaubersalz verschluckt hat.

Hirsch-Hyacinthos aber kauert am Boden des Zimmers, und mit einem großen Stück weißer Kreide zeichnet er auf das braune Estrich in großem Maßstabe ungefähr folgende Charaktere:

◡◡—◡◡—◡◡—◡◡
◡◡—◡◡—◡◡—◡◡
◡◡—◡◡—◡◡—◡◡
◡◡—◡◡—◡◡
◡◡

Dieses Geschäft scheint dem kleinen Manne ziemlich sauer zu werden; keuchend bei dem jedesmaligen Bücken, murmelt er verdrießlich: Spondeus, Trochäus, Jambus, Antispaß, Anapäst und die Pest! Dazu hat er, um der bequemeren Bewegung willen, den rothen Oberrock abgelegt, und zum Vorschein kommen zwei kurze, demüthige Beinchen in engen Scharlachhosen, und zwei etwas längere abgemagerte Arme in weißen, schlotternden Hemdärmeln.

Was sind Das für sonderbare Figuren? frug ich ihn, als ich diesem Treiben eine Weile zugesehen.

Das sind Füße in Lebensgröße — ächzte er zur Antwort — und ich geplagter Mann muß

diese Füße im Kopfe behalten, und meine Hände thun mir schon weh von all' den Füßen, die ich jetzt aufschreiben muss. Es sind die wahren, echten Füße von der Poesie. Wenn ich es nicht meiner Bildung wegen thäte, so ließe ich die Poesie laufen mit all' ihren Füßen. Ich habe jetzt bei dem Herrn Marchese Privatunterricht in der Poesiekunst. Der Herr Marchese liest mir die Gedichte vor, und expliciert mir, aus wie viel' Füßen sie bestehen, und ich muss sie notieren und dann nachrechnen, ob das Gedicht richtig ist.

Sie treffen uns — sprach der Marchese, didaktisch pathetischen Tones — wirklich in einer poetischen Beschäftigung. Ich weiß wohl, Doktor, Sie gehören zu den Dichtern, die einen eigensinnigen Kopf haben, und nicht einsehen, dass die Füße in der Dichtkunst die Hauptsache sind. Ein gebildetes Gemüth wird aber nur durch die gebildete Form angesprochen, diese können wir nur von den Griechen lernen und von neueren Dichtern, die griechisch streben, griechisch denken, griechisch fühlen, und in solcher Weise ihre Gefühle an den Mann bringen.

Versteht sich an den Mann, nicht an die Frau, wie ein unklassischer romantischer Dichter zu thun pflegt — bemerkte meine Wenigkeit.

Herr Gumpel spricht zuweilen wie ein Buch, flüsterte mir Hyacinth von der Seite zu, preßte die schmalen Lippen zusammen, blinzelte mit stolz vergnügten Äuglein, und schüttelte das wunderstaunende Häuptlein. Ich sage Ihnen — setzte er etwas lauter hinzu — wie ein Buch spricht er zuweilen, er ist dann, so zu sagen, kein Mensch mehr, sondern ein höheres Wesen, und ich werde dann wie dumm, je mehr ich ihn anhöre.

Und was haben Sie denn jetzt in den Händen? frug ich den Marchese.

Brillanten! antwortete er und überreichte mir das Buch.

Bei dem Wort „Brillanten" sprang Hyacinth in die Höhe; doch als er nur ein Buch sah, lächelte er mitleidigen Blicks. Das brillante Buch aber hatte auf dem Vorderblatte folgenden Titel:

„Gedichte von August Grafen von Platen; Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1828."

Auf dem Hinterblatte stand zierlich geschrieben:

„Geschenk warmer brüderlicher Freundschaft."

Dabei roch das Buch nach jenem seltsamen Parfüm, der mit Eau de Cologne nicht die mindeste Verwandtschaft hat, und vielleicht auch dem Umstande

beizumessen war, daſs der Marchese die ganze Nacht darin gelesen hatte.

Ich habe die ganze Nacht kein Auge zuthun können — klagte er mir — ich war so sehr bewegt, ich muſste elfmal aus dem Bette steigen, und zum Glück hatte ich dabei diese vortreffliche Lektüre, woraus ich nicht bloß Belehrung für die Poesie, sondern auch Trost für das Leben geschöpft habe. Sie sehen, wie sehr ich das Buch geehrt, es fehlt kein einziges Blatt, und doch, wenn ich so saß, wie ich saß, kam ich manchmal in Versuchung —

Das wird Mehreren passiert sein, Herr Marchese.

Ich schwöre Ihnen bei unserer lieben Frau von Loretto und so wahr ich ein ehrlicher Mann bin — fuhr Jener fort — diese Gedichte haben nicht ihres Gleichen. Ich war, wie Sie wissen. gestern Abend in Verzweiflung, so zu sagen, au Désespoir, als das Fatum mir nicht vergönnte, meine Julia zu besitzen — da las ich diese Gedichte, jedesmal ein Gedicht, wenn ich aufstehen muſste, und eine solche Gleichgültigkeit gegen die Weiber war die Folge, daſs mir mein eigener Liebesschmerz zuwider wurde. Das ist eben das Schöne an diesem Dichter, daſs er nur für Männer

glüht, in warmer Freundschaft; er giebt uns den Vorzug vor dem weiblichen Geschlechte, und schon für diese Ehre sollten wir ihm dankbar sein. Er ist darin größer als alle andern Dichter, er schmeichelt nicht dem gewöhnlichen Geschmack des großen Haufens, er heilt uns von unserer Passion für die Weiber, die uns so viel Unglück zuzieht — O Weiber! Weiber! wer uns von euren Fesseln befreit, der ist ein Wohlthäter der Menschen. Es ist ewig Schade, dass Shakspear sein eminentes theatralisches Talent nicht dazu benutzt hat, denn er soll, wie ich hier zuerst lese, nicht minder großherzig gefühlt haben als der große Graf Platen, der in seinen Sonetten von Shakspear sagt:

Nicht Mädchenlaunen störten deinen Schlummer,
Doch stets um Freundschaft sehn wir warm dich ringen:
Dein Freund errettet dich aus Weiberschlingen,
Und seine Schönheit ist dein Ruhm und Kummer.

Während der Marchese diese Worte mit warmem Gefühl deklamierte, und der glatte Mist ihm gleichsam auf der Zunge schmolz, schnitt Hyacinth die widersprechendsten Gesichter, zugleich verdrießlich und beifällig, und endlich sprach er:

Herr Marchese, Sie sprechen wie ein Buch, auch die Verse gehen Ihnen wieder so leicht ab

wie diese Nacht, aber ihr Inhalt will mir nicht gefallen. Als Mann fühle ich mich geschmeichelt, dass der Graf Platen uns den Vorzug giebt vor den Weibern, und als Freund von den Weibern bin ich wieder ein Gegner von solch einem Manne. So ist der Mensch! Der Eine isst gern Zwiebeln, der Andere hat mehr Gefühl für warme Freundschaft, und ich als ehrlicher Mann muss aufrichtig gestehen, ich esse gern Zwiebeln, und eine schiefe Köchin ist mir lieber als der schönste Schönheitsfreund. Ja, ich muss gestehen, ich sehe nicht so viel Schönes am männlichen Geschlecht, dass man sich darin verlieben sollte.

Diese letzteren Worte sprach Hyacinth, während er sich musternd im Spiegel betrachtete, der Marchese aber ließ sich nicht stören und deklamierte weiter:

„Der Hoffnung Schaumgebäude bricht zusammen,
Wir mühn uns, ach! und kommen nicht zusammen;
Mein Name klingt aus deinem Mund melodisch,
Doch reihst du selten dies Gedicht zusammen;
Wie Sonn' und Mond uns stets getrennt zu halten,
Verschworen Sitte sich und Pflicht zusammen,
Lass Haupt an Haupt uns lehnen, denn es taugen
Dein dunkles Haar, mein hell Gesicht zusammen!

Doch ach! ich träume, denn du ziehst von hinnen,
Eh' noch das Glück uns brachte dicht zusammen!
Die Seelen bluten, da getrennt die Leiber,
O wären's Blumen, die man flicht zusammen!

Eine komische Poesie! — rief Hyacinth, der die Reime nachmurmelte: — Sitte sich und Pflicht zusammen, Gesicht zusammen, dicht zusammen, flicht zusammen! komische Poesie! Mein Schwager, wenn er Gedichte liest, macht oft den Spaß, dass er am Ende jeder Zeile die Worte „von vorn" und „von hinten" abwechselnd hinzusetzt; und ich habe nie gewusst, dass die Poesiegedichte, die dadurch entstehen, Gaselen heißen. Ich muss einmal die Probe machen, ob das Gedicht, das der Herr Marchese deklamiert hat, nicht noch schöner wird, wenn man nach dem Wort „zusammen" jedesmal mit Abwechslung „von vorn" und „von hinten" setzt; die Poesie davon wird gewiss zwanzig Procent stärker.

Ohne auf dieses Geschwätz zu achten, fuhr der Marchese fort im Deklamieren von Gaselen und Sonetten, worin der Liebende seinen Schönheitsfreund besingt, ihn preist, sich über ihn beklagt, ihn des Kaltsinns beschuldigt, Pläne schmiedet, um zu ihm zu gelangen, mit ihm äugelt, eifersüchtelt,

schmächtelt, eine ganze Skala von Zärtlichkeiten durchliebelt, und zwar so warmselig, betastungssüchtig und anleckend, dass man glauben sollte, der Verfasser sei ein manntolles Mägdlein — Nur müsste es dann einigermaßen befremden, dass dieses Mägdlein beständig jammert, ihre Liebe sei gegen die „Sitte,“ dass sie gegen „diese trennende Sitte“ so bitter gestimmt ist wie ein Taschendieb gegen die Polizei, dass sie liebend „die Lende“ des Freundes umschlingen möchte, dass sie sich über „Neider“ beklagt, „die sich schlau vereinen, um uns zu hindern und getrennt zu halten,“ dass sie über verletzende Kränkungen klagt von Seiten des Freundes, dass sie ihm versichert, sie wolle ihn nur flüchtig erblicken, ihm betheuert: „Nicht eine Silbe soll dein Ohr erschrecken!“ und endlich gesteht:

„Mein Wunsch bei Andern zeugte Widerstreben,
Du hast ihn nicht erhört, doch abgeschlagen
Hast du ihn auch nicht, o mein süßes Leben!“

Ich muss dem Marchese das Zeugnis ertheilen, dass er diese Gedichte gut vortrug, hinlänglich dabei seufzte, ächzte und auf dem Sofa hin- und herrutschend gleichsam mit dem Gesäße kokettierte. Hyacinth versäumte keineswegs, immer die Reime nachzuplappern, wenn er auch ungehörige Bemer-

kungen dazwischen schwätzte. Den Oden schenkte er die meiste Aufmerksamkeit. Man kann bei dieser Sorte, sagte er, weit mehr lernen als bei Saunetten und Gaselen; da bei den Oden die Füße oben ganz besonders abgedruckt sind kann man jedes Gedicht mit Bequemlichkeit nachrechnen. Jeder Dichter sollte, wie der Graf Platen, bei seinen schwierigsten Poesiegedichten die Füße oben drucken und zu den Leuten sagen: Seht, ich bin ein ehrlicher Mann, ich will euch nicht betrügen, diese krummen und geraden Striche, die ich vor jedes Gedicht setze, sind, so zu sagen, ein Konto finto von jedem Gedicht, und ihr könnt nachrechnen, wie viel Mühe es mich gekostet, sie sind, so zu sagen, das Ellenmaß von jedem Gedichte, und ihr könnt nachmessen, und fehlt daran eine einzige Silbe, so sollt ihr mich einen Spitzbuben nennen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Aber eben durch diese ehrliche Miene kann das Publikum betrogen werden. Eben wenn die Füße vor dem Gedichte angegeben sind, denkt man: Ich will kein misstrauischer Mensch sein, wozu soll ich dem Manne nachzählen? er ist gewiss ein ehrlicher Mann, und man zählt nicht nach und wird betrogen. Und kann man immer nachrechnen? Wir sind jetzt in Italien, und da habe ich Zeit, die Füße mit Kreide

auf die Erde zu schreiben und jede Ode zu kollationieren. Aber in Hamburg, wo ich mein Geschäft habe, fehlt mir die Zeit dazu, und ich müsste dem Grafen Platen ungezählt trauen, wie man traut bei den Geldbeuteln von der Kourantkasse, worauf geschrieben steht, wie viel' Hundert Thaler darin enthalten — sie gehen versiegelt von Hand zu Hand, Jeder traut dem Andern, dass so Viel darin enthalten ist, wie darauf steht, und es giebt doch Beispiele, dass ein Müßiggänger, der nicht Viel zu thun hatte, so einen Beutel geöffnet und nachgezählt und ein Paar Thaler zu wenig darin gefunden hat. So kann auch in der Poesie viel Spitzbüberei vorfallen. Besonders wenn ich an Geldbeutel denke, werde ich misstrauisch. Denn mein Schwager hat mir erzählt, im Zuchthaus zu Odensee sitzt — ein gewisser Jemand, der bei der Post angestellt war, und die Geldbeutel, die durch seine Hände gingen, unehrlich geöffnet und unehrlich Geld herausgenommen, und sie wieder künstlich zugenäht und weiter geschickt hat. Hört man von solcher Geschicklichkeit, so verliert man das menschliche Zutrauen und wird ein misstrauischer Mensch. Es giebt jetzt viel Spitzbüberei in der Welt, und es ist gewiss in der Poesie wie in jedem anderen Geschäfte.

Die Ehrlichkeit — fuhr Hyacinth fort, während der Marchese weiter deklamierte, ohne unserer zu achten, ganz versunken in Gefühl — die Ehrlichkeit, Herr Doktor, ist die Hauptsache, und wer kein ehrlicher Mann ist, Den betrachte ich wie einen Spitzbuben, und wen ich wie einen Spitzbuben betrachte, von Dem kaufe ich Nichts, von Dem lese ich Nichts, kurz ich mache kein Geschäft mit ihm. Ich bin ein Mann, Herr Doktor, der sich auf Nichts Etwas einbildet; wenn ich mir aber Etwas einbilden wollte auf Etwas, so würde ich mir Etwas darauf einbilden, dass ich ein ehrlicher Mann bin. Ich will Ihnen einen edlen Zug von mir erzählen, und Sie werden staunen — ich sag' Ihnen, Sie werden staunen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Da wohnt ein Mann in Hamburg auf dem Speersort, und Der ist ein Krautkrämer und heißt Klötzchen, Das heißt, ich heiße den Mann Klötzchen, weil wir gute Freunde sind, sonst heißt der Mann Herr Klotz. Auch seine Frau muss man Madam Klotz nennen, und sie hat nie leiden können, dass ihr Mann bei mir spielte, und wenn ihr Mann bei mir spielen wollte, so durfte ich mit dem Lotterieloos nicht zu ihm ins Haus kommen, und er sagte mir immer auf der Straße: Die und die Nummer will ich bei dir

spielen, und hier hast du das Geld, Hirsch! Und ich sagte dann: Gut, Klötzchen! Und kam ich nach Hause, so legte ich die Nummer kouvertiert für ihn apart, und schrieb auf das Kouvert mit deutschen Buchstaben: Für Rechnung des Herrn Christian Hinrich Klotz. Und nun hören Sie und staunen Sie! Es war ein schöner Frühlingstag, und die Bäume an der Börse waren grün, und die Zephyrlüfte waren angenehm, und die Sonne glänzte am Himmel, und ich stand an der Hamburger Bank. Da kommt Klötzchen, mein Klötzchen, und hat am Arme seine dicke Madam Klotz, und grüßt mich zuerst, und spricht von der Frühlingspracht Gottes, macht auch einige patriotische Bemerkungen über das Bürgermilitär, und er fragt mich, wie die Geschäfte gehen, und ich erzähle ihm, daß vor einigen Stunden wieder Einer am Pranger gestanden, und so im Gespräche sagt er mir: Gestern Nacht habe ich geträumt: Nummero 1538 wird als das große Loos herauskommen — und in demselben Moment, während Madam Klotz die Kaiserstatisten vor dem Rathhaus betrachtet, drückt er mir dreizehn vollwichtige Louisd'or in die Hand — ich meine, ich fühle sie noch jetzt — und ehe Madam Klotz sich wieder herumdreht, sag' ich: Gut, Klötzchen! und gehe weg. Und ich gehe

direktement, ohne mich umzusehen, nach der Hauptkollekte und hole mir Nummero 1538, und konvertiere sie, sobald ich nach Hause komme, und schreibe auf das Kouvert: Für Rechnung des Herrn Christian Hinrich Klotz. Und was thut Gott? Vierzehn Tage nachher, um meine Ehrlichkeit auf die Probe zu stellen, läßt er Nummero 1538 herauskommen mit einem Gewinn von 50,000 Mark. Was thut aber Hirsch, derselbe Hirsch, der jetzt vor Ihnen steht? Dieser Hirsch zieht ein reines weißes Oberhemdchen und ein reines weißes Halstuch an, und nimmt eine Droschke, und holt sich bei der Hauptkollekte seine 50,000 Mark und fährt damit nach dem Speersort — Und wie mich Klötzchen sieht, fragt er: Hirsch, warum bist du heut so geputzt? Ich aber antworte kein Wort, und setze einen großen Überraschungsbeutel mit Gold auf den Tisch, und rede ganz feierlich: Herr Christian Hinrich Klotz! die Nummero 1538, die Sie so gütig waren bei mir zu bestellen, hat das Glück gehabt, 50,000 Mark zu gewinnen, in diesem Beutel habe ich die Ehre Ihnen das Geld zu präsentieren, und ich bin so frei mir eine Quittung auszubitten! Wie Klötzchen Das hört, fängt er an zu weinen, wie Madam Klotz die Geschichte hört, fängt sie an zu weinen, die rothe Magd

weint, der krumme Ladendiener weint, die Kinder weinen, und ich? ein Rührungsmensch, wie ich bin, konnte ich doch nicht weinen, und fiel erst in Ohnmacht, und erst nachher kamen mir die Thränen aus den Augen wie ein Wasserbach, und ich weinte drei Stunden.

Die Stimme des kleinen Menschen bebte, als er Dieses erzählte, und feierlich zog er ein schon erwähntes Päckchen aus der Tasche, wickelte davon den schon verblichenen Rosataffet, und zeigte mir den Schein, worin Christian Hinrich Klotz den richtigen Empfang der 50,000 Mark quittierte. Wenn ich sterbe — sprach Hyacinth, eine Thräne im Auge — soll man mir diese Quittung mit ins Grab legen, und wenn ich einst dort oben am Tage des Gerichts Rechenschaft geben muſs von meinen Thaten, dann werde ich mit dieser Quittung in der Hand vor den Stuhl der Allmacht treten, und wenn mein böser Engel die bösen Handlungen, die ich auf dieser Welt begangen habe, vorgelesen, und mein guter Engel auch die Liste von meinen guten Handlungen ablesen will, dann sag' ich ruhig: Schweig! — ich will nur wissen, ist diese Quittung richtig? ist Das die Handschrift von Christian Hinrich Klotz? Dann kommt ein ganz kleiner Engel herangeflogen, und

sagt, er kenne ganz genau Klötzchen's Handschrift, und er erzählt zugleich die merkwürdige Geschichte von der Ehrlichkeit, die ich mal begangen habe. Der Schöpfer der Ewigkeit aber, der Allwissende, der Alles weiß, erinnert sich an diese Geschichte, und er lobt mich in Gegenwart von Sonne, Mond und Sternen, und berechnet gleich im Kopf, dass, wenn meine bösen Handlungen von 50,000 Mark Ehrlichkeit abgezogen werden, mir noch ein Saldo zu Gut kommt, und er sagt dann: Hirsch! ich ernenne dich zum Engel erster Klasse, und du darfst Flügel tragen mit roth und weißen Federn.

Kapitel XI.

Wer ist denn der Graf Platen, den wir im vorigen Kapitel als Dichter und warmen Freund kennen lernten? Ach, lieber Leser, diese Frage las ich schon lange auf deinem Gesichte, und nur zaudernd gehe ich an die Beantwortung. Das ist ja eben das Missgeschick deutscher Schriftsteller, dass sie jeden guten oder bösen Narren, den sie aufs Tapet bringen, erst durch trockne Charakterschilderung und Personalbeschreibung bekannt machen müssen, damit man erstens wisse, dass er existiert, und zweitens den Ort kenne, wo die Geißel ihn trifft, ob unten oder oben, vorn oder hinten. Anders war es bei den Alten, anders ist es noch jetzt bei neueren Völkern, z. B. den Engländern und Franzosen, die ein Volksleben und daher public characters haben. Wir Deutschen aber, wir haben

zwar ein ganzes närrisches Volk, aber wenig ausgezeichnete Narren, die bekannt genug wären, um sie als allgemein verständliche Charaktere in Prosa oder Versen gebrauchen zu können. Die wenigen Männer dieser Art, die wir besitzen, haben wirklich Recht, wenn sie sich wichtig machen. Sie sind von unschätzbarem Werthe und zu den höchsten Ansprüchen berechtigt. So z. B. der Herr Geheimrath Schmalz, Professor der Berliner Universität, ist ein Mann, der nicht mit Geld zu bezahlen ist; ein humoristischer Schriftsteller kann ihn nicht entbehren, und er selbst fühlt diese persönliche Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit in so hohem Grade, dass er jede Gelegenheit ergreift, um humoristischen Schriftstellern Stoff zur Satire zu geben, dass er Tag und Nacht grübelt, wie er sich als Staatsmann, Servilist, Dekan, Antihegelianer und Patriot lächerlich machen kann, um somit die Literatur, für die er sich gleichsam aufopfert, thatkräftig zu befördern. Den deutschen Universitäten muss man überhaupt nachrühmen, dass sie die deutschen Schriftsteller mehr als jede andere Zunft mit allerlei Narren versorgen, und besonders Göttingen habe ich immer in dieser Hinsicht zu schätzen gewusst. Dies ist auch der geheime Grund, wesshalb ich mich für die Erhaltung der Universitäten erkläre,

obgleich ich stets Gewerbefreiheit und Vernichtung des Zunftwesens gepredigt habe. Bei solchem fühlbaren Mangel an ausgezeichneten Narren kann man mir nicht genug danken, wenn ich neue aufs Tapet bringe und allgemein brauchbar mache. Zum Besten der Literatur will ich daher jetzt vom Grafen August von Platen-Hallermünde etwas ausführlicher reden. Ich will dazu beitragen, dass er zweckmäßig bekannt und gewissermaßen berühmt werde, ich will ihn literarisch gleichsam herausfüttern, wie die Irokesen thun mit den Gefangenen, die sie bei späteren Festmahlen verspeisen wollen. Ich werde ganz treu ehrlich verfahren und überaus höflich, wie es einem Bürgerlichen ziemt, ich werde das Materielle, das sogenannt Persönliche, nur in soweit berühren, als sich geistige Erscheinungen dadurch erklären lassen, und ich werde immer ganz genau den Standpunkt, von wo aus ich ihn sah, und sogar manchmal die Brille, wodurch ich ihn sah, angeben.

Der Standpunkt, von wo ich den Grafen Platen zuerst gewahrte, war München, der Schauplatz seiner Bestrebungen, wo er bei Allen, die ihn kennen, sehr berühmt ist, und wo er gewiss, so lange er lebt, unsterblich sein wird. Die Brille, wodurch ich ihn sah, gehörte einigen Insassen

München's, die über seine äußere Erscheinung dann und wann in heiteren Stunden ein heiteres Wort hinwarfen. Ich habe ihn selbst nie gesehen, und wenn ich mir seine Person denken will, erinnere ich mich immer an die drollige Wuth, womit einmal mein Freund, der Doktor Lautenbacher, über Poetennarrheit im Allgemeinen loszog, und insbesondere eines Grafen Platen erwähnte, der mit einem Lorberkranze auf dem Kopfe sich auf der öffentlichen Promenade zu Erlangen den Spaziergängern in den Weg stellte und, mit der bebrillten Nase gen Himmel starrend, in poetischer Begeisterung zu sein vorgab. Andere haben besser von dem armen Grafen gesprochen, und beklagten nur seine beschränkten Mittel, die ihn bei seinem Ehrgeiz, sich wenigstens als ein Dichter auszuzeichnen, über die Gebühr zum Fleiße nöthigten, und sie lobten besonders seine Zuvorkommenheit gegen Jüngere, bei denen er die Bescheidenheit selbst gewesen sei, indem er mit der liebreichsten Demuth ihre Erlaubnis erbeten, dann und wann zu ihnen aufs Zimmer kommen zu dürfen, und sogar die Gutmüthigkeit so weit getrieben habe, immer wieder zu kommen, selbst wenn man ihn die Lästigkeit seiner Visiten aufs deutlichste merken lassen. Dergleichen Erzählungen haben mich gewissermaßen

gerührt, obgleich ich diesen Mangel an Personalbeifall sehr natürlich fand. Vergebens klagte oft der Graf:

— Deine blonde Jugend, süßer Knabe,
Verschmäht den melancholischen Genossen.
So will in Scherz ich mich ergehn, in Possen,
Anstatt ich jetzt mich bloß an Thränen labe,
Und um der Fröhlichkeit mir fremde Gabe
Hab' ich den Himmel anzuflehn beschlossen.

Vergebens versicherte der arme Graf, daſs er einst der berühmteste Dichter werde, daſs schon der Schatten eines Lorberblattes auf seiner Stirne sichtbar sei, daſs er seine süßen Knaben ebenfalls unsterblich machen könne durch unvergängliche Gedichte. Ach! eben diese Celebrität war Keinem lieb, und in der That, sie war keine beneidenswerthe. Ich erinnere mich noch, mit welchem unterdrückten Lächeln ein Kandidat solcher Celebrität von einigen lustigen Freunden unter den Arkaden zu München betrachtet wurde. Ein scharfsichtiger Bösewicht meinte sogar, er sähe zwischen den Rockschößen desselben den Schatten eines Lorberblattes. Was mich betrifft, lieber Leser, so bin ich nicht so boshaft, wie du denkst, ich bemitleide den armen Grafen, wenn ihn

Andere verhöhnen, ich zweifle, dass er sich an der verhassten „Sitte“ thätlich gerächt habe, obgleich er in seinen Liedern schmachtet, sich solcher Rache hinzugeben; ich glaube vielmehr an die verletzenden Kränkungen, beleidigenden Zurücksetzungen und Abweisungen, wovon er selbst so rührend singt. Ich bin überzeugt, er betrug sich gegen die Sitten überhaupt weit löblicher, als ihm selber lieb war, und er kann vielleicht, wie General Tilly, von sich rühmen: Ich war nie berauscht, ich habe nie ein Weib berührt, und habe nie eine Schlacht verloren. Desshalb gewiß sagt von ihm der Dichter:

Du bist ein nüchterner, modester Junge.

Der arme Junge, oder vielmehr der arme alte Junge — denn er hatte schon einige Lustren hinter sich — hockte damals, wenn ich nicht irre, auf der Universität in Erlangen, wo man ihm einige Beschäftigung angewiesen hatte; doch da diese seinem hochstrebenden Geiste nicht genügte, da mit den Lustren auch die Lüsternheit nach illüstrer Lust ihn mehr und mehr stachelte, und der Graf von seiner künftigen Herrlichkeit täglich mehr und mehr begeistert wurde, gab er jenes Geschäft auf und beschloss, von der Schriftstellerei, von gelegentlichen Gaben von oben und einigen sonstigen

Verdiensten zu leben. Die Grafschaft des Grafen liegt nämlich im Monde, von wo er, wegen der schlechten Kommunikation mit Baiern, nach Gruithuisen's Berechnung erst in 20,000 Jahren, wenn der Mond dieser Erde näher kommt, seine ungeheuern Revenuen beziehen kann.

Schon früher hatte Don Platen de Colibrados Hallermünde bei Brockhaus in Leipzig eine Gedichtesammlung mit einer Vorrede, betitelt: „Lyrische Blätter, Nummer 1." herausgegeben, die freilich nicht bekannt wurde, obgleich, wie er uns versicherte, die sieben Weisen dem Verfasser ihr Lob gespendet. Später gab er, nach Tieck'schem Muster, einige dramatisierte Märchen und Erzählungen heraus, die ebenfalls das Glück hatten, dass sie der unweisen großen Menge unbekannt blieben, und nur von den sieben Weisen gelesen wurden. Indessen, um außer den sieben Weisen noch einige Leser zu gewinnen, legte sich der Graf auf Polemik und schrieb eine Satire gegen berühmte Schriftsteller, vornehmlich gegen Müllner, der damals schon allgemein gehasst und moralisch vernichtet war, so dass der Graf eben zur rechten Zeit kam, um dem todten Hofrath Örindur noch einen Hauptstich, nicht ins Haupt, sondern, nach Falstaff'scher Weise, in die Wade zu versetzen.

Der Widerwille gegen Müllner hatte jedes edle Herz erfüllt; die Polemik des Grafen misſfiel daher nicht, und „die verhängnisvolle Gabel“ fand hie und da eine bereitwillige Aufnahme, nicht beim großen Publikum, sondern bei Literatoren und bei den eigentlichen Schulleuten, bei Letzteren hauptsächlich, weil jene Satire nicht mehr dem romantischen Tieck, sondern dem klassischen Aristophanes nachgeahmt war.

Ich glaube, es war um diese Zeit, daſs der Herr Graf nach Italien reiste; er zweifelte nicht mehr, von seiner Poesie leben zu können, Cotta hatte die gewöhnliche prosaische Ehre, für Rechnung der Poesie das Geld herzugeben; denn die Poesie, die Himmelstochter, die Hochgeborne, hat selbst nie Geld und wendet sich bei solchem Bedürfnis immer an Cotta. Der Graf versificierte jetzt Tag und Nacht, er blieb nicht bei dem Vorbilde Tieck's und des Aristophanes, sondern ahmte auch den Goethe nach im Liede, dann den Horaz in der Ode, dann den Petrarcha in Sonetten, dann den Dichter Hafis in persischen Gaselen — kurz, er gab uns solchermaßen eine Blumenlese der besten Dichter und zugleich seine eigenen „lyrischen Blätter“ unter dem Titel: „Gedichte des Grafen Platen ꝛc.“

Niemand in Deutschland ist gegen poetische Erzeugnisse billiger als ich, und ich gönne einem armen Menschen wie Platen sein Stückchen Ruhm, das er im Schweiße seines Angesichts so sauer erwirbt, gewiss herzlich gern. Keiner ist mehr geneigt als ich, seine Bestrebungen zu rühmen, seinen Fleiß und seine Belesenheit in der Poesie zu loben, und seine silbenmäßigen Verdienste anzuerkennen. Meine eigenen Versuche befähigen mich mehr als jeden Andern, die metrischen Verdienste des Grafen zu würdigen. Die bittere Mühe, die unsägliche Beharrlichkeit, das winternächtliche Zähneklappern, die ingrimmigen Anstrengungen, womit er die Verse ausgearbeitet, entdeckt unser Einer weit eher als der gewöhnliche Leser, der die Glätte, Zierlichkeit und Politur jener Verse des Grafen für etwas Leichtes hält, und sich an der glatten Wortspielerei gedankenlos ergötzt, wie man sich bei Kunstspringern, die auf dem Seile balancieren, über Eier tanzen und sich auf den Kopf stellen, ebenfalls einige Stunden amüsiert, ohne zu bedenken, dass jene armen Wesen nur durch jahrelangen Zwang und grausames Hungerleiden solche Gelenkigkeitskünste, solche Metrik des Leibes erlernt haben. Ich, der ich mich in der Dichtkunst nicht so sehr geplagt und sie immer in Verbindung mit gutem Essen

ausgeübt habe, ich will den Grafen Platen, dem es saurer und nüchterner ergangen, um so mehr preisen, ich will von ihm rühmen, dass kein Seiltänzer in Europa so gut wie er auf schlaffen Gaselen balanciert, dass Keiner den Eiertanz über

◡ ◡ — ◡ ◡ ◡ — — —

◡ ◡ — — — ◡ ◡ ◡ ◡ u. s. w.

so gut executiert wie er, dass Keiner sich so gut wie er auf den Kopf stellt. Wenn ihm auch die Musen nicht hold sind, so hat er doch den Genius der Sprache in seiner Gewalt, oder vielmehr er weiß ihm Gewalt anzuthun; — denn die freie Liebe dieses Genius fehlt ihm, er muss auch diesem Jungen beharrlich nachlaufen, und er weiß nur die äußeren Formen zu erfassen, die trotz ihrer schönen Ründung sich nie edel aussprechen. Nie sind tiefe Naturlaute, wie wir sie im Volksliede, bei Kindern und anderen Dichtern finden, aus der Seele eines Platen hervorgebrochen oder offenbarungsmäßig hervorgeblüht; den beängstigenden Zwang, den er sich anthun muss, um Etwas zu sagen, nennt er eine „große That in Worten“ — so gänzlich unbekannt mit dem Wesen der Poesie, weiß er nicht einmal, dass das Wort nur bei dem Rhetor eine That ist,

bei dem wahren Dichter aber ein Ereignis. Ungleich dem wahren Dichter, ist die Sprache nie Meister geworden in ihm, er ist dagegen Meister geworden in der Sprache, oder vielmehr auf der Sprache, wie ein Virtuose auf einem Instrumente. Je weiter er es solcherart im Technischen brachte, desto größere Meinung bekam er von seiner Virtuosität; er wußte ja in allen Weisen zu spielen, er versificierte ja die schwierigsten Passagen, er dichtete, so zu sagen, manchmal nur auf der G-Saite, und ärgerte sich, wenn das Publikum nicht klatschte. Wie alle Virtuosen, die solch einseitiges Talent ausgebildet, strebte er nur nach Applaudissement, sah er mit Ingrimm auf den Ruhm Anderer, beneidete er seine Kollegen um ihren Gewinnst, wie z. B. den Clauren, schrieb er gleich fünfaktige Pasquille, wenn er nur eine einzige Xenie des Tadels auf sich beziehen konnte, kontrollierte er alle Recensionen, worin Andere gelobt wurden, und schrie er beständig: Ich werde nicht genug gelobt, nicht genug belohnt, denn Ich bin der Poet, der Poet der Poeten u. s. w. So hungrig und lechzend nach Lob und Spenden zeigte sich nie ein wahrer Dichter, niemals Klopstock, niemals Goethe, zu deren Drittem der Graf Platen sich selbst ernennt, obgleich Jeder einsieht, daß er

nur mit Ramler und etwa A. W. von Schlegel ein Triumvirat bildet. Der große Ramler, wie man ihn zu seiner Zeit hieß, als er, zwar ohne Lorberkranz auf dem Haupte, aber mit desto größerem Zopf und Haarbeutel, das Auge gen Himmel gehoben, und den steifleinenen Regenschirm unterm Arm, im Berliner Thiergarten skandierend wandelte, hielt sich damals für den Repräsentanten der Poesie auf Erden. Seine Verse waren die vollendetesten in deutscher Sprache, und seine Verehrer, worunter sogar ein Lessing sich verirrte, meinten, weiter könne man es in der Poesie nicht bringen. Fast Dasselbe war späterhin der Fall bei A. W. von Schlegel, dessen poetische Unzulänglichkeit aber sichtbar wird, seitdem die Sprache weiter ausgebildet worden, so daſs sogar Diejenigen, die einst den Sänger des Arion für einen gleichfallsigen Arion gehalten, jetzt nur noch den verdienstlichen Schullehrer in ihm sehen. Ob aber der Graf Platen schon befugt ist, über den sonst rühmenswerthen Schlegel zu lachen, wie Dieser einst über Ramler lachte, Das weiß ich nicht. Aber Das weiß ich, in der Poesie sind alle Drei sich gleich, und wenn der Graf Platen noch so hübsch in den Gaselen seine schaukelnden Balancierkünste treibt, wenn er in seinen Oden noch so vortrefflich

den Eiertanz executiert, ja, wenn er in seinen Lustspielen sich auf den Kopf stellt — so ist er doch kein Dichter. Er ist kein Dichter, sagt sogar die undankbare männliche Jugend, die er so zärtlich besingt. Er ist kein Dichter, sagen die Frauen, die vielleicht — ich muss es zu seinem Besten andeuten — hier nicht ganz unparteiisch sind, und vielleicht wegen der Hingebung, die sie bei ihm entdecken, etwas Eifersucht empfinden, oder gar durch die Tendenz seiner Gedichte ihre bisherige vortheilhafte Stellung in der Gesellschaft gefährdet glauben. Strenge Kritiker, die mit scharfen Brillen versehen sind, stimmen ein in dieses Urtheil, oder äußern sich noch lakonisch bedenklicher. Was finden Sie in den Gedichten des Grafen von Platen-Hallermünde? frug ich jüngst einen solchen Mann. Sitzfleisch! war die Antwort. Sie meinen in Hinsicht der mühsamen, ausgearbeiteten Form? entgegnete ich. Nein, erwiederte Jener, Sitzfleisch auch in Betreff des Inhalts.

Was nun den Inhalt der Platen'schen Gedichte betrifft, so möchte ich den armen Grafen dafür zwar nicht loben, aber ihn auch nicht unbedingt der censorischen Wuth preisgeben, womit unsere Catonen davon sprechen oder gar schweigen. Chacun a son goût, dem Einen gefällt der Ochs

dem Andren Wasischta's Kuh. Ich tadele sogar den furchtbaren rhadamantischen Ernst, womit über jenen Inhalt der Platen'schen Gedichte in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik gerichtet worden. Aber so sind die Menschen, es wird ihnen sehr leicht, in Eifer zu gerathen, wenn sie über Sünden sprechen, die ihnen kein Vergnügen machen würden. Im Morgenblatte las ich kürzlich einen Aufsatz, überschrieben: „Aus dem Journal eines Lesers", worin der Graf Platen gegen solche strenge Tadler seiner Freundschaftsliebe mit jener Bescheidenheit sich ausspricht, die er nie zu verleugnen weiß, und woran man ihn auch hier erkennt. Wenn er sagt, daß „das Hegel'sche Wochenblatt" ihn eines geheimen Lasters mit „lächerlichem Pathos" beschuldige, so will er, wie leicht zu errathen ist, nur der Rüge anderer Leute zuvorkommen, deren Gesinnung er durch dritte Hand erforschen lassen. Indessen, man hat ihm schlecht berichtet, ich werde mir nie in dieser Hinsicht einen Pathos zu Schulden kommen lassen, der edle Graf ist mir vielmehr eine ergötzliche Erscheinung, und in seiner erlauchten Liebhaberei sehe ich nur etwas Unzeitgemäßes, nur die zaghaft verschämte Parodie eines antiken Übermuths. Das ist es ja eben, jene Liebhaberei war im Alterthum nicht in Wider-

spruch mit den Sitten, und gab sich kund mit heroischer Öffentlichkeit. Als z. B. der Kaiser Nero auf Schiffen, die mit Gold und Elfenbein ausgelegt waren, ein Gastmahl hielt, das einige Millionen kostete, ließ er sich mit Einem aus dem Jünglingsserail, Namens Pythagoras, feierlich einsegnen (cuncta denique spectata quae etiam in femina nox operit), und steckte nachher mit der Hochzeitsfackel die Stadt Rom in Brand, um bei den prasselnden Flammen desto besser den Untergang Troja's besingen zu können. Das war noch ein Gaselendichter, über den ich mit Pathos sprechen könnte; doch nur lächeln kann ich über den neuen Pythagoräer, der im heutigen Rom die Pfade der Freundschaft dürftig und nüchtern und ängstlich dahinschleicht, mit seinem hellen Gesichte von liebloser Jugend abgewiesen wird, und nachher bei kümmerlichem Öllämpchen sein Gaselchen ausseufzt. Interessant in solcher Hinsicht ist die Vergleichung der Platen'schen Gedichtchen mit dem Petron. Bei Diesem ist schroffe, antike, plastisch heidnische Offenheit; Graf Platen hingegen, trotz seinem Pochen auf Klassicität, behandelt seinen Gegenstand vielmehr romantisch, verschleiernd, sehnsüchtig, pfäffisch, — ich muss hinzusetzen: heuchlerisch. Denn der Graf vermummt sich manchmal in

fromme Gefühle, er vermeidet die genaueren Geschlechtsbezeichnungen; nur die Eingeweihten sollen klar sehen; gegen den großen Haufen glaubt er sich genugsam versteckt zu haben, wenn er das Wort Freund manchmal auslässt, und es geht ihm dann wie dem Vogel Strauß, der sich hinlänglich verborgen glaubt, wenn er den Kopf in den Sand gesteckt, so dass nur der Steiß sichtbar bleibt. Unser erlauchter Vogel hätte besser gethan, wenn er den Steiß in den Sand versteckt und uns den Kopf gezeigt hätte. In der That, er ist mehr ein Mann von Steiß als ein Mann von Kopf, der Name Mann überhaupt passt nicht für ihn, seine Liebe hat einen passiv pythagoräischen Charakter, er ist in seinen Gedichten ein Pathikos, er ist ein Weib, und zwar ein Weib, das sich an gleich Weibischem ergötzt, er ist gleichsam eine männliche Tribade. Diese ängstlich schmiegsame Natur duckt durch alle seine Liebesgedichte, er findet immer einen neuen Schönheitsfreund, überall in diesen Gedichten sehen wir Polyandrie, und wenn er auch sentimentalisiert:

„Du liebst und schweigst — O hätt' ich auch geschwiegen
Und meine Blicke nur an dich verschwendet!
O hätt' ich nie ein Wort dir zugewendet,
So müsst' ich keinen Kränkungen erliegen!

Doch diese Liebe möcht' ich gern besiegen,
Und weh dem Tag, an dem sie frostig endet!
Sie ward aus jenen Räumen uns gesendet,
Wo selig Engel sich an Engel schmiegen —"

so denken wir doch gleich an die Engel, die zu Loth, dem Sohne Haran's, kamen und nur mit Noth und Mühe den zärtlichsten Anschmiegungen entgingen, wie wir lesen im Pentateuch, wo leider die Gaselen und Sonette nicht mitgetheilt sind, die damals vor Loth's Thüre gedichtet wurden. Überall in den Platen'schen Gedichten sehen wir den Vogel Strauß, der nur den Kopf verbirgt, den eiteln ohnmächtigen Vogel, der das schönste Gefieder hat und doch nicht fliegen kann, und zänkisch humpelt über die polemische Sandwüste der Literatur. Mit seinen schönen Federn ohne Schwungkraft, mit seinen schönen Versen ohne poetischen Flug, bildet er den Gegensatz zu jenem Adler des Gesanges, der minder glänzende Flügel hat, aber sich damit zur Sonne erhebt — ich muſs wieder auf den Refrain zurückkommen: der Graf Platen ist kein Dichter.

Von einem Dichter verlangt man zwei Dinge: in seinen lyrischen Gedichten müssen Naturlaute, in seinen epischen oder dramatischen Gedichten müs-

sen Gestalten sein. Kann er sich in dieser Hinsicht nicht legitimieren, so wird ihm der Dichtertitel abgesprochen, selbst wenn seine übrigen Familienpapiere und Adelsdiplome in der größten Ordnung sind. Dass Letzteres bei dem Grafen Platen der Fall sein mag, daran zweifle ich nicht, und ich bin überzeugt, er würde mitleidig heiter lächeln, wenn man seinen Grafentitel verdächtig machen wollte; aber wagt es nur, über seinen Dichtertitel mit einer einzigen Xenie den geringsten Zweifel zu verrathen — gleich wird er sich ingrimmig niedersetzen und fünfaktige Satiren gegen euch drucken. Denn die Menschen halten um so eifriger auf einen Titel, je zweideutiger und ungewisser der Titulus ist, der sie dazu berechtigt. Vielleicht aber würde der Graf Platen ein Dichter sein, wenn er in einer anderen Zeit lebte, und wenn er außerdem auch ein Anderer wäre, als er jetzt ist. Der Mangel an Naturlauten in den Gedichten des Grafen rührt vielleicht daher, dass er in einer Zeit lebt, wo er seine wahren Gefühle nicht nennen darf, wo dieselbe Sitte, die seiner Liebe immer feindlich entgegensteht, ihm sogar verbietet, seine Klage darüber unverhüllt auszusprechen, wo er jede Empfindung ängstlich verkappen muss, um so wenig das Ohr des Publikums ?s das eines „spröden Schönen“ durch eine einzige

Silbe zu erschrecken. Diese Angst lässt bei ihm keine eignen Naturlaute aufkommen, sie verdammt ihn, die Gefühle anderer Dichter, gleichsam als untadelhaften, vorgefundenen Stoff, metrisch zu bearbeiten, und nöthigenfalls zur Vermummung seiner eignen Gefühle zu gebrauchen. Unrecht geschieht ihm vielleicht, wenn man, solche unglückliche Lage verkennend, behauptet hat, dass der Graf Platen auch in der Poesie sich als Graf zeigen und auf Adel halten wolle, und uns daher nur Gefühle von bekannter Familie, Gefühle, die schon ihre 64 Ahnen haben, vorführe. Lebte er in der Zeit des römischen Pythagoras, so würde er vielleicht seine eignen Gefühle freier hervortreten lassen, und er würde vielleicht für einen Dichter gelten. Es würden dann wenigstens die Naturlaute in seinen lyrischen Gedichten nicht vermisst werden — doch der Mangel an Gestalten in seinen Dramen würde noch immer bleiben, so lange sich nicht auch seine sinnliche Natur veränderte, und er gleichsam ein Anderer würde. Die Gestalten, die ich meine, sind nämlich jene selbständigen Geschöpfe, die aus dem schaffenden Dichtergeiste, wie Pallas Athene aus dem Haupte Kronion's, vollendet und gerüstet hervortreten, lebendige Traumwesen, deren mystische Geburt, mehr als man glaubt, in wundersam bedin-

gender Beziehung steht mit der sinnlichen Natur des Dichters, so daſs solches geistige Gebären Demjenigen versagt ist, der selbst nur als ein unfruchtbares Geschöpf sich gaselig hingiebt in windiger Weichheit.

Indessen, Das sind Privatmeinungen eines Dichters, und ihr Gewicht hängt davon ab, wie weit man an die Kompetenz Desselben glauben will. Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daſs der Graf Platen gar oft dem Publikum versichert, daſs er erst späterhin das Bedeutendste dichten werde, wovon man jetzt noch keine Ahnung habe, ja, daſs er Iliaden und Odysseen, Klassicitätstragödien und sonstige Unsterblichkeitskolossalgedichte erst dann schreiben werde, wenn er sich nach so und so viel Lustren gehörig vorbereitet habe. Du hast, lieber Leser, diese Ergießungen des Selbstbewuſstseins in mühsam gefeilten Versen vielleicht selbst gelesen, und das Versprechen solcher schönen Zukunft war dir vielleicht um so erfreulicher, als der Graf zu gleicher Zeit alle Dichter Deutschlands, außer dem ganz alten Goethe, wie einen Schwarm schlechter Sudler geschildert, die ihm nur im Wege stehen auf der Bahn des Ruhmes, und die so unverschämt seien, jene Lorberen und Belohnungen zu pflücken, die nur ihm gebührten.

Was ich in München darüber sprechen hörte, will ich übergehen; aber der Chronologie wegen muss ich anführen, dass zu jener Zeit der König von Baiern die Absicht aussprach, irgend einem deutschen Dichter ein Jahrgehalt zu ertheilen, ohne damit ein Amt zu verbinden, welches ungewöhnliche Beispiel für die ganze deutsche Literatur von schöner Folge sein konnte. Man sagte mir —

Doch ich will mein Thema nicht verlassen, ich sprach von den Prahlereien des Grafen Platen, der beständig rief: Ich bin der Poet, der Poet der Poeten! ich werde Iliaden und Odysseen dichten u. s. w. Ich weiß nicht, was das Publikum von solchen Prahlereien hält, aber ganz genau weiß ich, was ein Dichter davon denkt, nämlich ein wahrer Dichter, der die verschämte Süßigkeit und die geheimen Schauer der Poesie schon empfunden hat, und von der Seligkeit dieser Empfindungen, wie ein glücklicher Page, der die verborgene Gunst einer Prinzessin genießt, gewiss nicht auf öffentlichem Markte prahlen wird.

Man hat schon öfter den Grafen Platen wegen solcher Prahlhansereien weidlich gehänselt, und er wusste immer wie Falstaff sich zu entschuldigen. Bei solchen Entschuldigungen kommt ihm ein Talent zu Statten, das außerordentlich in seiner

Art ist, und das eine besondere Anerkennung verdient. Der Graf Platen weiß nämlich von jedem Flecken, der in seiner eignen Brust ist, auch bei irgend einem großen Manne eine Spur, und sei sie noch so klein, zu entdecken, und sich wegen seiner Wahlfleckenverwandtschaft mit ihm zu vergleichen. Z. B. von Shakspear's Sonetten weiß er, dass sie an einen jungen Mann und nicht an ein Weib gerichtet sind, und ob solcher verständigen Wahl preist er Shakspear, vergleicht sich mit ihm — und Das ist das Einzige, was er von ihm zu sagen hat. Man könnte negativ eine Apologie des Grafen Platen schreiben, und behaupten, dass er sich die und die Verirrung noch nicht zu Schulden kommen lassen, weil er sich mit dem oder dem großen Manne, dem sie nachgeredet worden, noch nicht verglichen habe. Am genialsten aber und bewunderungswürdigsten zeigte er sich in der Wahl des Mannes, in dessen Leben er unbescheidene Reden entdeckt, und durch dessen Beispiel er seine Prahlerei beschönigen will. Wahrlich, zu einem solchen Zwecke sind die Worte dieses Mannes noch nie citiert worden — denn es ist kein Geringerer als Jesus Christus selbst, der uns bisher immer für ein Muster der Demuth nnd Bescheidenheit gegolten. Christus hätte jemals geprahlt? der Bescheidenste

der Menschen, um so bescheidener als er der göttlichste war? Ja, was bisher allen Theologen entgangen ist, Das entdeckte der Graf Platen, denn er insinuiert uns, Christus, als er vor Pilatus gestanden, sei ebenfalls nicht bescheiden gewesen, und habe nicht bescheiden geantwortet, sondern als Jener ihn frug: Bist du der König der Juden? habe er gesprochen: Du sagst es. Und so sage auch Er, der Graf Platen: Ich bin es, ich bin der Poet! — Was nie dem Hasse eines Verächters Christi gelungen ist, Das gelang der Exegese selbstverliebter Eitelkeit.

Wie wir wissen, was wir davon zu halten, wenn Einer solchermaßen beständig schreit: Ich bin der Poet! so wissen wir auch, was es für eine Bewandtnis hat mit den ganz außerordentlichen Gedichten, die der Graf, wenn er die gehörige Reife erlangt, noch dichten will, und die seine bisherigen Meisterstücke an Bedeutung so unerhört übertreffen sollen. Wir wissen ganz genau, daß die späteren Werke des wahren Dichters keineswegs bedeutender sind als die früheren, eben so wenig wie ein Weib, je öfter sie gebärt, desto vollkommenere Kinder zur Welt bringt; nein, das erste Kind ist schon eben so gut wie das zweite — nur das Gebären wird leichter. Die Löwin wirft nicht erst

ein Kaninchen, dann ein Häschen, dann ein Hündchen und endlich einen Löwen. Madame Goethe warf gleich ihren jungen Leu, und Dieser gab uns beim ersten Wurf seinen Löwen von Berlichingen. Eben so warf auch Schiller gleich seine Räuber, an deren Tatze man schon die Löwenart erkannte. Später kam erst die Politur, die Glätte, die Feile, die natürliche Tochter und die Braut von Messina. Nicht so begab es sich mit dem Grafen Platen, der mit der ängstlichen Künstelei anfing, und von dem der Dichter singt:

Du, der du sprangst so fertig aus dem Nichts,
Geleckten und lackierten Angesichts,
Gleichst einer Spielerei, geschnitzt aus Korke.

Indessen, wenn ich meine geheimsten Gedanken aussprechen soll, so gestehe ich, dass ich den Grafen Platen für keinen so großen Narren halte, wie man wegen jener Prahlsucht und beständigen Selbstberäucherung glauben sollte. Ein bischen Narrheit, Das versteht sich, gehört immer zur Poesie; aber es wäre entsetzlich, wenn die Natur eine so beträchtliche Portion Narrheit, die für hundert große Dichter hinreichen würde, einem einzigen Menschen aufgebürdet, und von der Poesie selbst ihm nur eine so unbedeutend geringe Dosis gegeben hätte.

Ich habe Gründe zu vermuthen, dass der Herr Graf an seine eigne Prahlerei nicht geglaubt, und dass er, dürftig im Leben wie in der Literatur, vielmehr für das Bedürfnis des Augenblicks sein eigner anpreisender Ruffiano sein musste, in der Literatur wie im Leben. Daher in beiden die Erscheinungen, von denen man sagen konnte, dass sie mehr ein psychologisches als ästhetisches Interesse gewährten, daher zu gleicher Zeit die weinerlichste Seelenerschlaffung und der erlogene Übermuth, daher das klägliche Dünnethun mit baldigem Sterben und das drohende Dickthun mit künftiger Unsterblichkeit, daher der auflodernde Bettelstolz und die schmachtende Unterthänigkeit, daher das beständige Klagen, „dass ihn Cotta verhungern lasse," und wiederum Klagen, „dass ihn Cotta verhungern lasse," daher die Anfälle von Katholicismus u. s. w.

Ob's dem Grafen mit dem Katholicismus Ernst ist, daran zweifle ich. Ob er überhaupt katholisch geworden ist, wie einige seiner hochgeborenen Freunde, Das weiß ich nicht. Dass er es werden wolle, erfuhr ich zuerst aus öffentlichen Blättern, die sogar hinzufügten, der Graf Platen werde Mönch und ginge ins Kloster. Böse Zungen meinten, dass ihm das Gelübde der Armuth und die Enthaltung von Weibern nicht schwer fallen

würde. Wie sich von selbst versteht, in München klangen bei solchen Nachrichten die frommen Glöcklein in den Herzen seiner Freunde. Mit Kyrie eleison und Hallelujah wurden seine Gedichte gepriesen in den Pfaffenblättern; und in der That die heiligen Männer des Cölibats mussten erfreut sein über jene Gedichte, wodurch die Enthaltung vom weiblichen Geschlechte befördert wird. Leider haben meine Gedichte eine andere Tendenz, und dass Pfaffen und Knabensänger nicht davon angesprochen werden, konnte mich zwar betrüben, aber nicht befremden. Eben so wenig befremdete es mich, als ich den Tag vor meiner Abreise nach Italien von meinem Freunde dem Doktor Kolb vernahm, dass der Graf Platen sehr feindselig gegen mich gestimmt sei, und mir mein Verderben schon bereitet habe in einem Lustspiele Namens „König Ödipus", das bereits zu Augsburg bei einigen Fürsten und Grafen, deren Namen ich vergessen habe oder vergessen will, angelangt sei. Auch Andere erzählten mir, dass mich der Graf Platen hasse und sich mir als Feind entgegenstelle; — und Das war mir auf jeden Fall angenehmer, als hätte man mir nachgesagt, dass mich der Graf Platen als Freund hinter meinem Rücken liebe. Was die heiligen Männer betrifft, deren fromme Wuth sich

zu gleicher Zeit gegen mich kundgab, und nicht bloß meiner anticölibatischen Gedichte wegen, sondern auch wegen der politischen Annalen, die ich damals herausgab, so konnte ich ebenfalls nur gewinnen, wenn man deutlich sah, dass ich Keiner der Ihrigen sei. Wenn ich hiermit andeute, dass man nichts Gutes von ihnen sagt, so sage ich darum noch nichts Böses von ihnen. Ich bin sogar der Meinung, dass sie nur aus Liebe zum Guten durch frommen Betrug und gottgefällige Verleumdung das Wort der Bösen entkräftigen möchten, und dass sie Diesen nur für einen solchen edlen Zweck, der jedes Mittel heiligt, nicht bloß die geistigen Lebensquellen, sondern auch die materiellen zu verschütten suchen. Man hat jene guten Leute, die sich in München sogar öffentlich als Kongregation präsentierten, thörichterweise mit dem Namen Jesuiten beehrt. Sie sind wahrlich keine Jesuiten, sonst hätten sie eingesehen, dass z. B. ich, Einer von den Bösen, schlimmsten Falls die literarisch alchimistische Kunst verstehe, aus meinen Feinden selbst Dukaten zu schlagen, dergestalt, dass ich dabei die Dukaten bekomme und meine Feinde die Schläge; — sie hätten eingesehen, dass solche Schläge Nichts von ihrem Gehalte verlieren, wenn man auch den Namen des Schlagenden aviliert,

wie der arme Sünder den Staupbesen nicht minder stark fühlt, obgleich der Scharfrichter, der ihn ertheilt, für unehrlich erklärt wird; — und was die Hauptsache ist, sie hätten eingesehen, daſs etwas Vorliebe für den antiaristokratischen Voß und einige arglose Muttergotteswitze, weſshalb sie mich zuerst mit Koth und Dummheit angegriffen, nicht aus antikatholischem Eifer hervorgegangen. Wahrlich, sie sind keine Jesuiten, sondern nur Mischlinge von Koth und Dummheit, die ich eben so wenig wie eine Mistkarre und den Ochsen, der sie zieht, zu hassen vermag, und die mit allen ihren Anstrengungen nur das Gegentheil ihrer Absicht erreichen, und mich nur dahin bringen könnten, daſs ich ihnen zeige, wie sehr ich Protestant bin, daſs ich mein gutes protestantisches Recht in seiner weitesten Ermächtigung ausübe, und die gute protestantische Streitaxt mit Herzenslust handhabe. Sie könnten dann immerhin, um den Plebs zu gewinnen, die alten Weiberlegenden von meiner Ungläubigkeit durch ihren Leibpoeten in Verse bringen lassen — an den wohlbekannten Schlägen sollten sie schon den Glaubensgenossen eines Luther's, Lessing's und Voß erkennen. Freilich, ich würde nicht mit dem Ernste dieser Heroen die alte Axt schwingen — denn der Anblick der Gegner bringt mich

leicht zum Lachen, und ich bin ein bischen eulenspiegeliger Natur, und ich liebe eine Beimischung von Spaß — aber ich würde jenen Mistochsen nicht minder stark vor den Kopf schlagen, wenn ich auch vorher mit lachenden Blumen meine Axt umkränzte.

Doch ich will mein Thema nicht zu weit verlassen. Ich glaube, es war um jene Zeit, daß der König von Baiern in schon erwähnter Absicht dem Grafen Platen ein Jahrgehalt von sechshundert Gulden gab, und zwar nicht aus der Staatskasse, sondern aus der königlichen Privatkasse, wie es sich der Graf als besondere Gnade gewünscht hatte. Letzteren Umstand, der die Kaste charakterisiert, so geringfügig er auch erscheint, erwähne ich nur als Notiz für den Naturforscher, der vielleicht Beobachtungen über den Adel macht. In der Wissenschaft ist Alles wichtig. Wer mir vorwerfen möchte, daß ich den Grafen Platen zu wichtig nehme, der gehe nach Paris und sehe, wie sorgfältig der feine, zierliche Cuvier in seinen Vorlesungen das unreinste Insekt mit dem genauesten Detail schildert. Es ist mir deßhalb auch sogar leid, daß ich das Datum jener 600 Gulden nicht genauer konstatieren kann; so viel weiß ich aber, daß der Graf Platen den König Ödipus früher verfertigt hatte, und daß

Dieser nicht so bissig geworden wäre, wenn der Verfasser mehr zu beißen gehabt hätte.

In Norddeutschland, wohin mich plötzlich der Tod meines Vaters zurückrief, erhielt ich endlich das ungeheure Geschöpf, das dem großen Ei, worüber unser schöngefiederter Vogel Strauß so lange gebrütet, endlich entkrochen war, und das die Nachteulen der Kongregation mit frommem Gekrächze und die adeligen Pfauen mit freudigem Radschlagen schon lange im Voraus begrüßt hatten. Es sollte nichts Minderes als ein verderblicher Basilisk sein. Kennst du, lieber Leser, die Sage von dem Basilisk? Das Volk erzählt, wenn ein männlicher Vogel, wie ein Weib, ein Ei gelegt, so entstände daraus ein giftiges Geschöpf, dessen Hauch die Luft verpeste, und das man nur dadurch tödten könne, dass man ihm einen Spiegel vorhalte, indem es alsdann über den Anblick seiner eigenen Scheußlichkeit vor Schrecken sterbe.

Heilige Schmerzen, die ich nicht entweihen wollte, erlaubten es mir erst zwei Monate später, als ich auf der Insel Helgoland badete, den König Ödipus zu lesen, und dort, großgestimmt von dem beständigen Anblick des großen, kühnen Meers, musste mir die kleinliche Gesinnung und die Altflickerei des hochgeborenen Verfassers recht anschau-

lich werden. Jenes Meisterwerk zeigte mir ihn endlich ganz wie er ist, mit all seiner blühenden Welkheit, seinem Überfluß an Geistesmangel, seiner Einbildung ohne Einbildungskraft, ganz wie er ist, forciert ohne Force, pikiert ohne pikant zu sein, eine trockne Wasserseele, ein trister Freudenjunge. Dieser Troubadour des Jammers, geschwächt an Leib und Seele, versuchte es, den gewaltigsten, phantasiereichsten und witzigsten Dichter der jugendlichen Griechenwelt nachzuahmen! Nichts ist wahrlich widerwärtiger als diese krampfhafte Ohnmacht, die sich wie Kühnheit aufblasen möchte, diese mühsam zusammengetragenen Invektiven, denen der Schimmel des verjährten Grolls anklebt, und dieser silbenstecherisch ängstlich nachgeahmte Geistestaumel. Wie sich von selbst versteht, zeigt sich in des Grafen Werk keine Spur von einer tiefen Weltvernichtungsidee, die jedem aristophanischen Lustspiele zum Grunde liegt, und die darin wie ein phantastisch ironischer Zauberbaum emporschießt mit blühendem Gedankenschmuck, singenden Nachtigallnestern und kletternden Affen. Eine solche Idee mit dem Todesjubel und dem Zerstörungsfeuerwerk, das dazu gehört, durften wir freilich von dem armen Grafen nicht erwarten. Der Mittelpunkt, die erste und letzte Idee, Grund und Zweck

seines sogenannten Lustspiels besteht, wie bei der „verhängnisvollen Gabel", wieder in geringfügig literarischen Händeln, der arme Graf konnte nur einige Äußerlichkeiten des Aristophanes nachahmen, nämlich die feinen Verse und die groben Worte. Ich sage grobe Worte, weil ich keinen gröbern Ausdruck brauchen will. Wie ein keifendes Weib gießt er ganze Blumen-Töpfe von Schimpfreden auf die Häupter der deutschen Dichter. Ich will dem Grafen herzlich gern seinen Groll verzeihen, aber er hätte doch einige Rücksichten beobachten müssen. Er hätte wenigstens das Geschlecht in uns ehren sollen, da wir keine Weiber sind, sondern Männer und folglich zu einem Geschlechte gehören, das nach seiner Meinung das schöne Geschlecht ist, und das er so sehr liebt. Es bleibt Dieses immer ein Mangel an Delikatesse, mancher Jüngling wird deſshalb an seiner Huldigung zweifeln, da Jeder fühlt, daſs der Wahrhaftliebende auch das ganze Geschlecht verehrt. Der Sänger Frauenlob war gewiſs nie grob gegen irgend ein Weib, und ein Platen sollte daher mehr Achtung zeigen gegen Männer. Aber der Undelikate! ohne Scheu erzählt er dem Publikum, wir Dichter in Norddeutschland hätten alle die „Krätze, wofür wir leider eine Salbe brauchten, die als mephitisch er vor vielen schätze." Der Reim ist gut.

Am unzartesten ist er gegen Immermann. Schon im Anfang seines Gedichts lässt er Diesen hinter einer spanischen Wand Dinge thun, die ich nicht nennen darf, und die dennoch nicht zu widerlegen sind. Ich halte es sogar für wahrscheinlich, dass Immermann schon solche Dinge gethan hat. Es ist aber charakteristisch, dass die Phantasie des Grafen Platen sogar seine Feinde a posteriori zu belauschen weiß. Er schonte nicht einmal Houwald, diese gute Seele, sanft wie ein Mädchen — ach, vielleicht eben dieser holden Weiblichkeit wegen hasst ihn ein Platen. Müllner, den er, wie er sagt, schon längst „durch wirklichen Witz urkräftig erlegt," dieser Todte wird wieder aus dem Grabe gescharrt. Kind und Kindeskind bleiben nicht unangetastet. Raupach ist ein Jude,

„Das Jüdchen Raupel —
Das jetzt als Raupach trägt so hoch die Nase,"

„schmiert Tragödien im Katzenjammer." Noch weit schlimmer ergeht es dem „getauften Heine." Ja, ja, du irrst dich nicht, lieber Leser, Das bin ich, den er meint, und im König Ödipus kannst du lesen, wie ich ein wahrer Jude bin, wie ich, wenn ich einige Stunden Liebeslieder geschrieben, gleich darauf mich

niedersetze und Dukaten beschneide, wie ich am Sabbath mit langbärtigen Mauscheln zusammenhocke und den Talmud singe, wie ich in der Osternacht einen unmündigen Christen schlachte und aus Malice immer einen unglücklichen Schriftsteller dazu wähle — Nein, lieber Leser, ich will dich nicht belügen, solche gute ausgemalte Bilder stehen nicht im König Ödipus, und dass sie nicht darin stehen, Das nur ist der Fehler, den ich tadele. Der Graf Platen hat zuweilen die besten Motive, und weiß sie nicht zu benutzen. Hätte er nur ein bischen mehr Phantasie, so würde er mich wenigstens als geheimen Pfänderverleiher geschildert haben; welche komische Scenen hätten sich dargeboten! Es thut mir in der Seele weh, wenn ich sehe, wie sich der arme Graf jede Gelegenheit zu guten Witzen vorbeigehen lassen! Wie kostbar hätte er Raupach benutzen können als Tragödien-Rothschild, bei dem die königlichen Bühnen ihre Anleihen machen! Den Ödipus selbst, die Hauptperson seines Lustspiels, hätte er durch einige Modifikationen in der Fabel des Stückes ebenfalls besser benutzen können. Statt dass er ihn den Vater Lajos tödten, und die Mutter Jokaste heirathen ließ, hätte er es im Gegentheil so einrichten sollen, dass Ödipus seine Mutter tödtet und seinen Vater heirathet. Das dramatische

Drastische in einem solchen Gedichte hätte einem Platen meisterhaft gelingen müssen, seine eigene Gefühlsrichtung wäre ihm dabei zu statten gekommen, er hätte manchmal wie eine Nachtigall nur die Regungen der eigenen Brust zu besingen gebraucht, er hätte ein Stück geliefert, das, wenn der gaselige Iffland noch lebte, gewiss in Berlin gleich einstudiert worden wäre, und das man auch jetzt auf Privatbühnen geben würde. Ich kann mir nichts Vollendeteres denken, als den Schauspieler Wurm in der Rolle eines solchen Ödipus. Er würde sich selbst übertreffen. Dann finde ich es auch nicht politisch vom Grafen, daſs er in seinem Lustspiele versichert, er habe „wirklichen Witz.“ Oder arbeitet er vielleicht auf den Überraschungseffekt, auf den Theaterkoup, daſs dadurch das Publikum beständig Witz erwarten, und dieser am Ende doch nicht erscheinen soll? Oder will er vielmehr das Publikum aufmuntern, den Wirkl. Geh. Witz im Stücke zu suchen, und das Ganze wäre nur ein Blindekuhspiel, wo der Platen'sche Witz so schlau ist, sich nie ertappen zu lassen? Deſshalb vielleicht ist auch das Publikum, das sonst bei Lustspielen zu lachen pflegt, bei der Lektüre des Platen'schen Stücks so verdrießlich, es kann den versteckten Witz nicht finden, vergebens piept der

versteckte Witz, und piept immer lauter: Hier bin ich! hier bin ich wirklich! — vergebens, das Publikum ist dumm und macht ein ernsthaftes Gesicht. Ich aber, der ich weiß, wo der Witz steckt, habe herzlich gelacht, als ich von dem „gräflichen, herrschsüchtigen Dichter“ las, der sich in einen aristokratischen Nimbus hüllt, der von sich rühmt, „dass jeder Hauch, der zwischen seine Zähne komme, eine Zermalmung sei“, und der zu allen deutschen Dichtern sagt:

„Ja, gleichwie Nero, wünscht' ich euch nur Ein Gehirn,
Durch einen einzigen Witzeshieb zu spalten es —“

Der Vers ist schlecht. Der versteckte Witz aber besteht darin, dass der Graf eigentlich wünscht, wir wären alle lauter Neronen und er im Gegentheil unser einziger lieber Freund Pythagoras.

Vielleicht würde ich zum Besten des Grafen noch manchen anderen versteckten Witz hervorloben, doch da er mir in seinem König Ödipus das Liebste angegriffen — denn was könnte mir lieber sein als mein Christenthum? — so ist es mir nicht zu verdenken, wenn ich, menschlich gesinnt, den Ödipus, diese „große That in Worten“ minder ernstlich als die früheren Thätigkeiten würdige.

Indessen, das wahre Verdienst hat immer seinen Lohn gefunden, und dem Verfasser des Ödipus wird der seinige nicht entgehen, obgleich er sich auch hier, wie immer, nur dem Einfluss seiner adeligen und geistlichen Hintersassen hingab. Ja, es geht eine uralte Sage unter den Völkern des Orients und Occidents, dass jede gute oder böse That ihre nächsten Folgen habe für den Thäter. Und kommen wird der Tag, wo sie kommen — mach dich darauf gefasst, lieber Leser, dass ich jetzt etwas in Pathos gerathe und schauerlich werde — kommen wird der Tag, wo sie dem Tartaros entsteigen, die furchtbaren Töchter der Nacht, „die Eumeniden." Beim Styx! — bei diesem Flusse schwören wir Götter niemals falsch — kommen wird der Tag, wo sie erscheinen, die dunkeln, urgerechten Schwestern, sie werden erscheinen mit schlangengelockten, rotherzürnten Gesichtern, mit denselben Schlangengeißeln, womit sie einst den Orestes gegeißelt, den unnatürlichen Sünder, der die Mutter gemordet, die tyndaridische Klytämnestra. Vielleicht hört der Graf schon jetzt die Schlangen zischen — ich bitte dich, lieber Leser, denk dir jetzt die Wolfsschlucht und Samielmusik — vielleicht erfasst den Grafen schon jetzt das geheime Sündergrauen — der Himmel verdüstert sich,

Nachtgevögel kreischt, ferne Donner rollen, es blitzt, es riecht nach Kolophonium — Wehe! Wehe! die erlauchten Ahnen steigen aus den Gräbern, sie rufen noch drei- bis viermal Wehe! Wehe! über den kläglichen Enkel, sie beschwören ihn, ihre alten Eisenhosen anzuziehen, um sich zu schützen vor den entsetzlichen Ruthen — denn die Eumeniden werden ihn damit zerfetzen, die Geißelschlangen werden sich ironisch an ihm vergnügen, und wie der buhlerische König Rodrigo, als man ihn in den Schlangenthurm gesperrt, wird auch der arme Graf am Ende wimmern und winseln:

Ach! sie fressen, ach! sie fressen,
Womit meistens ich gesündigt.

Entsetze dich nicht, lieber Leser, es ist ja Alles nur Scherz. Diese furchtbaren Eumeniden sind Nichts als ein heiteres Lustspiel, das ich nach einigen Lustren unter diesem Titel schreiben werde, und die tragischen Verse, die dich eben erschreckt, stehen im allerlustigsten Buche von der Welt, im Don Quixote von la Mancha, wo eine alte, anständige Hofdame sie in Gegenwart des ganzen Hofes recitiert. Ich sehe, du lächelst wieder. Lass uns heiter und lachend von einander Abschied neh-

men. Wenn dieses letzte Kapitel etwas langweilig war, so lag's nur an dem Gegenstande; auch schrieb ich es mehr zum Nutzen als zur Lust, und wenn es mir gelungen ist, einen neuen Narren auch für die Literatur brauchbar gemacht zu haben, wird mir das Vaterland Dank schuldig sein. Ich habe das Feld urbar gemacht, worauf geistreichere Schriftsteller säen und ernten werden. Das bescheidene Bewusstsein dieses Verdienstes ist mein schönster Lohn.

Für etwaige Könige, die mir dafür noch extra eine Tabatière schicken wollen, bemerke ich, dass die Buchhandlung „Hoffmann und Campe in Hamburg" Ordre hat, Dergleichen für mich in Empfang zu nehmen.

Geschrieben im Spätherbst
des Jahres 1829.

III.

Die Stadt Lucca.

Lachen muss ich immer über die Engländer, die diesen ihren zweiten Dichter (denn nach Shakspear gebührt Byron die Palme) so jämmerlich spießbürgerlich beurtheilen, weil er ihre Pedanterie verspottete, sich ihren Krähwinkelsitten nicht fügen, ihren kalten Glauben nicht theilen wollte, ihre Nüchternheit ihm ekelhaft war, und er sich über ihren Hochmuth und ihre Heuchelei beklagte. Viele machen schon ein Kreuz, wenn sie nur von ihm sprechen, und selbst die Frauen, obgleich ihre Wangen von Enthusiasmus glühen, wenn sie ihn lesen, nehmen öffentlich heftig Partei gegen den heimlichen Liebling —

Briefe eines Verstorbenen; ein fragmentarisches Tagebuch aus England. München, 1830.

Kapitel I.

Die umgebende Natur wirkt auf den Menschen — warum nicht auch der Mensch auf die Natur, die ihn umgiebt? In Italien ist sie leidenschaftlich wie das Volk, das dort lebt; bei uns in Deutschland ist sie ernster, sinniger und geduldiger. Hatte einst, wie die Menschen, auch die Natur mehr inneres Leben? Die Gemüthskraft eines Orpheus, sagt man, konnte Bäume und Steine nach begeisterten Rhythmen bewegen. Könnte noch jetzt Dergleichen geschehen? Menschen und Natur sind phlegmatisch geworden und gähnen sich einander an. Ein königl. preuß. Poet wird nimmermehr mit den Klängen seiner Leier den Templower Berg oder die Berliner Linden zum Tanzen bringen können.

Auch die Natur hat ihre Geschichte, und Das ist eine andere Naturgeschichte als wie die, welche

in Schulen gelehrt wird. Irgend eine von jenen grauen Eidechsen, die schon seit Jahrtausenden in den Felsenspalten des Apennins leben, sollte man als ganz außerordentliche Professorin bei einer unserer Universitäten anstellen, und man würde ganz außerordentliche Dinge zu hören bekommen. Aber der Stolz einiger Herren von der juristischen Fakultät würde sich gegen eine solche Anstellung auflehnen. Hegt doch Einer von ihnen schon jetzt eine geheime Eifersucht gegen den armen Fido Savant, fürchtend, daſs Dieser ihn einst im gelehrten Apportieren ersetzen könnte.

Die Eidechsen mit ihren klugen Schwänzchen und ihren spitzfindigen Äuglein, haben mir wunderbare Dinge erzählt, wenn ich einsam zwischen den Felsen der Apenninen umherkletterte. Wahrlich, es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, die nicht bloß unsere Philosophen, sondern sogar die gewöhnlichsten Dummköpfe nicht begreifen.

Die Eidechsen haben mir erzählt, es gehe eine Sage unter den Steinen, daſs Gott einst Stein werden wolle, um sie aus ihrer Starrheit zu erlösen. Eine alte Eidechse meinte aber, diese Steinwerdung würde nur dann stattfinden, wenn Gott bereits in alle Thier- und Pflanzenarten sich verwandelt und sie erlöst habe.

Nur wenige Steine haben Gefühl, und nur im Mondschein athmen sie. Aber diese wenige Steine, die ihren Zustand fühlen, sind schrecklich elend. Die Bäume sind viel besser daran, sie können weinen. Die Thiere aber sind am meisten begünstigt, denn sie können sprechen, jedes nach seiner Art und die Menschen am besten. Einst, wenn die ganze Welt erlöst ist, werden alle andern Erschaffnisse ebenfalls sprechen können, wie in jenen uralten Zeiten, wovon die Dichter singen.

Die Eidechsen sind ein ironisches Geschlecht, und bethören gern die anderen Thiere. Aber sie waren gegen mich so demüthig, sie seufzten so ehrlich, sie erzählten mir Geschichten von Atlantis, die ich nächstens aufschreiben will zu Nutz und Frommen der Welt. Es ward mir so innig zu Muthe bei den kleinen Wesen, die gleichsam die geheimen Annalen der Natur aufbewahren. Sind es etwa verzauberte Priesterfamilien, gleich denen des alten Ägyptens, die ebenfalls naturbelauschend in labyrinthischen Felsengrotten wohnten? Auf ihren Köpfchen, Leibchen und Schwänzchen blühen so wunderbare Zeichenbilder wie auf ägyptischen Hieroglyphenmützen und Hierophantenröcken.

Meine kleinen Freunde haben mich auch eine Zeichensprache gelehrt, vermittelst welcher ich mit

der stummen Natur zu sprechen vermag. Dieses erleichtert mir oft die Seele, besonders gegen Abend, wenn die Berge in schaurig süßen Schatten gehüllt stehen, und die Wasserfälle rauschen, und alle Pflanzen duften, und hastige Blitze hin und her zucken —

O Natur, du stumme Jungfrau! wohl verstehe ich dein Wetterleuchten, den vergeblichen Redeversuch, der über dein schönes Antlitz dahinzuckt, und du dauerst mich so tief, daß ich weine. Aber alsdann verstehst du auch mich, und du heiterst dich auf, und lachst mich an aus goldnen Augen. Schöne Jungfrau, ich verstehe deine Sterne und du verstehst meine Thränen!

Kapitel II.

Nichts in der Welt will rückwärts gehen, sagte mir ein alter Eidechs, Alles strebt vorwärts, und am Ende wird ein großes Naturavancement stattfinden. Die Steine werden Pflanzen, die Pflanzen werden Thiere, die Thiere werden Menschen, und die Menschen werden Götter werden.

Aber, rief ich, was soll denn aus diesen guten Leuten, aus den armen alten Göttern werden?

Das wird sich finden, lieber Freund, antwortete Jener; wahrscheinlich danken sie ab, oder werden auf irgend eine ehrende Art in den Ruhestand versetzt.

Ich habe von meinem hieroglyphenhäutigen Naturphilosophen noch manches andre Geheimnis erfahren; aber ich gab mein Ehrenwort, Nichts

zu enthüllen. Ich weiß jetzt mehr als Schelling und Hegel.

Was halten Sie von diesen Beiden? frug mich der alte Eidechs mit einem höhnischen Lächeln, als ich mal diese Namen gegen ihn erwähnte.

Wenn man bedenkt, antwortete ich, dass sie bloß Menschen und keine Eidechsen sind, so muss man über das Wissen dieser Leute sehr erstaunen. Im Grunde lehren sie eine und dieselbe Lehre, die Ihnen wohlbekannte Identitätsphilosophie, nur in der Darstellungsart unterscheiden sie sich. Wenn Hegel die Grundsätze seiner Philosophie aufstellt, so glaubt man jene hübschen Figuren zu sehen, die ein geschickter Schulmeister durch eine künstliche Zusammenstellung von allerlei Zahlen zu bilden weiß, dergestalt, dass ein gewöhnlicher Beschauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder absolute Soldätchen sieht, das aus jenen Zahlen formiert ist, während ein denkender Schulknabe in der Figur selbst vielmehr die Auflösung eines tiefen Rechenexempels erkennen kann. Die Darstellungen Schelling's gleichen mehr jenen indischen Thierbildern, die aus allerlei anderen Thieren, Schlangen, Vögeln, Elephanten und dergleichen lebendigen Ingredienzen durch abenteuerliche Verschlingungen zusammengesetzt sind. Diese

Darstellungsart ist viel anmuthiger, heiterer, pulsierend wärmer, Alles darin lebt, statt dass die abstrakt Hegel'schen Chiffern uns so grau, so kalt und todt anstarren.

Gut, gut, erwiederte der alte Eidechserich, ich merke schon, was Sie meinen; aber sagen Sie mir, haben diese Philosophen viele Zuhörer?

Ich schilderte ihm nun, wie in der gelehrten Karawanserei zu Berlin die Kamele sich sammeln um den Brunnen Hegel'scher Weisheit, davor niederknien, sich die kostbaren Schläuche aufladen lassen, und damit weiter ziehen durch die märkische Sandwüste. Ich schilderte ihm ferner, wie die neuen Athener um den Springquell des Schelling'schen Geistestranks sich drängen, als wär' es das beste Bier, Breihahn des Lebens, Gesöffe der Unsterblichkeit —

Den kleinen Naturphilosophen überfiel der gelbe Neid, als er hörte, dass seine Kollegen sich so großen Zuspruchs erfreuen, und ärgerlich frug er: Welchen von Beiden halten Sie für den Größten? Das kann ich nicht entscheiden, gab ich zur Antwort, eben so wenig wie ich entscheiden könnte, ob die Schechner größer sei als die Sonntag, und ich denke —

Denke! rief der Eidechs mit einem scharfen, vornehmen Tone der tiefsten Geringschätzung, denken! wer von euch denkt? Mein weiser Herr, schon an die dreitausend Jahre mache ich Untersuchungen über die geistigen Funktionen der Thiere, ich habe besonders Menschen, Affen und Schlangen zum Gegenstand meines Studiums gemacht, ich habe so viel Fleiß auf diese seltsamen Geschöpfe verwendet wie Lyonnet auf seine Weidenraupen, und als Resultat aller meiner Beobachtungen, Experimente und anatomischen Vergleichungen kann ich Ihnen bestimmt versichern: Kein Mensch denkt, es fällt nur dann und wann den Menschen Etwas ein, solche ganz unverschuldete Einfälle nennen sie Gedanken, und das Aneinanderreihen derselben nennen sie Denken. Aber in meinem Namen können Sie es wiedersagen: Kein Mensch denkt, kein Philosoph denkt, weder Schelling noch Hegel denkt, und was gar ihre Philosophie betrifft, so ist sie eitel Luft und Wasser, wie die Wolken des Himmels; ich habe schon unzählige solcher Wolken stolz und sicher über mich hinziehen sehen, und die nächste Morgensonne hat sie aufgelöst in ihr ursprüngliches Nichts; — es giebt nur eine einzige wahre Philosophie, und diese steht in ewigen Hieroglyphen auf meinem eigenen Schwanze.

Bei diesen Worten, die mit einem dedaignanten Pathos gesprochen wurden, drehte mir der alte Eidechs den Rücken, und indem er langsam fortschwänzelte, sah ich darauf die wunderlichsten Charaktere, die sich in bunter Bedeutsamkeit bis über den ganzen Schwanz hinabzogen.

Kapitel III.

Auf dem Wege zwischen den Bädern von Lucca und der Stadt dieses Namens, unweit von dem großen Kastanienbaume, dessen wildgrüne Zweige den Bach überschatten, und in Gegenwart eines alten, weißbärtigen Ziegenbocks, der dort einsiedlerisch weidete, wurde das Gespräch geführt, das ich im vorigen Kapitel mitgetheilt habe. Ich ging nach der Stadt Lucca, um Franceska und Mathilde zu suchen, die ich, unserer Verabredung gemäß, schon vor acht Tagen dort treffen sollte. Ich war aber zur bestimmten Zeit vergebens hingereist, und ich hatte mich jetzt zum zweitenmale auf den Weg gemacht. Ich ging zu Fuße, längs den schönen Bergen und Baumgruppen, wo die goldnen Orangen, wie Sterne des Tages, aus dem dunklen Grün hervorleuchteten, und Guirlanden von Wein-

reben in festlichen Windungen sich meilenweit hinzogen. Das ganze Land ist dort so gartenhaft und geschmückt wie bei uns die ländlichen Scenen, die auf dem Theater dargestellt werden; auch die Landleute selbst gleichen jenen bunten Gestalten, die uns dann als singende, lächelnde und tanzende Staffage ergötzen. Nirgends Philistergesichter. Und giebt es hier auch Philister, so sind es doch italiänische Orangenphilister und keine plump deutschen Kartoffelphilister. Pittoresk und idealisch wie das Land sind auch die Leute, und dabei trägt jeder Mann einen so individuellen Ausdruck im Gesicht, und weiß in Stellung, Faltenwurf des Mantels, und nöthigenfalls in Handhabung des Messers, seine Persönlichkeit geltend zu machen. Dagegen bei uns zu Lande lauter Menschen mit allgemeinen, gleichförmigen Physiognomien; wenn ihrer zwölf beisammen sind, bilden sie ein Dutzend, und wenn Einer sie dann angreift, rufen sie die Polizei.

Auffallend war mir, im Luccesischen, wie im größten Theile Toskana's, tragen die Frauenzimmer große schwarze Filzhüte mit herabwallend schwarzen Straußfedern; sogar die Strohflechterinnen tragen dergleichen schwere Hauptbedeckung. Die Männer hingegen tragen meistens einen leichten Strohhut,

und junge Burschen erhalten solchen zum Geschenk von einem Mädchen, das ihn selbst verfertigt, ihre Liebesgedanken und vielleicht auch manchen Seufzer hineingeflochten. So saß einst Franceska unter den Mädchen und Blumen des Arnothals, und flocht einen Hut für ihren caro Cecco, und küsste jeden Strohhalm, den sie dazu nahm, und trillerte ihr hübsches Occhie, stelle mortale; — das lockige Haupt, das den hübschen Hut nachher so hübsch trug, hat jetzt eine Tonsur, und der Hut selbst hängt, alt und abgenutzt, im Winkel eines trüben Abbatestübchens zu Bologna.

Ich gehöre zu den Leuten, die immer gern einen kürzeren Weg nehmen, als die Landstraße bietet, und denen es alsdann wohl begegnet, dass sie sich auf engen Holz- und Felsenpfaden verirren. Das geschah auch hier, und ich habe zu meiner Reise nach Lucca gewiss doppelt so viel Zeit gebraucht als gewöhnliche Landstraßmenschen. Ein Sperling, den ich um den Weg frug, zwitscherte und zwitscherte, und konnte mir doch keinen rechten Bescheid geben. Vielleicht auch wusste er ihn selbst nicht. Den Schmetterlingen und Libellen, die auf großen Glockenblumen saßen, konnte ich kein Wort abgewinnen; sie waren schon davongeflattert, ehe sie noch meine Fragen vernommen,

und die Blumen schüttelten ihre tonlosen Glockenhäupter. Manchmal weckten mich die wilden Myrten, die mit feinen Stimmchen aus der Ferne kicherten. Hastig erklomm ich dann die höchsten Felsenspitzen, und rief: Ihr Wolken des Himmels! Segler der Lüfte! sagt mir, wo geht der Weg nach Franceska? Ist sie in Lucca? Sagt mir, was thut sie? Was tanzt sie? Sagt mir Alles, und wenn ihr mir Alles gesagt habt, so sagt es mir nochmals!

Bei solcher Überfülle von Thorheit konnte es wohl geschehen, daſs ein ernster Adler, den mein Ruf aus seinen einsamen Träumen aufgestört, mich mit geringschätzendem Unmuthe ansah. Aber ich verzieh's ihm gerne; denn er hatte niemals Franceska gesehen, und daher konnte er noch immer so erhabenmüthig auf seinem festen Felsen sitzen, und so seelenfrei zum Himmel emporstarren, oder so impertinent ruhig auf mich herabglotzen. So ein Adler hat einen unerträglich stolzen Blick, und sieht Einen an, als wollte er sagen: Was bist du für ein Vogel? Weißt du wohl, daſs ich noch immer ein König bin, eben so gut wie in jenen Heldenzeiten, als ich Jupiter's Blitze trug und Napoleon's Fahnen schmückte? Bist du etwa ein gelehrter Papagei, der die alten Lieder auswendig

gelernt hat und pedantisch nachplappert? Oder eine vermüffte Turteltaube, die schön fühlt und miserabel gurrt? Oder eine Almanachsnachtigall? Oder ein abgestandener Gänserich, dessen Vorfahren das Kapitol gerettet? Oder gar ein serviler Haushahn, dem man aus Ironie das Emblem des kühnen Fliegens, nämlich mein Miniaturbild, um den Hals gehängt hat, und der sich deßhalb so mächtig spreizt, als wäre er nun selbst ein Adler? Du weißt, lieber Leser, wie wenig Ursache ich habe, mich beleidigt zu fühlen, wenn ein Adler Dergleichen von mir dachte. Ich glaube, der Blick, den ich ihm zurückwarf, war noch stolzer als der seinige, und wenn er sich bei dem ersten besten Lorberbaume erkundigt hat, so weiß er jetzt, wer ich bin.

Ich war wirklich im Gebirge verirrt, als schon die Dämmerung hereinbrach, und die bunten Waldlieder allmählig verstummten und die Bäume immer ernsthafter rauschten. Eine erhabene Heimlichkeit und innige Feier zog, wie der Odem Gottes, durch die verklärte Stille. Hie und da aus dem Boden blickte ein schönes dunkles Auge zu mir herauf, und verschwand im selben Augenblick. Zärtliches Flüstern tändelte mir ums Herz, und unsichtbare Küsse berührten luftig meine Wangen. Das Abendroth umhüllte die Berge wie mit Purpurmänteln,

und die letzten Sonnenstrahlen beleuchteten ihre Gipfel, dass es aussah, als wären sie Könige mit goldnen Kronen auf den Häuptern. Ich aber stand, wie ein Kaiser der Welt, in der Mitte dieser gekrönten Vasallen, die schweigend mir huldigten.

Kapitel IV.

Ich weiß nicht, ob der Mönch, der mir unfern Lucca begegnete, ein frommer Mann ist. Aber ich weiß, sein alter Leib steckt arm und nackt in einer groben Kutte, jahraus jahrein; die zerrissenen Sandalen können seine bloßen Füße nicht genug schützen, wenn er durch Dorn und Gestrippe die Felsen hinaufklimmt, um droben in den Bergdörfern Kranke zu trösten oder Kinder beten zu lehren — und er ist zufrieden, wenn man ihm dafür ein Stückchen Brot in den Sack steckt, und ihm ein bischen Stroh giebt, um darauf zu schlafen.

„Gegen den Mann will ich nicht schreiben," sprach ich zu mir selbst. „Wenn ich wieder zu Hause in Deutschland auf meinem Lehnsessel am knisternden Öfchen bei einer behaglichen Tasse Thee wohlgenährt und warm sitze, und gegen die katho-

lischen Pfaffen schreibe — gegen den Mann will ich nicht schreiben." —

Um gegen die katholischen Pfaffen zu schreiben, muss man auch ihre Gesichter kennen. Die Originalgesichter sieht man aber nur in Italien. Die deutschen katholischen Priester und Mönche sind bloß schlechte Nachahmungen, oft sogar Parodien der italiänischen; eine Vergleichung derselben würde ebenso ausfallen, als wenn man römische oder florentinische Heiligenbilder vergleichen wollte mit jenen heuschrecklichen, frommen Fratzen, die etwa dem spießbürgerlichen Pinsel eines Nürenberger Stadtmalers, oder gar der lieben Einfalt eines Gemüthsbeflissenen aus der langhaarig christlich neudeutschen Schule ihr trauriges Dasein verdanken.

Die Pfaffen in Italien haben sich schon längst mit der öffentlichen Meinung abgefunden, das Volk dort ist längst daran gewöhnt, die geistliche Würde von der unwürdigen Person zu unterscheiden, jene zu ehren, wenn auch diese verächtlich ist. Eben der Kontrast, den die idealen Pflichten und Ansprüche des geistlichen Standes und die unabweislichen Bedürfnisse der sinnlichen Natur bilden müssen, jener uralte, ewige Konflikt zwischen dem Geiste und der Materie, macht die italiänischen Pfaffen

zu stehenden Charakteren des Volkshumors in Satiren, Liedern und Novellen. Ähnliche Erscheinungen zeigen sich uns überall, wo ein ähnlicher Priesterstand vorhanden ist, z. B. in Hindostan. In den Komödien dieses urfrommen Landes, wie wir schon in der Sakontala bemerkt und in der neulich übersetzten Vasantasena bestätigt finden, spielt immer ein Brahmine die komische Rolle, so zu sagen den Priestergracioso, ohne dass dadurch die Ehrfurcht, die man seinen Opferverrichtungen und seiner privilegierten Heiligkeit schuldig ist, im mindesten beeinträchtigt wird, — eben so wenig wie ein Italiäner mit minderer Andacht bei einem Priester Messe hört oder beichtet, den er noch Tags zuvor betrunken im Straßenkothe gefunden hat. In Deutschland ist Das anders, der katholische Priester will da nicht bloß seine Würde durch sein Amt, sondern auch sein Amt durch seine Person repräsentieren; und weil er es vielleicht Anfangs mit seinem Berufe wirklich ganz ernsthaft gemeint hat, und er nachher, wenn seine Keuschheits- und Demuthsgelübde etwas mit dem alten Adam kollidieren, sie dennoch nicht öffentlich verletzen will, besonders auch, weil er unserem Freunde Krug in Leipzig keine Blöße geben will, so sucht er wenigstens den Schein eines heiligen Wandels zu bewah-

ren. Daher Scheinheiligkeit, Heuchelei und gleißendes Frömmeln bei deutschen Pfaffen; bei den italiänischen hingegen viel mehr Durchsichtigkeit der Maske, und eine gewisse feiste Ironie und behagliche Weltverdauung.

Doch was helfen solche allgemeine Reflexionen! Sie können dir wenig nutzen, lieber Leser, wenn du etwa Lust hättest, gegen das katholische Pfaffenthum zu schreiben. Zu diesem Zwecke muss man, wie gesagt, mit eignen Augen die Gesichter sehen, die dazu gehören. Wahrlich, es ist nicht einmal hinreichend, wenn man sie im königlichen Opernhause zu Berlin gesehen hat. Der vorige Generalintendant that zwar immer das Seinige, um den Krönungszug in der Jungfrau von Orleans so täuschend treu als möglich darzustellen, seinen Landsleuten die Idee einer Procession zu veranschaulichen und ihnen Pfaffen von allen Kouleuren vor Augen zu bringen. Doch das getreueste Kostüm kann nicht die Originalgesichter ersetzen, und vertrödelte man sogar noch extra 100,000 Thaler für goldne Bischofsmützen, festonierte Chorhemden, buntgestickte Messgewänder und ähnlichen Kram — so würden doch die protestantisch vernünftigen Nasen, die unter jenen Bischofsmützen hervorprotestieren, die dünnen denkgläubigen Beine, die aus

den weißen Spitzen dieser Chorhemden herausgucken, die aufgeklärten Bäuche, denen jene Messgewänder viel zu weit, Alles würde Unsereinen daran erinnern, dass keine katholische Geistliche, sondern Berliner Weltliche über die Bühne wandeln.

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob der Generalintendant jenen Zug nicht viel besser darstellen und uns das Bild einer Procession viel treuer vor Augen bringen könnte, wenn er die Rollen der katholischen Pfaffen nicht mehr von den gewöhnlichen Statisten, sondern von jenen protestantischen Geistlichen spielen ließe, die in der theologischen Fakultät, in der Kirchenzeitung und auf den Kanzeln am orthodoxesten gegen Vernunft, Weltlust, Gesenius und Teufelthum zu predigen wissen. Es würden dann Gesichter zum Vorschein kommen, deren pfäffisches Gepräge gewiss jenen Rollen viel täuschender entspräche. Ist es doch eine bekannte Bemerkung, dass die Pfaffen in der ganzen Welt, Rabbiner, Muftis, Dominikaner, Konsistorialräthe, Popen, Bonzen, kurz das ganze diplomatische Korps Gottes, im Gesichte eine gewisse Familienähnlichkeit haben, wie man sie immer findet bei Leuten, die ein und dasselbe Gewerbe treiben. Schneider, in der ganzen Welt, zeichnen sich aus durch Zartheit der Glieder, Metzger und

Soldaten tragen wieder überall denselben farou-
schen Anstrich, Juden haben ihre eigenthümlich
ehrliche Miene, nicht weil sie von Abraham, Isaak
und Jakob abstammen, sondern weil sie Kaufleute
sind, und der Frankfurter christliche Kaufmann
sieht dem Frankfurter jüdischen Kaufmanne eben
so ähnlich wie ein faules Ei dem andern. Die
geistlichen Kaufleute, Solche, die von Religionsge-
schäften ihren Unterhalt gewinnen, erlangen daher
auch im Gesichte eine Ähnlichkeit. Freilich, einige
Nüancen entstehen durch die Art und Weise, wie
sie ihr Geschäft treiben. Der katholische Pfaffe
treibt es mehr wie ein Kommis, der in einer gro-
ßen Handlung angestellt ist; die Kirche, das große
Haus, dessen Chef der Papst ist, giebt ihm be-
stimmte Beschäftigung und dafür ein bestimmtes
Salär; er arbeitet lässig, wie Jeder, der nicht für
eigne Rechnung arbeitet, und viele Kollegen hat,
und im großen Geschäftstreiben leicht unbemerkt
bleibt — nur der Kredit des Hauses liegt ihm
am Herzen, und noch mehr dessen Erhaltung, da
er bei einem etwaigen Bankerotte seinen Lebens-
unterhalt verlöre. Der protestantische Pfaffe hin-
gegen ist überall selbst Principal, und er treibt die
Religionsgeschäfte für eigene Rechnung. Er treibt
keinen Großhandel wie sein katholischer Gewerbs-

genosse, sondern nur einen Kleinhandel; und da er demselben allein vorstehen muss, darf er nicht lässig sein, er muss seine Glaubensartikel den Leuten anrühmen, die Artikel seiner Konkurrenten herabsetzen, und als ächter Kleinhändler steht er in seiner Ausschnittbude, voll von Gewerbsneid gegen alle großen Häuser, absonderlich gegen das große Haus in Rom, das viele tausend Buchhalter und Packknechte besoldet und seine Faktoreien hat in allen vier Welttheilen.

Solches hat nun freilich auch seine physiognomische Wirkungen, aber diese sind doch nicht vom Parterre aus bemerkbar, die Familienähnlichkeit in den Gesichtern katholischer und protestantischer Pfaffen bleibt doch in ihren Hauptzügen unverändert, und wenn der Generalintendant die obenerwähnten Herren gut bezahlt, so werden sie ihre Rolle, wie immer, recht täuschend spielen. Auch ihr Gang wird zur Illusion beitragen; obgleich ein feines, geübtes Auge wohl merkt, dass er sich von dem Gang katholischer Priester und Mönche ebenfalls durch feine Nüancen unterscheidet.

Ein katholischer Pfaffe wandelt einher, als wenn ihm der Himmel gehöre; ein protestantischer Pfaffe hingegen geht herum, als wenn er den Himmel gepachtet habe.

Kapitel V.

Es war schon Nacht als ich die Stadt Lucca erreichte.

Wie ganz anders erschien sie mir die Woche vorher, als ich am Tage durch die wiederhallend öden Straßen wandelte, und mich in eine jener verwunschenen Städte versetzt glaubte, wovon mir einst die Amme so viel erzählt. Da war die ganze Stadt still wie das Grab, Alles war so verblichen und verstorben, auf den Dächern spielte der Sonnenglanz wie Goldflitter auf dem Haupte einer Leiche, hie und da aus den Fenstern eines altverfallenen Hauses hingen Epheuranken wie vertrocknet grüne Thränen, überall glimmernder Moder und ängstlich stockender Tod, die Stadt schien nur das Gespenst einer Stadt, ein steinerner Spuk am hellen Tage. Da suchte ich lange vergebens die Spur eines

lebendigen Wesens. Ich erinnere mich nur, vor einem alten Palazzo lag ein schlafender Bettler mit ausgestreckt offner Hand. Auch erinnere ich mich, oben am Fenster eines schwärzlich morschen Häusleins sah ich einen Mönch, der den rothen Hals mit dem feisten Glatzenhaupt recht lang aus der braunen Kutte hervorreckte, und neben ihm kam ein vollbusig nacktes Weibsbild zum Vorschein; unten in die halb offne Hausthüre sah ich einen kleinen Jungen hineingehen, der als ein schwarzer Abbate gekleidet war, und mit beiden Händen eine mächtig großbäuchige Weinflasche trug. — In demselben Augenblick läutete unfern ein feines ironisches Glöcklein, und in meinem Gedächtnisse kicherten die Novellen des Boccaccio. Diese Klänge konnten aber keineswegs das seltsame Grauen, das meine Seele durchschauerte, ganz verscheuchen. Es hielt mich vielleicht um so gewaltiger befangen, da die Sonne so warm und hell die unheimlichen Gebäude beleuchtete; und ich merkte wohl, Gespenster sind noch furchtbarer, wenn sie den schwarzen Mantel der Nacht abwerfen und sich im hellen Mittagslichte sehen lassen.

Als ich jetzt, acht Tage später, wieder nach Lucca kam, wie erstaunte ich über den veränderten Anblick dieser Stadt! Was ist Das? rief ich, als

die Lichter mein Auge blendeten, und die Menschenströme durch die Gassen sich wälzten. Ist ein ganzes Volk als nächtliches Gespenst aus dem Grabe gestiegen, um im tollsten Mummenschanz das Leben nachzuäffen? Die hohen, trüben Häuser sind mit Lampen verziert, überall aus den Fenstern hängen bunte Teppiche, die morschgrauen Wände fast bedeckend, und darüber lehnen sich holde Mädchengesichter, so frisch, so blühend, daſs ich wohl merke, es ist das Leben selbst, das sein Vermählungsfest mit dem Tode feiert und Schönheit der Jugend dazu eingeladen hat. Ja, es war so ein lebendes Todesfest — ich weiß nicht, wie es im Kalender genannt wird — auf jeden Fall so ein Schindungstag eines geduldigen Märtyrers, denn ich sah nachher einen heiligen Todtenschädel und noch einige Extra-Knochen, mit Blumen und Edelsteinen geziert, und unter hochzeitlicher Musik herumtragen. Es war eine schöne Procession.

Voran gingen die Kapuziner, die sich von den anderen Mönchen durch lange Bärte auszeichneten und gleichsam die Sappeurs dieser Glaubensarmee bildeten. Darauf folgten Kapuziner ohne Bärte, worunter viele männlich edle Gesichter, sogar manch jugendlich schönes Gesicht, das die breite Tonsur sehr gut kleidete, weil der Kopf dadurch

wie mit einem zierlichen Haarkranz umflochten schien, und sammt dem bloßen Nacken recht anmuthig aus der braunen Kutte hervortrat. Hierauf folgten Kutten von andern Farben, schwarz, weiß, gelb, panaché, auch herabgeschlagene dreieckige Hüte, kurz all jene Klosterkostüme, womit wir durch die Bemühungen unseres Generalintendanten längst bekannt sind. Nach den Mönchsorden kamen die eigentlichen Priester, weiße Hemde über schwarze Hosen, und farbige Käppchen; hinter ihnen kamen noch vornehmere Geistliche, in buntseidne Decken gewickelt, und auf dem Haupte eine Art hoher Mützen, die wahrscheinlich aus Ägypten stammen, und die man auch aus dem Denon'schen Werke, aus der Zauberflöte und aus dem Belzoni kennen lernt; es waren altgediente Gesichter, und sie schienen eine Art von alter Garde zu bedeuten. Zuletzt kam der eigentliche Stab, ein Thronhimmel und darunter ein alter Mann mit einer noch höheren Mütze und in einer noch reicheren Decke, deren Zipfel von zwei eben so gekleideten alten Männern nach Pagenart getragen wurden.

Die vorderen Mönche gingen mit gekreuzten Armen, ernsthaft schweigend; aber die mit den hohen Mützen sangen einen gar unglücklichen Gesang, so näselnd, so schlürfend, so kollernd, daß ich über-

zeugt bin, wären die Juden die größere Volksmenge und ihre Religion wäre die Staatsreligion, so würde man obiges Gesinge mit dem Namen „Mauscheln" bezeichnen. Glücklicherweise konnte man es nur zur Hälfte vernehmen, indem hinter der Procession mit lautem Trommeln und Pfeifen mehrere Kompagnien Militär einherzogen, so wie überhaupt an beiden Seiten neben den wallenden Geistlichen auch immer je zwei und zwei Grenadiere marschierten. Es waren fast mehr Soldaten als Geistliche; aber zur Unterstützung der Religion gehören heut zu Tage viel' Bajonette, und wenn gar der Segen gegeben wird, dann müssen in der Ferne auch die Kanonen bedeutungsvoll donnern.

Wenn ich eine solche Procession sehe, wo unter stolzer Militär-Eskorte die Geistlichen so gar trübselig und jammervoll einherwandeln, so ergreift es mich immer schmerzhaft, und es ist mir, als sähe ich unseren Heiland selbst, umringt von Lanzenträgern, zur Richtstätte abführen. Die Sterne von Lucca dachten gewiss wie ich, und als ich seufzend nach ihnen hinaufblickte, sahen sie mich so übereinstimmend an mit ihren frommen Augen, so hell, so klar. Aber man bedurfte nicht ihres Lichtes, tausend und abertausend Lampen und Kerzen und Mädchengesichter flimmerten aus allen Fenstern, an

den Straßenecken standen lodernde Pechkränze aufgepflanzt, und dann hatte auch jeder Geistliche noch seinen besonderen Kerzenträger zur Seite. Die Kapuziner hatten meistens kleine Buben, die ihnen die Kerze trugen, und die jugendlich frischen Gesichtchen schauten bisweilen recht neugierig vergnügt hinauf nach den alten ernsten Bärten; so ein armer Kapuziner kann keinen großen Kerzenträger besolden, und der Knabe, den er das Ave Maria lehrt, oder dessen Muhme ihm beichtet, muss bei Processionen wohl gratis dieses Amt übernehmen, und es wird darum gewiss nicht mit geringerer Liebe verrichtet. Die folgenden Mönche hatten nicht viel größere Buben, einige vornehmere Orden hatten schon erwachsene Rangen, und die hochmütigen Priester hatten wirkliche Bürgersleute zu Kerzenträgern. Aber endlich gar der Herr Erzbischof — denn Das war wohl der Mann, der in vornehmer Demuth unter dem Thronhimmel ging und sich die Gewandzipfel von greisen Pagen nachtragen ließ — Dieser hatte an jeder Seite einen Lakaien, die Beide in blauen Livreen mit gelben Tressen prangten und ceremoniös, als servierten sie bei Hof, die weißen Wachskerzen trugen.

Auf jeden Fall schien mir solche Kerzenträgerei eine gute Einrichtung, denn ich konnte dadurch um

so heller die Gesichter besehen, die zum Katholicismus gehören. Und ich habe sie jetzt gesehen, und zwar in der besten Beleuchtung. Und was sah ich denn? Nun ja, der klerikale Stempel fehlte nirgends. Aber Dieses abgerechnet, waren die Gesichter unter einander eben so verschieden wie andre Gesichter. Das eine war blaſs, das andre roth, diese Nase erhob sich stolz, jene war niedergeschlagen, hier ein funkelnd schwarzes, dort ein schimmernd graues Auge — aber in allen diesen Gesichtern lagen die Spuren derselben Krankheit, einer schrecklichen, unheilbaren Krankheit, die wahrscheinlich Ursache sein wird, daſs mein Enkel, wenn er hundert Jahr' später die Procession in Lucca zu sehen bekommt, kein einziges von jenen Gesichtern wieder findet. Ich fürchte, ich bin selbst angesteckt von dieser Krankheit, und eine Folge derselben ist jene Weichheit, die mich wunderbar beschleicht, wenn ich so ein sieches Mönchsgesicht betrachte, und darauf die Symptome jener Leiden sehe, die sich unter der groben Kutte verstecken: — gekränkte Liebe, Podagra, getäuschter Ehrgeiz, Rückendarre, Reue, Hämorrhoiden, die Herzwunden, die uns vom Undank der Freunde, von der Verleumdung der Feinde und von der eignen Sünde geschlagen worden, alles Dieses und noch Viel mehr, was eben so leicht

unter einer groben Kutte wie unter einem feinen Modefrack seinen Platz zu finden weiß. O! es ist keine Übertreibung, wenn der Poet in seinem Schmerze ausruft: Das Leben ist eine Krankheit, die ganze Welt ein Lazareth!

„Und der Tod ist unser Arzt —“ Ach! ich will nichts Böses von ihm reden, und nicht Andre in ihrem Vertrauen stören; denn da er der einzige Arzt ist, so mögen sie immerhin glauben, er sei auch der beste, und das einzige Mittel, das er anwendet, seine ewige Erdkur, sei auch das beste. Wenigstens kann man von ihm rühmen, dass er immer gleich bei der Hand ist und trotz seiner großen Praxis nie lange auf sich warten lässt, wenn man ihn verlangt. Manchmal folgt er seinen Patienten sogar zur Procession, und trägt ihnen die Kerze. Es war gewiss der Tod selbst, den ich an der Seite eines blassen, bekümmerten Priesters gehen sah; in dünnen zitternden Knochenhänden trug er Diesem die flimmernde Kerze, nickte dabei gutmüthig besänftigend mit dem ängstlich kahlen Köpfchen, und so schwach er selbst auf den Beinen war, so unterstützte er doch noch zuweilen den armen Priester, der bei jedem Schritte noch bleicher wurde und umsinken wollte. Er schien ihm Muth einzusprechen: Warte nur noch einige Stündchen, dann

sind wir zu Hause, und ich lösche die Kerze aus, und ich lege dich aufs Bett, und die kalten, müden Beine können ausruhen, und du sollst so fest schlafen, daß du das wimmernde Sankt Michaelsglöckchen nicht hören wirst.

„Gegen den Mann will ich auch nicht schreiben," dacht' ich, als ich den armen, bleichen Priester sah, dem der leibhaftige Tod zu Bette leuchtete.

Ach! man sollte eigentlich gegen Niemanden in dieser Welt schreiben. Jeder ist selbst krank genug in diesem großen Lazareth, und manche polemische Lektüre erinnert mich unwillkürlich an ein widerwärtiges Gezänk in einem kleineren Lazareth zu Krakau, wobei ich mich als zufälliger Zuschauer befand, und wo entsetzlich anzuhören war, wie die Kranken sich einander ihre Gebrechen spottend vorrechneten, wie ausgedörrte Schwindsüchtige den aufgeschwollenen Wassersüchtling verhöhnten, wie der Eine lachte über den Nasenkrebs des Andern, und Dieser wieder über Maulsperre und Augenverdrehung seiner Nachbaren, bis am Ende die Fiebertollen nackt aus den Betten sprangen, und den andern Kranken die Decken und Laken von den wunden Leibern rissen, und Nichts als scheußliches Elend und Verstümmlung zu sehen war.

Kapitel VI.

Jener schenkte nunmehr auch der übrigen Götterversammlung
Rechtshin lieblichen Nektar, dem Mischkrug emsig entschöpfend.
Doch unermeßliches Lachen erscholl den seligen Göttern,
Als sie sahn, wie Hephästos im Saal so gewandt umherging.
Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Schmausten sie; und nicht mangelt' ihr Herz des gemeinsamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leier Apollon's,
Noch des Gesangs der Musen mit holdantwortender Stimme.

(Vulgata.)

Da plötzlich keuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem

Haupte und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertisch, daſs die goldnen Pokale zitterten, und die Götter verstummten und erblichen und immer bleicher wurden, bis sie endlich ganz in Nebel zerrannen.

Nun gab's eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazareth, wo geschundene, gebratene und gespießte Götter langweilig umherschlichen, und ihre Wunden verbanden und triste Lieder sangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, sondern Trost; es war eine trübselige, blutrünstige Delinquentenreligion.

War sie vielleicht nöthig für die erkrankte und zertretene Menschheit? Wer seinen Gott leiden sieht, trägt leichter die eignen Schmerzen. Die vorigen heiteren Götter, die selbst keine Schmerzen fühlten, wuſsten auch nicht, wie armen gequälten Menschen zu Muthe ist, und ein armer gequälter Mensch konnte auch in seiner Noth kein rechtes Herz zu ihnen fassen. Es waren Festtagsgötter, um die man lustig herumtanzte, und denen man nur danken konnte. Sie wurden deſshalb auch nie so ganz von ganzem Herzen geliebt. Um so ganz von ganzem Herzen geliebt zu werden — muſs

man leidend sein. Das Mitleid ist die letzte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe selbst. Von allen Göttern, die jemals geliebt haben, ist daher Christus derjenige Gott, der am meisten geliebt worden, besonders von den Frauen — —

Dem Menschengewühl entfliehend, habe ich mich in eine einsame Kirche verloren, und was du, lieber Leser, eben gelesen hast, sind nicht so sehr meine eignen Gedanken, als vielmehr einige unwillkürliche Worte, die in mir laut geworden, während ich, dahingestreckt auf einer der alten Betbänke, die Töne einer Orgel durch meine Brust ziehen ließ. Da liege ich, mit phantasierender Seele, der seltsamen Musik noch seltsamere Texte unterdichtend; dann und wann schweifen meine Blicke durch die dämmernden Bogengänge und suchen die dunkeln Klangfiguren, die zu jenen Orgelmelodien gehören. Wer ist die Verschleierte, die dort kniet vor dem Bilde einer Madonna? Die Ampel, die davor hängt, beleuchtet grauenhaft süß die schöne Schmerzensmutter einer gekreuzigten Liebe, die Venus dolorosa; doch kupplerisch geheimnisvolle Lichter fallen zuweilen wie verstohlen auf die schönen Formen der verschleierten Beterin. Diese liegt zwar regungslos auf den steinernen Altarstufen, doch in der wechselnden Beleuchtung bewegt sich

ihr Schatten, läuft manchmal zu mir heran, zieht sich wieder hastig zurück, wie ein stummer Mohr, der änglstiche Liebesbote in einem Harem — und ich verstehe ihn. Er verkündet mir die Gegenwart seiner Herrin, der Sultanin meines Herzens.

Es wird aber allmählig immer dunkler im leeren Hause, hie und da huscht eine unbestimmte Gestalt den Pfeilern entlang, dann und wann steigt leises Murmeln aus einer Seitenkapelle, und ihre langen, langgezogenen Töne stöhnt die Orgel, wie ein seufzendes Riesenherz —

Es war aber, als ob jene Orgeltöne niemals aufhörten, als ob jene Sterbelaute, jener lebende Tod ewig dauern wollte, ich fühlte so unsägliche Beklommenheit, so namenlose Angst, als wäre ich scheintodt begraben worden, ja als wäre ich, ein Längstverstorbener, aus dem Grabe gestiegen, und sei mit unheimlichen Nachtgesellen in die Gespensterkirche gegangen, um die Todtengebete zu hören und Leichensünden zu beichten. Manchmal war mir, als sähe ich sie wirklich neben mir sitzen in geisterhaftem Dämmerlichte, die abgeschiedene Gemeinde, in verschollen altflorentinischen Trachten, mit langen, blassen Gesichtern, goldbeschlagene Gebetbücher in dünnen Händen, heimlich wispernd, und melancholisch einander zunickend. Der wimmernde Ton

eines fernen Sterbeglöckchens mahnte mich wieder an den kranken Priester, den ich bei der Procession gesehen, und ich sprach zu mir selber: Der ist jetzt auch gestorben, und kommt hierher, um die erste Nachtmesse zu lesen, und da beginnt erst recht der traurige Spuk. Plötzlich aber erhob sich von den Stufen des Altars die holde Gestalt der verschleierten Beterin —

Ja, sie war es, schon ihr lebendiger Schatten verscheuchte die weißen Gespenster, ich sah jetzt nur sie, ich folgte ihr rasch zur Kirche hinaus, und als sie vor der Thüre den Schleier zurückschlug, sah ich in Franceska's bethräntes Antlitz. Es glich einer sehnsüchtig weißen Rose, angeperlt vom Thau der Nacht und beglänzt vom Strahl des Mondes. Franceska, liebst du mich? Ich frug Viel, und sie antwortete Wenig. Ich begleitete sie nach dem Hotel Croce di Malta, wo sie und Mathilde logierten. Die Straßen waren leer geworden, die Häuser schliefen mit geschlossenen Fensteraugen, nur hie und da durch die hölzernen Wimpern blinzelte ein Lichtchen. Oben am Himmel aber trat ein breiter hellgrüner Raum aus den Wolken hervor, und darin schwamm der Halbmond, wie eine silberne Gondel in einem Meer von Smaragden. Vergebens bat ich Franceska, nur ein einziges Mal

hinauf zu sehen zu unserm alten, lieben Vertrauten sie hielt aber das Köpfchen träumend gesenkt. Ihr Gang, der sonst so heiter dahinschwebend, war jetzt wie kirchlich gemessen, ihr Schritt war düster katholisch, sie bewegte sich wie nach dem Takte einer feierlichen Orgel, und wie in früheren Nächten die Sünde, so war ihr jetzt die Religion in die Beine gefahren. Unterwegs vor jedem Heiligenbilde bekreuzte sie sich Haupt und Busen; vergebens versuchte ich ihr dabei zu helfen. Als wir aber auf dem Markte der Kirche Sankt Michele vorbeikamen, wo die marmorne Schmerzensmutter mit den vergoldeten Schwertern im Herzen und mit der Lämpchenkrone auf dem Haupte aus der dunkeln Nische hervorleuchtete, da schlang Franceska ihren Arm um meinen Hals, küsste mich und flüsterte: Cecco, Cecco, caro Cecco!

Ich nahm diese Küsse ruhig in Empfang, obgleich ich wohl wusste, dass sie im Grunde einem bolognesischen Abbate, einem Diener der römisch-katholischen Kirche zugedacht waren. Als Protestant machte ich mir kein Gewissen daraus, mir die Güter der katholischen Geistlichkeit zuzueignen, und auf der Stelle säkularisierte ich die frommen Küsse Franceska's. Ich weiß, die Pfaffen werden hierüber wüthend sein, sie schreien gewiss über Kirchenraub,

und würden gern das französische Sakrilegiengesetz auf mich anwenden. Leider muss ich gestehen, dass besagte Küsse das Einzige waren, was ich in jener Nacht erbeuten konnte. Franceska hatte beschlossen, diese Nacht nur zum Heile ihrer Seele, knieend und betend, zu benutzen. Vergebens erbot ich mich, ihre Andachtsübungen zu theilen; — als sie ihr Zimmer erreichte, schloss sie mir die Thüre vor der Nase zu. Vergebens stand ich draußen noch eine ganze Stunde, und bat um Einlass, und seufzte alle möglichen Seufzer, und heuchelte fromme Thränen, und schwor die heiligsten Eide — versteht sich, mit geistlichem Vorbehalte, ich fühlte wie ich allmählig ein Jesuit wurde, ich wurde ganz schlecht und erbot mich endlich sogar, katholisch zu werden für diese einzige Nacht —

Franceska! rief ich, Stern meiner Gedanken! Gedanke meiner Seele! vita della mia vita! meine schöne, oftgeküsste, schlanke, katholische Franceska! für diese einzige Nacht, die du mir noch gewährst, will ich selbst katholisch werden — aber auch nur für diese einzige Nacht! O, die schöne, selige, katholische Nacht! Ich liege in deinen Armen, strengkatholisch glaube ich an den Himmel deiner Liebe, von den Lippen küssen wir uns das holde Bekenntnis, das Wort wird Fleisch, der Glaube wird

versinnlicht in Form und Gestalt! welche Religion! Ihr Pfaffen! jubelt unterdessen euer Kyrie eleison, klingelt, räuchert, läutet die Glocken, lasst die Orgel brausen, lasst die Messe von Palestrina erklingen — Das ist der Leib! — ich glaube, ich bin selig, ich schlafe ein — aber sobald ich des anderen Morgens erwache, reibe ich mir den Schlaf und den Katholicismus aus den Augen, und sehe wieder klar in die Sonne und in die Bibel, und bin wieder protestantisch vernünftig und nüchtern, nach wie vor.

Kapitel VII.

Als am anderen Tage die Sonne wieder herzlich vom Himmel herablachte, erloschen gänzlich die trübseligen Gedanken und Gefühle, die von der Procession des vorhergehenden Abends in mir erregt worden, und mich das Leben wie eine Krankheit und die Welt wie ein Lazareth ansehen ließen. Die ganze Stadt wimmelte von heiterem Volk Geputzt bunte Menschen, dazwischen hüpfte hie und da ein schwarz Pfäfflein. Das brauste und lachte und schwatzte, man hörte fast nicht das Glockengebimmel, das zu einer großen Messe einlud in die Kathedrale. Diese ist eine schöne, einfache Kirche, deren buntmarmorne Façade mit jenen kurzen, über einander gebauten Säulchen geziert ist, die uns so witzig trübe ansehen. Inwendig waren Pfeiler und Wände mit rothem Tuche überkleidet, und heitere Musik ergoß sich über die wogende Menschenmenge.

Ich führte Signora Franceska am Arm, und als ich ihr beim Eintritt das Weihwasser reichte, und durch die süßfeuchte Fingerberührung unsere Seelen elektrisiert wurden, bekam ich auch zu gleicher Zeit einen elektrischen Schlag ans Bein, daſs ich vor Schreck fast hinpurzelte über die knieenden Bäuerinnen, die ganz weiß gekleidet, und mit langen Ohrringen und Halsketten von gelbem Golde belastet, in dichten Haufen den Boden bedeckten. Als ich mich umsah, erblickte ich ein ebenfalls knieendes Frauenzimmer, das sich fächerte, und hinter dem Fächer erspähte ich Mylady's kichernde Augen. Ich beugte mich zu ihr hinab, und sie hauchte mir schmachtend ins Ohr: Delightful!

Um Gotteswillen! flüsterte ich ihr zu, bleiben Sie ernsthaft, lachen Sie nicht; sonst werden wir wahrhaftig hinausgeschmissen.

Aber da half kein Bitten und Flehen. Zum Glück verstand man unsere Sprache nicht. Denn als Mylady aufstand, und uns durch das Gedränge zum Hauptaltar folgte, überließ sie sich ihren tollen Launen ohne die mindeste Rücksicht, als stünden wir allein auf den Apenninen. Sie mokierte sich über Alles, sogar die armen gemalten Bilder an den Wänden waren vor ihren Pfeilen nicht sicher.

Siehe da! rief sie, auch Lady Eva, Geborne von Rippe, wie sie mit der Schlange diskuriert! Es ist ein guter Einfall des Malers, dass er der Schlange einen menschlichen Kopf mit einem menschlichen Gesichte gab; es wäre jedoch noch weit sinnreicher gewesen, wenn er dieses Verführungsgesicht mit einem militärischen Schnurrbart verziert hätte. Sehen Sie, Doktor, dort den Engel, welcher der hochgebenedeiten Jungfrau ihren gesegneten Zustand verkündigt und dabei so ironisch lächelt? Ich weiß, was dieser Ruffiano denkt! Und diese Maria, zu deren Füßen die heilige Alliance des Morgenlandes mit Gold- und Weihrauchgaben niederkniet, sieht sie nicht aus wie die Catalani?

Signora Franceska, welche von diesem Geschwätz wegen ihrer Unkenntnis des Englischen Nichts verstand als das Wort Catalani, bemerkte hastig, dass die Dame, wovon unsre Freundin spreche, jetzt wirklich den größten Theil ihrer Renommée verloren habe. Unsre Freundin aber ließ sich nicht stören und kommentierte auch die Passionsbilder, bis zur Kreuzigung, einem überaus schönen Gemälde, worauf unter anderen drei dumme, unthätige Gesichter abgebildet waren, die dem Gottesmärtyrthum gemächlich zusahen, und von denen Mylady durchaus behauptete, es seien die bevoll-

mächtigten Kommissarien von Östreich, Russland und Frankreich. Der heilige Joseph hatte am meisten zu leiden. Sie machte die tollsten Bemerkungen über eine Flucht nach Ägypten, wo Maria mit dem Kinde auf dem Esel sitzt, während der heilige Joseph als Treiber hinterher geht. Mylady behauptete, der Maler habe eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Treiber und dem Vierfüßler darstellen wollen. Beide ließen in der That die langen Ohren ihrer melancholisch gesenkten Häupter herabhängen. — In welcher unerhörten Verlegenheit befindet sich der arme Mensch! rief Mathilde aus. Wenn er glaubt, dass der liebe Gott sich herabgelassen, sein Mitarbeiter zu sein, hat er guten Grund, sich dem Teufel zu ergeben; wenn er es nicht glaubt, ist er ein Ketzer und fährt gleichfalls zum Teufel. Welch ein schreckliches Dilemma! Desshalb senkt er so traurig das Haupt. Und sie haben das Haupt noch dazu mit einer Glorie geziert, die nicht übel einer Strahlenkrone von Hörnern gleicht. Wie das Geschick des armen Eseltreibers mir zu Herzen geht! Niemals bis auf den heutigen Tag habe ich mich in einer Kirche so tief ergriffen gefühlt.

Indessen, die alten Freskos, die zwischen den rothen Decken der Wände zum Vorschein kamen, vermochten einigermaßen mit ihrem inwohnenden

Ernste die brittische Spottlust abzuwehren. Es waren darauf Gesichter aus jener heldenmüthigen Zeit Lucca's, wovon in den Geschichtsbüchern Macchiavell's, des romantischen Sallust's, so viel die Rede ist, und deren Geist uns aus den Gesängen Dante's, des katholischen Homer's, so feurig entgegenweht. Wohl sprechen aus jenen Mienen die strengen Gefühle und barbarischen Gedanken des Mittelalters; wenn auch auf manchem stummen Jünglingsmunde das lächelnde Bekenntnis schwebt, dass damals nicht alle Rosen so ganz steinern und umflort gewesen sind, und wenn auch durch die frommgesenkten Augenwimpern mancher Madonna aus jener Zeit ein so schalkhafter Liebeswink blinzelt, als ob sie uns gern noch ein zweites Christkindlein schenken möchte. Jedenfalls ist es aber ein hoher Geist, der uns aus jenen altflorentinischen Gemälden anspricht, es ist das eigentlich Heroische, das wir auch in den marmornen Götterbildern der Alten erkennen, und das nicht, wie unsre Ästhetiker meinen, in einer ewigen Ruhe ohne Leidenschaft, sondern in einer ewigen Leidenschaft ohne Unruhe besteht. Auch durch einige spätere Ölbilder, die in dem Dome von Lucca hängen, zieht sich, vielleicht als traditioneller Nachhall, jener altflorentinische Sinn. Besonders fiel mir auf eine Hochzeit zu

Kana von einem Schüler des Andrea del Sarto, etwas hart gemalt und schroff gestaltet. Der Heiland sitzt zwischen der weichen schönen Braut und einem Pharisäer, dessen steinernes Gesetztafelgesicht sich wundert über den genialen Propheten, der sich heiter mischt in die Reihen der Heiteren, und die Gesellschaft mit Wundern regaliert, die noch größer sind als die Wunder des Moses; denn Dieser konnte, und wenn er auch noch so stark gegen den Felsen schlug, nur Wasser hervorbringen, Jener aber brauchte nur ein Wort zu sprechen, und die Krüge füllten sich alle mit dem besten Wein. Viel weicher, fast venetianisch koloriert, ist das Gemälde von einem Unbekannten, das daneben hängt, und worin der freundliche Farbenschmelz von einem durchbebenden Schmerze gar seltsam gedämpft wird. Es stellt dar, wie Maria ein Pfund Salbe nahm von ungefälschter köstlicher Narde, und damit die Füße Jesu salbte, und sie mit ihren Haaren trocknete. Christus sitzt da im Kreise seiner Jünger, ein schöner, geistreicher Gott, menschlich wehmüthig fühlt er eine schaurige Pietät gegen seinen eignen Leib, der bald so Viel dulden wird, und dem die salbende Ehre, die man den Gestorbenen erweist, schon jetzt gebührt und schon jetzt widerfährt; er lächelt gerührt hinab auf das knieende Weib, das,

getrieben von ahnender Liebesangst, jene barmherzige That verrichtet, eine That, die nie vergessen wird, so lange es leidende Menschen giebt, und die zur Erquickung aller leidenden Menschen durch die Jahrtausende duftet. Außer dem Jünger, der am Herzen Christi lag, und der auch diese That verzeichnet hat, scheint Keiner von den Aposteln ihre Bedeutung zu fühlen, und Der mit dem rothen Barte scheint sogar, wie in der Schrift steht, die verdrießliche Bemerkung zu machen: Warum ist diese Salbe nicht verkauft um dreihundert Groschen, und den Armen gegeben? Dieser ökonomische Apostel ist eben Derjenige, der den Beutel führt, die Gewohnheit der Geldgeschäfte hat ihn abgestumpft gegen alle uneigennützigen Nardendüfte der Liebe, er möchte Groschen dafür einwechseln zu einem nützlichen Zweck, und eben er, der Groschenwechsler, er war es, der den Heiland verrieth — um dreißig Silberlinge. So hat das Evangelium auch symbolisch, in der Geschichte des Bankiers unter den Aposteln, die unheimliche Verführungsmacht, die im Geldsacke lauert, offenbart, und vor der Treulosigkeit der Geschäftsleute gewarnt. Jeder Reiche ist ein Judas Ischarioth.

Sie schneiden ja ein verbissen gläubiges Gesicht, theurer Doktor, flüsterte Mylady, ich habe

Sie eben beobachtet, und, verzeihen Sie mir, wenn ich Sie etwa beleidige, Sie sahen aus wie ein guter Christ.

Unter uns gesagt, Das bin ich; ja, Christus —

Glauben Sie vielleicht ebenfalls, daß er ein Gott sei?

Das versteht sich, meine gute Mathilde. Es ist der Gott, den ich am meisten liebe — nicht weil er so ein legitimer Gott ist, dessen Vater schon Gott war und seit undenklicher Zeit die Welt beherrschte, sondern weil er, obgleich ein geborener Dauphin des Himmels, dennoch, demokratisch gesinnt, keinen höfischen Ceremonialprunk liebt, weil er kein Gott einer Aristokratie von geschorenen Schriftgelehrten und galonierten Lanzenknechten, und weil er ein bescheidener Gott des Volks ist, ein Bürger-Gott, un bon dieu citoyen. Wahrlich, wenn Christus noch kein Gott wäre, so würde ich ihn dazu wählen, und viel lieber als einem aufgezwungenen absoluten Gotte würde ich ihm gehorchen, ihm, dem Wahlgotte, dem Gotte meiner Wahl.

Kapitel VIII.

Der Erzbischof, ein ernster Greis, las selber Messe, und, ehrlich gestanden, nicht bloß ich, sondern einigermaßen auch Mylady, wir wurden heimlich berührt von dem Geiste, der in dieser heiligen Handlung wohnt, und von der Weihe des alten Mannes, der sie vollzog; — ist ja doch jeder alte Mann an und für sich ein Priester, und die Ceremonien der katholischen Messe, sind sie doch so uralt, daſs sie vielleicht das Einzige sind, was sich aus dem Kindesalter der Welt erhalten hat, und als Erinnerung an die ersten Vorfahren aller Menschen unsere Pietät in Anspruch nimmt. Sehen Sie, Mylady, sagte ich, jede Bewegung, die Sie hier erblicken, die Art des Zusammenlegens der Hände und des Ausbreitens der Arme, dieses Knixen, dieses Händewaschen, dieses Beräuchertwerden, dieser

Kelch, ja die ganze Kleidung des Mannes, von der Mitra bis zum Saume der Stola, alles Dieses ist altägyptisch und Überbleibsel eines Priesterthums, von dessen wundersamem Wesen nur die ältesten Urkunden etwas Weniges berichten, eines frühesten Priesterthums, das die Weisheit erforschte, die ersten Götter erfand, die ersten Symbole bestimmte, und die junge Menschheit —

Zuerst betrog, setzte Mylady bitteren Tones hinzu, und ich glaube, Doktor, aus dem frühesten Weltalter ist uns Nichts übrig geblieben als einige triste Formeln des Betrugs. Und sie sind noch immer wirksam. Denn sehen Sie dort die stockfinsteren Gesichter? und gar jenen Kerl, der dort auf seinen dummen Knieen liegt und mit seinem aufgesperrten Maule so ultradumm aussieht?

Um des lieben Himmels willen! begütigte ich leise, was ist daran gelegen, daß dieser Kopf so wenig von der Vernunft erleuchtet ist? Was geht Das uns an? Was irritiert Sie dabei? Sehen Sie doch täglich Ochsen, Kühe, Hunde, Esel, die eben so dumm sind, ohne daß Sie durch solchen Anblick aus Ihrem Gleichmuth aufgestört und zu unmuthigen Äußerungen angeregt werden!

Ach, Das ist was Anderes, fiel mir Mylady in die Rede, diese Bestien tragen hinten Schwänze,

und ich ärgere mich eben, daſs ein Kerl, der eben so bestialisch dumm ist, dennoch hinten keinen Schwanz hat.

Ja, Das ist was Andres, Mylady.

Kapitel IX.

Nach der Messe gab's noch Allerlei zu schauen und zu hören, besonders die Predigt eines großen vierstämmigen Mönchs, dessen befehlend kühnes altrömisches Gesicht gegen die grobe Bettelkutte gar wundersam abstach, so daß der Mann aussah wie ein Imperator der Armuth. Er predigte von Himmel und Hölle, und gerieth zuweilen in die wüthendste Begeisterung. Seine Schilderung des Himmels war ein bischen barbarisch überladen, und es gab da viel Gold, Silber, Edelsteine, köstliche Speisen, und Weine von den besten Jahrgängen; dabei machte er ein so verklärt schlürfendes Gesicht, und er schob sich vor Wonne in der Kutte hin und her, wenn er unter den Englein mit weißen Flüglein sich selber dachte als ein Englein mit weißen Flüglein. Minder ergötzlich, ja sogar sehr praktisch

ernsthaft war seine Schilderung der Hölle. Hier war der Mann weit mehr in seinem Elemente. Er eiferte besonders über die Sünder, die nicht mehr so recht christlich ans alte Feuer der Hölle glauben, und sogar wähnen, sie habe sich in neuerer Zeit etwas abgekühlt und werde nächstens ganz und gar erlöschen. „Und wäre auch," rief er, „die Hölle am Erlöschen, so würde ich, ich mit meinem Athem die letzten glimmenden Kohlen wieder anfachen, dass sie wieder auflodern sollten zu ihrer alten Flammengluth." Hörte man nun die Stimme, die gleich dem Nordwind diese Worte hervorheulte, sah man dabei das brennende Gesicht, den rothen, büffelstarken Hals und die gewaltigen Fäuste des Mannes, so hielt man jene höllische Drohung für keine Hyperbel.

I like this man, sagte Mylady.

Da haben Sie Recht, antwortete ich, auch mir gefällt er besser als mancher unserer sanften, homöopathischen Seelenärzte, die $1/_{10000}$ Vernunft in einen Eimer Moralwasser schütten, und uns damit des Sonntags zur Ruhe predigen.

Ja, Doktor, für seine Hölle habe ich Respekt; aber zu seinem Himmel hab' ich kein rechtes Vertrauen; wie ich mich denn überhaupt in Ansehung des Himmels schon sehr früh in geheimen Zweifel

verfing. Als ich noch klein war, in Dublin, lag ich oft auf dem Rücken im Gras, und sah in den Himmel, und dachte nach, ob wohl der Himmel wirklich so viele Herrlichkeiten enthalten mag, wie man davon rühmt. Aber, dacht' ich, wie kommt's, daſs von diesen Herrlichkeiten niemals Etwas herunterfällt, etwa ein brillantener Ohrring oder eine Schnur Perlen oder wenigstens ein Stückchen Ananaskuchen, und daſs immer nur Hagel oder Schnee oder gewöhnlicher Regen uns von oben herabbescheert wird? Das ist nicht ganz richtig, dacht' ich —

Warum sagen Sie Das, Mylady? Warum diese Zweifel nicht lieber verschweigen? Ungläubige, die keinen Himmel glauben, sollten nicht Proselyten machen; minder tadelnswerth, sogar lobenswerth ist die Proselytenmacherei derjenigen Leute, die einen süperben Himmel haben, und dessen Herrlichkeiten nicht selbstsüchtig allein genieſsen wollen, und deſshalb ihre Nebenmenschen einladen, dran Theil zu nehmen, und sich nicht eher zufrieden geben, bis diese ihre gütige Einladung angenommen.

Ich habe mich aber immer gewundert, Doktor, daſs manche reiche Leute dieser Gattung, die wir als Präsidenten, Vicepräsidenten oder Sekretäre von Bekehrungsgesellschaften eifrigst bemüht sehen, etwa

einen alten verschimmelten Betteljuden himmelfähig zu machen und seine einstige Genossenschaft im Himmelreich zu erwerben, dennoch nie dran denken, ihn schon jetzt auf Erden an ihren Genüssen Theil nehmen zu lassen, und ihn z. B. nie des Sommers auf ihre Landhäuser einladen, wo es gewiss Leckerbissen giebt, die dem armen Schelm eben so gut schmecken würden, als genösse er sie im Himmel selbst.

Das ist erklärlich, Mylady, die himmlischen Genüsse kosten sie Nichts, und es ist ein doppeltes Vergnügen, wenn wir so wohlfeilerweise unsre Nebenmenschen beglücken können. Zu welchen Genüssen aber kann der Ungläubige Jemanden einladen?

Zu Nichts, Doktor, als zu einem langen ruhigen Schlafe, der aber zuweilen für einen Unglücklichen sehr wünschenswerth sein kann, besonders wenn er vorher mit zudringlichen Himmelseinladungen gar zu sehr geplagt worden.

Dieses sprach das schöne Weib mit stechend bitteren Accenten, und nicht ganz ohne Ernst antwortete ich ihr: Liebe Mathilde, bei meinen Handlungen auf dieser Welt kümmert mich nicht einmal die Existenz von Himmel und Hölle, ich bin zu groß und zu stolz, als dass der Geiz nach himmlischen Belohnungen, oder die Furcht vor höllischen

Strafen mich leiten sollten. Ich strebe nach dem Guten, weil es schön ist und mich unwiderstehlich anzieht, und ich verabscheue das Schlechte, weil es häßlich und mir zuwider ist. Schon als Knabe, wenn ich den Plutarch las — und ich lese ihn noch jetzt alle Abend im Bette und möchte dabei manchmal aufspringen und gleich Extrapost nehmen und ein großer Mann werden — schon damals gefiel mir die Erzählung von dem Weibe, das durch die Straßen Alexandriens schritt, in der einen Hand einen Wasserschlauch, in der andern eine brennende Fackel tragend, und den Menschen zurief, daß sie mit dem Wasser die Hölle auslöschen und mit der Fackel den Himmel in Brand stecken wolle, damit das Schlechte nicht mehr aus Furcht vor Strafe unterlassen und das Gute nicht mehr aus Begierde nach Belohnung ausgeübt werde. Alle unsre Handlungen sollen aus dem Quell einer uneigennützigen Liebe hervorsprudeln, gleichviel ob es eine Fortdauer nach dem Tode giebt oder nicht.

Sie glauben also auch nicht an Unsterblichkeit?

O Sie sind schlau, Mylady! Ich daran zweifeln? Ich, dessen Herz in die entferntesten Jahrtausende der Vergangenheit und der Zukunft immer tiefer und tiefer Wurzel schlägt, ich, der ich selbst einer der ewigsten Menschen bin, jeder Athemzug

ein ewiges Leben, jeder Gedanke ein ewiger Stern – ich sollte nicht an Unsterblichkeit glauben?

Ich denke, Doktor, es gehört eine beträchtliche Portion Eitelkeit und Anmaßung dazu, nachdem wir schon so viel Gutes und Schönes auf dieser Erde genossen, noch obendrein vom lieben Gott die Unsterblichkeit zu verlangen! Der Mensch, der Aristokrat unter den Thieren, der sich besser dünkt, als alle seine Mitgeschöpfe, möchte sich auch dieses Ewigkeitsvorrecht am Throne des Weltkönigs durch höfische Lob- und Preisgesänge und knieendes Bitten auswirken. — O, ich weiß, was dieses Zucken mit den Lippen bedeutet, unsterblicher Herr!

Kapitel X.

Signora bat uns, mit ihr nach dem Kloster zu gehn, worin das wunderthätige Kreuz, das Merkwürdigste in ganz Toskana, bewahrt wird. Und es war gut, dass wir den Dom verließen, denn Mylady's Tollheiten würden uns doch zuletzt in Verlegenheiten gestürzt haben. Sie sprudelte von witziger Laune; lauter lieblich närrische Gedanken, so übermüthig wie junge Kätzchen, die in der Maisonne herumspringen. Am Ausgang des Doms tunkte sie den Zeigefinger dreimal ins Weihwasser, besprengte sich jedesmal und murmelte: Dem Zefardeyim Kinnim, welches nach ihrer Behauptung die arabische Formel ist, womit die Zauberinnen einen Menschen in einen Esel verwandeln.

Auf der Piazza vor dem Dome manövrierte eine Menge Militär, beinah ganz östreichisch uni-

formiert und nach deutschem Kommando. Wenigstens hörte ich die deutschen Worte: Präsentiert's Gewehr! Fuß Gewehr! Schultert's Gewehr! Rechtsum! Halt! Ich glaube, bei allen Italiänern, wie noch bei einigen andern europäischen Völkern, wird auf Deutsch kommandiert. Sollen wir Deutschen uns Etwas darauf zu Gute thun? Haben wir in der Welt so Viel zu befehlen, daſs das Deutsche sogar die Sprache des Befehlens geworden? Oder wird uns so Viel befohlen, daſs der Gehorsam am besten die deutsche Sprache versteht?

Mylady scheint von Paraden und Revüen keine Freundin zu sein. Sie zog uns mit ironischer Furchtsamkeit von dannen. Ich liebe nicht, sprach sie, die Nähe von solchen Menschen mit Säbeln und Flinten, besonders wenn sie in großer Anzahl, wie bei außerordentlichen Manövern, in Reih' und Glied aufmarschieren. Wenn nun Einer von diesen Tausenden plötzlich verrückt wird, und mit der Waffe, die er schon in der Hand hat, mich auf der Stelle niedersticht? Oder wenn er gar plötzlich vernünftig wird und nachdenkt: „Was hast du zu riskieren? zu verlieren? selbst wenn sie dir das Leben nehmen? Mag auch jene andre Welt, die uns nach dem Tode versprochen wird, nicht so ganz brillant sein, wie man sie rühmt, mag sie

noch so schlecht sein, weniger als man dir jetzt giebt, weniger als sechs Kreuzer per Tag, kann man dir auch dort nicht geben — drum mach' dir den Spaß und erstich jene kleine Engländerin mit der impertinenten Nase!" Bin ich da nicht in der größten Lebensgefahr? Wenn ich König wäre, so würde ich meine Soldaten in zwei Klassen theilen. Die Einen ließe ich an Unsterblichkeit glauben, um in der Schlacht Muth zu haben und den Tod nicht fürchten, und ich würde sie bloß im Kriege gebrauchen. Die Andern aber würde ich zu Paraden und Revüen bestimmen, und damit es ihnen nie in den Sinn komme, daſs sie nichts riskieren, wenn sie des Spaßes wegen Jemanden umbrächten, so würde ich ihnen bei Todesstrafe verbieten, an Unsterblichkeit zu glauben, ja, ich würde ihnen sogar noch etwas Butter zu ihrem Kommiſsbrod geben, damit sie das Leben recht lieb gewinnen. Ersteren hingegen, jenen unsterblichen Helden, würde ich das Leben sehr sauer machen, damit sie es recht verachten lernen und die Mündung der Kanonen für einen Eingang in eine bessere Welt ansehen.

Mylady, sprach ich, Sie wären ein schlechter Regent. Sie wissen wenig vom Regieren, und von der Politik verstehen Sie gar Nichts. Hätten Sie die politischen Annalen gelesen —

Ich verstehe Dergleichen vielleicht besser als Sie, theurer Doktor. Schon früh suchte ich mich darüber zu unterrichten. Als ich noch klein war, in Dublin —

Und auf dem Rücken lag im Gras — und nachdachte, oder auch nicht, wie in Ramsgate —

Ein Blick, wie leiser Vorwurf der Undankbarkeit, fiel aus Mylady's Augen, dann aber lachte sie wieder, und fuhr fort: Als ich noch klein war, in Dublin, und auf einem Eckchen von dem Schemel sitzen konnte, worauf Mutters Füße ruhten, da hatte ich immer Allerlei zu fragen, was die Schneider, die Schuster, die Bäcker, kurz was die Leute in der Welt zu thun haben? Und die Mutter erklärte dann: Die Schneider machen Kleider, die Schuster machen Schuhe, die Bäcker backen Brot — Und als ich nun frug: Was thun denn die Könige? da gab die Mutter zur Antwort: Die regieren. Weißt du wohl, liebe Mutter, sagte ich da, wenn ich König wäre, so würde ich mal einen ganzen Tag gar nicht regieren, bloß um zu sehen, wie es dann in der Welt aussieht. Liebes Kind, antwortete die Mutter, Das thun auch manche Könige, und es sieht auch dann danach aus.

Wahrhaftig, Mylady, Ihre Mutter hatte Recht. Besonders hier in Italien giebt es solche

Könige, und man merkt es wohl in Piemont und Neapel —

Aber, lieber Doktor, es ist so einem italiänischen König nicht zu verargen, wenn er manchen Tag gar nicht regiert, wegen der allzugroßen Hitze. Es ist nur zu befürchten, dass die Carbonari so einen Tag benutzen möchten; denn in der neuesten Zeit ist es mir besonders aufgefallen, dass die Revolutionen immer an solchen Tagen ausgebrochen sind, wo nicht regiert wurde. Irrten sich einmal die Carbonari, und glaubten sie, es wäre so ein unregierter Tag, und gegen alle Erwartung wurde dennoch regiert, so verloren sie die Köpfe. Die Carbonari können daher nie vorsichtig genug sein, und müssen sich genau die rechte Zeit merken. Dagegen aber ist es die höchste Politik der Könige, dass sie es ganz geheim halten, an welchen Tagen sie nicht regieren, dass sie sich an solchen Tagen wenigstens einigemal auf den Regierstuhl setzen und etwa Federn schneiden oder Briefkouverts versiegeln oder weiße Blätter liniieren, Alles zum Schein, damit das Volk draußen, das neugierig in die Fenster des Palais hineinguckt, ganz sicher glaube, es werde regiert.

Während solche Bemerkungen aus Mylady's feinem Mündchen hervorgaukelten, schwamm eine

lächelnde Zufriedenheit um die vollen Rosenlippen Franceska's. Sie sprach wenig. Ihr Gang war jedoch nicht mehr so seufzend entsagungsselig wie am verflossenen Abend, sie trat vielmehr siegreich einher, jeder Schritt ein Trompetenton; es war indessen mehr ein geistlicher Sieg als ein weltlicher, der sich in ihren Bewegungen kund gab, sie war fast das Bild einer triumphierenden Kirche, und um ihr Haupt schwebte eine unsichtbare Glorie. Die Augen aber, wie aus Thränen hervorlachend, waren wieder ganz weltkindlich, und in dem bunten Menschenstrom, der uns vorbeifluthete, ist auch kein einziges Kleidungsstück ihrem Forscherblick entgangen. Ecco! war dann ihr Ausruf, welcher Shawl! der Marchese soll mir eben solchen Kaschemir zu einem Turban kaufen, wenn ich die Roxelane tanze. Ach! er hat mir auch ein Kreuz mit Diamanten versprochen!

Armer Gumpelino! zu dem Turbane wirst du dich leicht verstehen, jedoch das Kreuz wird dir noch manche saure Stunde machen; aber Signora wird dich so lange quälen und auf die Folter spannen, bis du dich endlich dazu bequemst.

Kapitel XI.

Die Kirche, worin das wunderthätige Kreuz von Lucca zu sehen ist, gehört zu einem Kloster, dessen Namen mir diesen Augenblick nicht im Gedächtnisse.

Bei unserem Eintritt in die Kirche lagen vor dem Hauptaltare ein Dutzend Mönche auf den Knieen, in schweigendem Gebet. Nur dann und wann, wie im Chor, sprachen sie einige abgebrochene Worte, die in den einsamen Säulengängen etwas schauerlich wiederhallten. Die Kirche war dunkel, nur durch kleine gemalte Fenster fiel ein buntes Licht auf die kahlen Häupter und braunen Kutten. Glanzlose Kupferlampen beleuchteten spärlich die geschwärzten Freskos und Altarbilder, aus den Wänden traten hölzerne Heiligenköpfe, grell bemalt und bei dem zweifelhaften Lichte wie leben-

dig grinsend — Mylady schrie laut auf, und zeigte zu unseren Füßen einen Grabstein, worauf in Relief das starre Bild eines Bischofs mit Mitra und Hirtenstab, gefaltenen Händen und abgetretener Nase. Ach! flüsterte sie, ich selbst trat ihm unsanft auf die steinerne Nase, und nun wird er mir diese Nacht im Traume erscheinen, und da giebt's eine Nase.

Der Sakristan, ein bleicher, junger Mönch, zeigte uns das wunderthätige Kreuz, und erzählte dabei die Mirakel, die es verrichtet. Launisch, wie ich bin, habe ich vielleicht kein ungläubiges Gesicht dazu gemacht; ich habe dann und wann Anfälle von Wunderglauben, besonders wo, wie hier, Ort und Stunde denselben begünstigt. Ich glaube dann, dass Alles in der Welt ein Wunder sei, und die ganze Weltgeschichte eine Legende. War ich angesteckt von dem Wunderglauben Franceska's, die das Kreuz mit wilder Begeisterung küsste? Verdrießlich wurde mir die eben so wilde Spottlust der witzigen Brittin. Vielleicht verletzte mich solche um so mehr, da ich mich selbst nicht davon frei fühlte, und sie keineswegs als etwas Lobenswerthes erachtete. Es ist nun mal nicht zu leugnen, dass die Spottlust, die Freude am Widerspruch der Dinge, etwas Bösartiges in sich trägt, statt

daſs der Ernſt mehr mit den beſſeren Gefühlen verwandt iſt — die Tugend, der Freiheitsſinn und die Liebe ſelbſt ſind ſehr ernſthaft. Indeſſen, es giebt Herzen, worin Scherz und Ernſt, Böſes und Heiliges, Gluth und Kälte ſich ſo abenteuerlich verbinden, daſs es ſchwer wird darüber zu urtheilen. Ein ſolches Herz ſchwamm in der Bruſt Mathildens; manchmal war es eine frierende Eisinſel, aus deren glattem Spiegelboden die ſehnſüchtig glühendſten Palmenwälder hervorblühten, manchmal war es wieder ein enthuſiaſtiſch flammender Vulkan, der plötzlich von einer lachenden Schneelawine überſchüttet wird. Sie war durchaus nicht ſchlecht bei all ihrer Ausgelaſſenheit, nicht einmal ſinnlich; ja, ich glaube von der Sinnlichkeit hatte ſie nur die witzige Seite aufgefaſſt, und ergötzte ſich daran wie an einem närriſchen Puppenſpiele. Es war ein humoriſtiſches Gelüſte, eine ſüße Neugier, wie ſich der oder jener bunte Kauz in verliebten Zuſtänden gebärden würde. Wie ganz anders war Franceska! In ihren Gedanken und Gefühlen war eine katholiſche Einheit. Am Tage war ſie ein ſchmachtend blaſſer Mond, des Nachts war ſie eine glühende Sonne — Mond meiner Tage! Sonne meiner Nächte! ich werde dich niemals wiederſehen

Sie haben Recht, sagte Mylady, ich glaube auch an die Wunderthätigkeit eines Kreuzes. Ich bin überzeugt, wenn der Marchese an den Brillanten des versprochenen Kreuzes nicht zu sehr knickert, so bewirkt er gewiss bei Signora ein brillantes Wunder; sie wird am Ende noch so sehr davon geblendet werden, dass sie sich in seine Nase verliebt. Auch habe ich oft gehört von der Wunderthätigkeit einiger Ordenskreuze, die einen ehrlichen Mann zum Schufte machen konnten.

So spöttelte die hübsche Frau über Alles, sie kokettierte mit dem armen Sakristan, machte dem Bischof mit der abgetretenen Nase noch drollige Exküsen, wobei sie sich seinen etwaigen Gegenbesuch höflichst verbat, und als wir an den Weihkessel gelangten, wollte sie mich durchaus wieder in einen Esel verwandeln.

War es nun wirkliche Stimmung, die der Ort einflößte, oder wollte ich diesen Spaß, der mich im Grunde verdross, so scharf als möglich ablehnen, genug, ich warf mich in das gehörige Pathos und sprach:

Mylady, ich liebe keine Religionsverächterinnen. Schöne Frauen, die keine Religion haben, sind wie Blumen ohne Duft; sie gleichen jenen kalten, nüchternen Tulpen, die uns aus ihren chine-

sischen Porzellantöpfen so porzellanhaft ansehen, und wenn sie sprechen könnten, uns gewiss auseinandersetzen würden, wie sie ganz natürlich aus einer Zwiebel entstanden sind, wie es hinreichend sei, wenn man hienieden nur nicht übel riecht, und wie übrigens, was den Duft betrifft, eine vernünftige Blume gar keines Duftes bedarf.

Schon bei dem Worte Tulpe gerieth Mylady in die heftigsten Bewegungen, und während ich sprach, wirkte ihre Idiosynkrasie gegen diese Blume so stark, dass sie sich verzweiflungsvoll die Ohren zuhielt. Zur Hälfte war es wohl Komödie, zur Hälfte aber auch wohl pikirter Ernst, dass sie mich mit bitterem Blicke ansah und aus Herzensgrund spottscharf mich frug: Und Sie, theure Blume, welche von den vorhandenen Religionen haben Sie?

Ich, Mylady, ich habe sie alle, der Duft meiner Seele steigt in den Himmel und betäubt selbst die ewigen Götter.

Kapitel XII.

Indem Signora unser Gespräch, das wir größtentheils auf Englisch führten, nicht verstehen konnte, gerieth sie, Gott weiß wie! auf den Gedanken, wir stritten über die Vorzüglichkeit unserer respektiven Landsleute. Sie lobte nun die Engländer eben so wie die Deutschen, obgleich sie im Herzen die Ersteren für nicht klug und die Letzteren für dumm hielt. Sehr schlecht dachte sie von den Preußen, deren Land nach ihrer Geographie noch weit über England und Deutschland hinausliegt, besonders schlecht dachte sie vom Könige von Preußen, dem großen Federigo, den ihre Feindin, Signora Serafina, in ihrem Benefizballett voriges Jahr getanzt hatte; wie denn, sonderbar genug, dieser König, nämlich Friedrich der Große, auf den italiänischen Theatern und im Gedächtnisse des italiänischen Volks noch immer lebt.

Nein, sagte Mylady, ohne auf Signora's süßes Gekose hinzuhören, nein, diesen Menschen braucht man nicht erst in einen Esel zu verwandeln; nicht nur, dass er jede zehn Schritte seine Gesinnung wechselt, und sich beständig widerspricht, wird er jetzt sogar ein Bekehrer, und ich glaube gar, er ist ein verkappter Jesuit. Ich muss, meiner Sicherheit wegen, jetzt devote Gesichter schneiden, sonst giebt er mich an bei seinen Mitheuchlern in Christo, bei den heiligen Inquisitionsdilettanten, die mich in effigie verbrennen, da ihnen die Polizei noch nicht erlaubt, die Personen selbst ins Feuer zu werfen. Ach, ehrwürdiger Herr! glauben Sie nur nicht, dass ich so klug sei, wie ich aussehe, es fehlt mir durchaus nicht an Religion, ich bin keine Tulpe, bei Leibe keine Tulpe, nur um des Himmels willen keine Tulpe, ich will lieber Alles glauben! Ich glaube jetzt schon das Hauptsächlichste, was in der Bibel steht, ich glaube, dass Abraham den Isaak, und Isaak den Jacob, und Jakob wieder den Juda gezeugt hat, so wie auch, dass Dieser wieder seine Schnur Thamar auf der Landstraße erkannt hat. Ich glaube auch, dass Loth mit seinen Töchtern zu Viel getrunken. Ich glaube, dass die Frau des Potiphar den Rock des frommen Joseph's in Händen behalten. Ich glaube, dass die

beiden Alten, die Susannen im Bade überraschten, sehr alt gewesen sind. Außerdem glaub' ich noch, daſs der Erzvater Jakob erst seinen Bruder und dann seinen Schwiegervater betrogen, daſs König David dem Uria eine gute Anstellung bei der Armee gegeben, daſs Salomo sich tausend Weiber angeschafft und nachher gejammert, es sei Alles eitel. Auch an die zehn Gebote glaube ich, und halte sogar die meisten; ich lass' mich nicht gelüsten meines Nächsten Ochsen, noch seiner Magd, noch seiner Kuh, noch seines Esels. Ich arbeite nicht am Sabbath, dem siebenten Tage, wo Gott geruht; ja, aus Vorsicht, da man nicht mehr genau weiß, welcher diese siebente Ruhetag war, thue ich oft die ganze Woche Nichts. Was aber gar die Gebote Christi betrifft, so übte ich immer das wichtigste, nämlich daſs man sogar seine Feinde lieben soll — denn ach! diejenigen Menschen, die ich am meisten geliebt habe, waren immer, ohne daſs ich es wuſste, meine schlimmsten Feinde.

Um Gottes willen, Mathilde, weinen Sie nicht! rief ich, als wieder ein Ton der schmerzhaftesten Bitterkeit aus der heitersten Neckerei, wie eine Schlange aus einem Blumenbeete, hervorschoſs. Ich kannte ja diesen Ton, wobei das witzige Krystallherz der wunderbaren Frau zwar immer

gewaltig, aber nicht lange erzitterte, und ich wusste, dass er eben so leicht, wie er entsteht, auch wieder verscheucht wird durch die erste, beste lachende Bemerkung, die man ihr mittheilte, oder die ihr selbst durch den Sinn flog. Während sie, gelehnt an das Portal des Klosterhofes, die glühende Wange an die kalten Steine presste, und sich mit ihren langen Haaren die Thränenspur aus den Augen wischte, suchte ich ihre gute Laune wieder zu erwecken, indem ich in ihrer eigenen Spottweise die arme Franceska zu mystificieren suchte, und ihr die wichtigsten Nachrichten mittheilte über den siebenjährigen Krieg, der sie so sehr zu interessieren schien, und den sie noch immer unbeendigt glaubte. Ich erzählte ihr viel Interessantes von dem großen Federigo, dem witzigen Kamaschengott von Sanssouci, der die preußische Monarchie erfunden, und in seiner Jugend recht hübsch die Flöte blies, und auch französische Verse gemacht hat. Franceska frug mich, ob die Preußen oder die Deutschen siegen werden? Denn, wie schon oben bemerkt, sie hielt Erstere für ein ganz anderes Volk, und es ist auch gewöhnlich, dass in Italien unter dem Namen Deutsche nur die Östreicher verstanden werden. Signora wunderte sich nicht wenig, als ich ihr sagte, dass ich selbst lange Zeit in der Capitale della Prussia gelebt

habe, nämlich in Berlino, einer Stadt, die ganz oben in der Geographie liegt, unfern vom Eispol. Sie schauderte, als ich ihr die Gefahren schilderte, denen man dort zuweilen ausgesetzt ist, wenn Einem die Eisbären auf der Straße begegnen. Denn, liebe Franceska, erklärte ich ihr, in Spitzbergen liegen gar zu viele Bären in Garnison, und diese kommen zuweilen auf einen Tag nach Berlin, um etwa aus Patriotismus den Bär und den Bassa zu sehen, oder einmal bei Beyermann im Café royal, gut zu essen und Champagner zu trinken, was ihnen oft mehr Geld kostet, als sie mitgebracht; in welchem Falle einer von den Bären solange dort angebunden wird, bis seine Kameraden zurückkehren und bezahlen, woher auch der Ausdruck „einen Bären anbinden" entstanden ist. Viele Bären wohnen in der Stadt selbst, ja man sagt, Berlin verdanke seine Entstehung den Bären, und hieße eigentlich Bärlin. Die Stadtbären sind aber übrigens sehr zahm und einige darunter so gebildet, dass sie die schönsten Tragödien schreiben und die herrlichste Musik komponieren. Die Wölfe sind dort ebenfalls häufig, und da sie der Kälte wegen Warschauer Schafpelze tragen, sind sie nicht so leicht zu erkennen. Schneegänse flattern dort umher und singen Bravourarien, und Rennthiere rennen da

herum als Kunstkenner. Übrigens leben die Berliner sehr mäßig und fleißig, und die meisten sitzen bis am Nabel im Schnee und schreiben Dogmatiken, Erbauungsbücher, Religionsgeschichten für Töchter gebildeter Stände, Katechismen, Predigten für alle Tage im Jahr, Elohagedichte, und sind dabei sehr moralisch, denn sie sitzen bis am Nabel im Schnee.

Sind die Berliner denn Christen? rief Signora voller Verwunderung.

Es hat eine eigne Bewandtnis mit ihrem Christenthum. Dieses fehlt ihnen im Grunde ganz und gar, und sie sind auch viel zu vernünftig, um es ernstlich auszuüben. Aber da sie wissen, dass das Christenthum im Staate nöthig ist, damit die Unterthanen hübsch demüthig gehorchen, und auch außerdem nicht zu viel gestohlen und gemordet wird, so suchen sie mit großer Beredtsamkeit wenigstens ihre Nebenmenschen zum Christenthume zu bekehren, sie suchen gleichsam Remplaçants in einer Religion, deren Aufrechthaltung sie wünschen, und deren strenge Ausübung ihnen selbst zu mühsam wird. In dieser Verlegenheit benutzen sie den Diensteifer der armen Juden, Diese müssen jetzt für sie Christen werden, und da dieses Volk für Geld und gute Worte Alles aus sich machen lässt, so haben

sich die Juden schon so ins Christenthum hinein-exerciert, dass sie ordentlich schon über Unglauben schreien, auf Tod und Leben die Dreieinigkeit verfechten, in den Hundstagen sogar daran glauben, gegen die Rationalisten wüthen, als Missionäre und Glaubensspione im Lande herumschleichen und erbauliche Traktätchen verbreiten, in den Kirchen am besten die Augen verdrehen, die scheinheiligsten Gesichter schneiden, und mit so viel hohem Beifalle frömmeln, dass sich schon hie und da der Gewerbsneid regt, und die älteren Meister des Handwerks schon heimlich klagen, das Christenthum sei jetzt ganz in den Händen der Juden.

Kapitel XIII.

Wenn mich Signora nicht verstand, so wirst du, lieber Leser, mich gewiss besser verstehen. Auch Mylady verstand mich, und dies Verständnis weckte wieder ihre gute Laune. Doch als ich — ich weiß nicht mehr, ob mit ernsthaftem Gesichte — der Meinung beipflichten wollte, dass das Volk einer bestimmten Religion bedürfe, konnte sie wieder nicht umhin, mir in ihrer Weise entgegen zu streiten.

Das Volk muss eine Religion haben! rief sie. Eifrig höre ich diesen Satz predigen von tausend dummen und abertausend scheinheiligen Lippen —

Und dennoch ist es wahr, Mylady. Wie die Mutter nicht alle Fragen des Kindes mit der Wahrheit beantworten kann, weil seine Fassungskraft es nicht erlaubt, so muss auch eine positive Religion, eine Kirche vorhanden sein, die alle übersinnlichen

Fragen des Volks, seiner Fassungskraft gemäß, recht sinnlich bestimmt beantworten kann.

O weh! Doktor, eben Ihr Gleichnis bringt mir eine Geschichte ins Gedächtnis, die am Ende nicht günstig für Ihre Meinung sprechen würde. Als ich noch klein war, in Dublin —

Und auf dem Rücken lag —

Aber, Doktor, man kann doch mit Ihnen kein vernünftig Wort sprechen. Lächeln Sie nicht so unverschämt, und hören Sie! Als ich noch klein war, in Dublin, und zu Mutters Füßen saß, frug ich sie einst, was man mit den alten Vollmonden anfange? Liebes Kind, sagte die Mutter, die alten Vollmonde schlägt der liebe Gott mit dem Zuckerhammer in Stücke, und macht daraus die kleinen Sterne. Man kann der Mutter diese offenbar falsche Erklärung nicht verdenken, denn mit den besten astronomischen Kenntnissen hätte sie doch nicht vermocht, mir das ganze Sonne-, Mond- und Sternesystem aus einander zu setzen, und die übersinnlichen Fragen beantwortete sie sinnlich bestimmt. Es wäre aber doch besser gewesen, sie hätte die Erklärung für ein reiferes Alter verschoben, oder wenigstens keine Lüge ausgedacht. Denn als ich mit der kleinen Lucie zusammen kam und der Vollmond am Himmel stand, und ich ihr erklärte, wie

man bald kleine Sterne draus machen werde, lachte sie mich aus, und sagte, daſs ihre Großmutter, die alte O'Meara ihr erzählt habe, die Vollmonde würden in der Hölle als Feuermelonen verzehrt, und da man dort keinen Zucker habe, müsse man Pfeffer und Salz drauf streuen. Hatte Lucie vorher über meine Meinung, die etwas naiv evangelisch war, mich ausgelacht, so lachte ich noch mehr über ihre düster katholische Ansicht, vom Auslachen kam es zum ernsten Streit, wir pufften uns, wir kratzten uns blutig, wir bespuckten uns polemisch, bis der kleine O'Donnell aus der Schule kam und uns auseinander riſs. Dieser Knabe hatte dort besseren Unterricht in der Himmelskunde genossen, verstand sich auf Mathematik, und belehrte uns ruhig über unsere beiderseitigen Irrthümer und die Thorheit unseres Streits. Und was geschah? Wir beiden Mädchen unterdrückten vor der Hand unseren Meinungsstreit, und vereinigten uns gleich, um den kleinen ruhigen Mathematikus durchzuprügeln.

Mylady, ich bin verdrießlich, denn Sie haben Recht. Aber es ist nicht zu ändern, die Menschen werden immer streiten über die Vorzüglichkeit derjenigen Religionsbegriffe, die man ihnen früh beigebracht, und der Vernünftige wird immer doppelt

zu leiden haben. Einst war es freilich anders, da ließ sich Keiner einfallen, die Lehre und die Feier seiner Religion besonders anzupreisen, oder gar sie Jemanden aufzubringen. Die Religion war eine liebe Tradition, heilige Geschichten, Erinnerungsfeier und Mysterien, überliefert von den Vorfahren, gleichsam Familiensakra des Volks, und einem Griechen wäre es ein Greuel gewesen, wenn ein Fremder, der nicht von seinem Geschlechte, eine Religionsgenossenschaft mit ihm verlangt hätte; noch mehr würde er es für eine Unmenschlichkeit gehalten haben, irgend Jemand durch Zwang oder List dahinzubringen, seine angeborene Religion aufzugeben und eine fremde dafür anzunehmen. Da kam aber ein Volk aus Ägypten, dem Vaterland der Krokodile und des Priesterthums, und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren brachte es auch eine sogenannte positive Religion mit, eine sogenannte Kirche, ein Gerüste von Dogmen, an die man glauben, und heiligen Ceremonien, die man feiern mußte, ein Vorbild der späteren Staatsreligionen. Nun entstand die „Menschenmäkelei“ das Proselytenmachen, der Glaubenszwang, und all' jene heiligen Greuel, die dem Menschengeschlechte so viel Blut und Thränen gekostet.

Goddamn! dieses Urübelvolk!

O, Mathilde, es ist längst verdammt, und schleppt seine Verdammnisqualen durch die Jahrtausende. O, dieses Ägypten! seine Fabrikate trotzen der Zeit, seine Pyramiden stehen noch immer unerschütterlich, seine Mumien sind noch so unzerstörbar wie sonst, und eben so unverwüstlich ist jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchstabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeschichte, ein Gespenst, das zu seinem Unterhalte mit Wechseln und alten Hosen handelt — Sehen Sie, Mylady, dort jenen alten Mann mit dem weißen Barte, dessen Spitze sich wieder zu schwärzen scheint, und mit den geisterhaften Augen —

Sind dort nicht die Ruinen der alten Römergräber?

Ja, eben da sitzt der alte Mann, und vielleicht, Mathilde, verrichtet er eben sein Gebet, ein schauriges Gebet, worin er seine Leiden bejammert, und Völker anklagt, die längst von der Erde verschwunden sind und nur noch in Ammenmärchen leben — er aber, in seinem Schmerze, bemerkt kaum, daſs er auf den Gräbern derjenigen Feinde sitzt, deren Untergang er vom Himmel erfleht.

Kapitel XIV.

Ich sprach im vorigen Kapitel von den positiven Religionen nur insofern sie als Kirchen, unter dem Namen Staatsreligionen, noch besonders vom Staate privilegiert werden. Es giebt aber eine fromme Dialektik, lieber Leser, die dir aufs bündigste beweisen wird, daſs ein Gegner des Kirchthums einer solchen Staatsreligion auch ein Feind der Religion und des Staats sei, ein Feind Gottes und des Königs oder, wie die gewöhnliche Formel lautet, ein Feind des Throns und des Altars. Ich aber sage dir, Das ist eine Lüge, ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Interessen des Staates. Wenn ich auch dem Anthropomorphismus nicht sonderlich huldige, so glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes, und wenn auch die Könige so thöricht

sind, dem Geiste des Volks zu widerstreben, oder gar so unedel sind, die Organe desselben durch Zurücksetzungen und Verfolgungen zu kränken: so bleibe ich doch meiner tiefsten Überzeugung nach ein Anhänger des Königthums, des monarchischen Princips. Ich hasse nicht den Thron, sondern nur das windige Adelgeziefer, das sich in die Ritzen der alten Throne eingenistet, und dessen Charakter uns Montesquieu so genau schildert mit den Worten: „Ehrgeiz im Bunde mit dem Müßiggange, die Gemeinheit im Bunde mit dem Hochmuthe, die Begierde, sich zu bereichern ohne Arbeit, die Abneigung gegen die Wahrheit, die Schmeichelei, der Verrath, die Treulosigkeit, der Wortbruch, die Verachtung der Bürgerpflichten, die Furcht vor Fürstentugend und das Interesse an Fürstenlaster!“ Ich hasse nicht den Altar, sondern ich hasse die Schlangen, die unter dem Gerülle der alten Altäre lauern; die argklugen Schlangen, die unschuldig wie Blumen zu lächeln wissen, während sie heimlich ihr Gift spritzen in den Kelch des Lebens, und Verleumdung zischen in das Ohr des frommen Beters, die gleißenden Würmer mit weichen Worten —

Mel in ore, verba lactis,
Fel in corde, fraus in factis.

Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin, hasse ich jene Mißgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeschöpf, das aus der Buhlschaft der weltlichen und der geistlichen Macht entstanden, jenes Maulthier, das der Schimmel des Antichrists mit der Eselin Christi gezeugt hat. Gäbe es keine solche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, so wäre Deutschland einig und stark und seine Söhne wären herrlich und frei. So aber ist unser armes Vaterland zerrissen durch Glaubenszwiespalt, das Volk ist getrennt in feindliche Religionsparteien, protestantische Unterthanen hadern mit ihren katholischen Fürsten oder umgekehrt, überall Mißtrauen ob Kryptokatholicismus oder Kryptoprotestantismus, überall Verketzerung, Gesinnungsspionage, Pietismus, Mysticismus, Kirchenzeitungsschnüffeleien, Sektenhaß, Bekehrungssucht, und während wir über den Himmel streiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiösen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarken.

Für die Religion selber, für ihr heiliges Wesen, ist es eben so verderblich, wenn sie mit Privilegien bekleidet ist, wenn ihre Diener vom Staate

vorzugsweise dotiert werden, und zur Erhaltung dieser Dotationen ihrerseits verpflichtet sind, den Staat zu vertreten, und solchermaßen eine Hand die andere wäscht, die geistliche die weltliche, und umgekehrt, und ein Wischwasch entsteht, der dem lieben Gott eine Thorheit und den Menschen ein Greuel ist. Hat nun der Staat Gegner, so werden Diese auch Feinde der Religion, die der Staat bevorrechtet und die deßhalb seine Alliierte ist; und selbst der harmlose Gläubige wird misstrauisch, wenn er in der Religiou auch politische Absicht wittert. Am widerwärtigsten aber ist der Hochmuth der Priester, wenn sie für die Dienste, die sie dem Staate zu leisten glauben, auch auf dessen Unterstützung rechnen dürfen, wenn sie für die geistige Fessel, die sie ihm, um die Völker zu binden, geliehen haben, auch über seine Bajonette verfügen können. Die Religion kann nie schlimmer sinken, als wenn sie solchermaßen zur Staatsreligion erhoben wird, es geht dann gleichsam ihre innere Unschuld verloren, und sie wird so öffentlich stolz, wie eine deklarierte Mätresse. Freilich werden ihr dann mehr Huldigungen und Ehrfurchtsversicherungen dargebracht, sie feiert täglich neue Siege in glänzenden Processionen, bei solchen Triumphen tragen sogar bonapartistische Generäle ihr die Kerzen

vor, die stolzesten Geister schwören zu ihrer Fahne, täglich werden Ungläubige bekehrt und getauft — aber dies viele Wasseraufgießen macht die Suppe nicht fetter, und die neuen Rekruten der Staatsreligion gleichen den Soldaten, die Falstaff geworben — sie füllen die Kirche. Von Aufopferung ist gar nicht mehr die Rede, wie Kaufmannsdiener mit ihren Musterkarten, so reisen die Missionäre mit ihren Traktätchen und Bekehrungsbüchlein, es ist keine Gefahr mehr bei diesem Geschäfte, und es bewegt sich ganz in merkantilisch ökonomischen Formen.

Nur so lange die Religionen mit anderen zu rivalisieren haben, und weit mehr verfolgt werden als selbst verfolgen, sind sie herrlich und ehrenwerth, nur da giebt's Begeisterung, Aufopferung, Märtyrer und Palmen. Wie schön, wie heilig lieblich, wie heimlich süß war das Christenthum der ersten Jahrhunderte, als es selbst noch seinem göttlichen Stifter glich im Heldenthum des Leidens. Da war's noch die schöne Legende von einem heimlichen Gotte, der in sanfter Jünglingsgestalt unter den Palmen Palästina's wandelte und Menschenliebe predigte, und jene Freiheit- und Gleichheitslehre offenbarte, die auch später die Vernunft der größten Denker als wahr erkannt hat, und die,

als französisches Evangelium, unsere Zeit begeistert. Mit jener Religion Christi vergleiche man die verschiedenen Christenthümer, die in den verschiedenen Ländern als Staatsreligionen konstituiert worden, z. B. die römisch apostolisch katholische Kirche, oder gar jenen Katholicismus ohne Poesie, den wir als High Church of England herrschen sehen, jenes kläglich morsche Glaubensskelett, worin alles blühende Leben erloschen ist! Wie den Gewerben, ist auch den Religionen das Monopolsystem schädlich, durch freie Konkurrenz bleiben sie kräftig, und sie werden erst dann zu ihrer ursprünglichen Herrlichkeit wieder erblühen, sobald die politische Gleichheit der Gottesdienste, so zu sagen die Gewerbefreiheit der Götter eingeführt wird.

Die edelsten Menschen in Europa haben es längst ausgesprochen, daſs dieses das einzige Mittel ist, die Religion vor gänzlichem Untergang zu bewahren; doch die Diener derselben werden eher den Altar selbst aufopfern, als daſs sie von Dem, was darauf geopfert wird, das Mindeste verlieren möchten; eben so wie der Adel eher den Thron selbst und Hochdenjenigen, der hochdarauf sitzt, dem sichersten Verderben überlassen würde, als daſs er mit ernstlichem Willen die ungerechteste seiner Gerechtsame aufgäbe. Ist doch das affektierte Interesse

für Thron und Altar nur ein Possenspiel, das dem Volke vorgegaukelt wird! Wer das Zunftgeheimnis belauert hat, weiß, daſs die Pfaffen viel weniger als die Laien den Gott respektieren, den sie zu ihrem eignen Nutzen nach Willkür aus Brot und Wort zu kneten wissen, und daſs die Adligen viel weniger, als es ein Roturier vermöchte, den König respektieren, und sogar eben das Königthum, dem sie öffentlich so viele Ehrfurcht zeigen und dem sie so viel Ehrfurcht bei Anderen zu erwerben suchen, in ihrem Herzen verhöhnen und verachten: — wahrlich, sie gleichen jenen Leuten, die dem gaffenden Publikum in den Marktbuden irgend einen Herkules oder Riesen oder Zwerg oder Wilden oder Feuerfresser oder sonstig merkwürdigen Mann für Geld zeigen, und dessen Stärke, Erhabenheit, Kühnheit, Unverletzlichkeit, oder wenn er ein Zwerg ist, dessen Weisheit mit der übertriebensten Ruhmredigkeit auspreisen, und dabei in die Trompete stoßen, und eine bunte Jacke tragen, während sie darunter, im Herzen, die Leichtgläubigkeit des staunenden Volkes verlachen und den armen Hochgepriesenen verspotten, der ihnen aus Gewohnheit des täglichen Anblicks sehr uninteressant geworden, und dessen Schwächen und nur andressierte Künste sie allzu genau kennen.

Ob der liebe Gott es noch lange dulden wird, dass die Pfaffen einen leidigen Popanz für ihn ausgeben und damit Geld verdienen, Das weiß ich nicht; — wenigstens würde ich mich nicht wundern, wenn ich mal im „Hamb. Unpart. Correspondenten" läse, dass der alte Jehova Jedermann warne, keinem Menschen, es sei wer es wolle, nicht einmal seinem Sohne, auf seinen Namen Glauben zu schenken. Überzeugt bin ich aber, wir werden's mit der Zeit erleben, dass die Könige sich nicht mehr hergeben wollen zu einer Schaupuppe ihrer adligen Verächter, dass sie die Etiketten brechen, ihren marmornen Buden entspringen, und unwillig von sich werfen den glänzenden Plunder, der dem Volke imponieren sollte, den rothen Mantel, der scharfrichterlich abschreckte, den diamantenen Reif, den man ihnen über die Ohren gezogen, um sie den Volksstimmen zu versperren, den goldnen Stock, den man ihnen als Scheinzeichen der Herrschaft in die Hand gegeben — und die befreiten Könige werden frei sein wie andre Menschen, und frei unter ihnen wandeln, und frei fühlen und frei heirathen, und frei ihre Meinung bekennen, und Das ist die Emancipation der Könige.

Kapitel XV.

Was bleibt aber den Aristokraten übrig, wenn sie der gekrönten Mittel ihrer Subsistenz beraubt werden, wenn die Könige ein Eigenthum des Volks sind, und ein ehrliches und sicheres Regiment führen durch den Willen des Volks, der alleinigen Quelle aller Macht? Was werden die Pfaffen beginnen, wenn die Könige einsehen, daſs ein bischen Salböl keinen menschlichen Kopf guillotinenfest machen kann, eben so wie das Volk täglich mehr und mehr einsieht, daſs man von Oblaten nicht satt wird? Nun freilich, da bleibt der Aristokratie und der Klerisei Nichts übrig als sich zu verbünden, und gegen die neue Weltordnung zu kabalieren und zu intriguieren.

Vergebliches Bemühen! Eine flammende Riesin, schreitet die Zeit ruhig weiter, unbekümmert um das Gekläffe bissiger Pfäffchen und Junkerlein da unten.

Wie heulen sie jedesmal, wenn sie sich die Schnauze verbrannt an einem Fuße jener Riesin, oder wenn diese ihnen mal unversehens auf die Köpfe trat, daſs das obskure Gift herausspritzte! Ihr Grimm wendet sich dann um so tückischer gegen einzelne Kinder der Zeit, und, ohnmächtig gegen die Masse, suchen sie an Individuen ihr feiges Müthchen zu kühlen.

Ach! wir müssen es gestehen, manch armes Kind der Zeit fühlt darum nicht minder die Stiche, die ihm lauernde Pfaffen und Junker im Dunkeln beizubringen wissen, und ach! wenn auch eine Glorie sich zieht um die Wunden des Siegers, so bluten sie dennoch, und schmerzen dennoch! Es ist ein seltsames Martyrthum, das solche Sieger in unseren Tagen erdulden, es ist nicht abgethan mit einem kühnen Bekenntnisse, wie in früheren Zeiten, wo die Blutzeugen ein rasches Schafott fanden oder den jubelnden Holzstoß. Das Wesen des Martyrthums, alles Irdische aufzuopfern für den himmlischen Spaß, ist noch immer dasselbe; aber es hat Viel verloren von seiner innern Glaubensfreudigkeit, es wurde mehr ein resignierendes Ausdauern, ein beharrliches Überdulden, ein lebenslängliches Sterben, und da geschieht es sogar, daſs in grauen, kalten Stunden auch die heiligsten

Märtyrer vom Zweifel beschlichen werden. Es giebt nichts Entsetzlicheres als jene Stunden, wo ein Marcus Brutus zu zweifeln begann an der Wirklichkeit der Tugend, für die er Alles geopfert! Und ach! Jener war ein Römer und lebte in der Blüthenzeit der Stoa; wir aber sind modern weicheren Stoffes, und dazu sehen wir noch das Gedeihen einer Philosophie, die aller Begeisterung nur eine relative Bedeutung zuspricht, und sie somit in sich selbst vernichtet, oder sie allenfalls zu einer selbstbewussten Donquixoterie neutralisiert!

Die kühlen und klugen Philosophen! Wie mitleidig lächeln sie herab auf die Selbstquälereien und Wahnsinnigkeiten eines armen Don Quixote, und in all ihrer Schulweisheit merken sie nicht, daſs jene Donquixoterie dennoch das Preisenswertheste des Lebens, ja das Leben selbst ist, und daſs diese Donquixoterie die ganze Welt mit Allem, was darauf philosophiert, musiciert, ackert und gähnt, zu kühnerem Schwunge beflügelt! Denn die große Volksmasse, mitsammt den Philosophen, ist, ohne es zu wissen, nichts Anders als ein kolossaler Sancho Pansa, der trotz all seiner nüchteren Prügelschen und hausbacknen Verständigkeit dem wahnsinnigen Ritter in allen seinen gefährlichen Abenteuern folgt, gelockt von der versprochenen Beloh-

nung, an die er glaubt, weil er sie wünscht, mehr aber noch getrieben von der mystischen Gewalt, die der Enthusiasmus immer ausübt auf den großen Haufen — wie wir es in allen politischen und religiösen Revolutionen und vielleicht täglich im kleinsten Ereignisse sehen können.

So z. B. du, lieber Leser, bist unwillkürlich der Sancho Pansa des verrückten Poeten, dem du durch die Irrfahrten dieses Buches zwar mit Kopfschütteln folgst, aber dennoch folgst.

Kapitel XVI.

Seltsam! „Leben und Thaten des scharfsinnigen Junkers Don Quixote von La Mancha, beschrieben von Miguel de Cervantes Saavedra" war das erste Buch, das ich gelesen habe, nachdem ich schon in ein verständiges Knabenalter getreten und des Buchstabenwesens einigermaßen kundig war Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens vom Hause wegstahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den Don Quixote zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lauschend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so karessierend weich, so schmelzend enthusiastisch, dass die verschämtesten Knospen aufsprangen, und die lüsternen Gräser

und die duftigen Sonnenstrahlen sich hastiger küssten, und Bäume und Blumen schauerten vor eitlem Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte mosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, Das müsse so sein, Das gehöre nun mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben so gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdross mich eben so sehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte — und ich konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all seinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoss; und da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blumen Alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen eben so wie die Kinder von der Weltironie Nichts wissen, so hielten sie gleichfalls Alles für baren Ernst, und weinten mit mir über die Leiden des armen Rit-

ters, sogar eine alte ausgediente Eiche schluchzte, und der Wasserfall schüttelte heftiger seinen weißen Bart, und schien zu schelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, dass der Heldensinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampflust den Rücken kehrte, und dass seine Thaten um so preisenswerther, je schwächer und ausgedorrter sein Leib, je morscher die Rüstung, die ihn schützte, und je armseliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der den armen Helden so prügelroh behandelte, noch mehr aber den hohen Pöbel, der, geschmückt mit buntseidnen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geisteskraft und Edelsinn so weit überlegen war. Dulcinea's Ritter stieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wundersamen Buche las, was in demselben Garten täglich geschah, so dass ich schon im Herbste das Ende der Geschichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergessen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter so schmählig unterliegen musste!

Es war ein trüber Tag, hässliche Nebelwolken zogen dem grauen Himmel entlang, die gelben

Blätter fielen schmerzlich von den Bäumen, schwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Visier zu erheben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufsprach: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, dass meine Schwäche diese Wahrheit verleugne — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Ach! dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der den muthigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!

Kapitel XVII.

Das ist nun lange her. Viele neue Lenze sind unterdessen hervorgeblüht, doch mangelte ihnen immer ihr mächtigster Reiz, denn ach! ich glaube nicht mehr den süßen Lügen der Nachtigall, der Schmeichlerin des Frühlings, ich weiß, wie schnell seine Herrlichkeit verwelkt, und wenn ich die jüngste Rosenknospe erblicke, sehe ich sie im Geiste schmerzroth aufblühen, erbleichen und von den Winden verweht. Überall sehe ich einen verkappten Winter.

In meiner Brust aber blüht noch jene flammende Liebe, die sich sehnsüchtig über die Erde emporhebt, abenteuerlich herumschwärmt in den weiten, gähnenden Räumen des Himmels, dort zurückgestoßen wird von den kalten Sternen, und wieder heimsinkt zur kleinen Erde, und mit Seufzen und Jauchzen gestehen muss, dass es doch in der ganzen Schöpfung nichts Schöneres und Besseres

giebt als das Herz der Menschen. Diese Liebe ist die Begeisterung, die immer göttlicher Art, gleichviel ob sie thörichte oder weise Handlungen verübt. — Und so hat der kleine Knabe keineswegs unnütz seine Thränen verschwendet, die er über die Leiden des närrischen Ritters vergoſs, eben so wenig wie späterhin der Jüngling, als er manche Nacht im Studierstübchen weinte über den Tod der heiligsten Freiheitshelden, über König Agis von Sparta, über Cajus und Tiberius Gracchus von Rom, über Jesus von Jerusalem, und über Robespierre und Saint Just von Paris. Jetzt, wo ich die Toga virilis angezogen und selbst ein Mann sein will, hat das Weinen ein Ende, und es gilt zu handeln wie ein Mann, nachahmend die großen Vorgänger und, will's Gott! künftig ebenfalls beweint von Knaben und Jünglingen. Ja, Diese sind es, auf die man noch rechnen kann in unserer kalten Zeit; denn Diese werden noch entzündet von dem glühenden Hauche, der ihnen aus den alten Büchern entgegenweht, und deſshalb begreifen sie auch die Flammenherzen der Gegenwart. Die Jugend ist uneigennützig im Denken und Fühlen, und denkt und fühlt deſshalb die Wahrheit am tiefsten, und geizt nicht, wo es gilt eine kühne Theilnahme an Bekenntnis und That. Die älteren Leute sind

selbstsüchtig und kleinsinnig; sie denken mehr an die Interessen ihrer Kapitalien als an die Interessen der Menschheit; sie lassen ihr Schifflein ruhig fortschwimmen im Rinnstein des Lebens, und kümmern sich wenig um den Seemann, der auf hohem Meere gegen die Wellen kämpft; oder sie erkriechen mit klebrichter Beharrlichkeit die Höhe des Bürgermeisterthums oder der Präsidentschaft ihres Klubbs, und zucken die Achsel über die Heroenbilder, die der Sturm hinabwarf von der Säule des Ruhms, und dabei erzählen sie vielleicht, daſs sie selbst in ihrer Jugend ebenfalls mit dem Kopf gegen die Wand gerannt seien, daſs sie sich aber nachher mit der Wand wieder versöhnt hätten, denn die Wand sei das Absolute, das Gesetzte, das an und für sich Seiende, das, weil es ist, auch vernünftig ist, weſshalb auch Derjenige unvernünftig ist, welcher einen allerhöchst vernünftigen, unwidersprechbar seienden, festgesetzten Absolutismus nicht ertragen will. Ach! diese Verwerflichen, die uns in eine gelinde Knechtschaft hineinphilosophieren wollen, sind immer noch achtenswerther als jene Verworfenen, die bei der Vertheidigung des Despotismus sich nicht einmal auf vernünftige Vernunftgründe einlassen, sondern ihn geschichtskundig als ein Gewohnheitsrecht verfechten, woran sich die

Menschen im Laufe der Zeit allmählig gewöhnt hätten, und das also rechtsgültig und gesetzkräftig unumstößlich sei.

Ach! ich will nicht wie Ham die Decke aufheben von der Scham des Vaterlandes, aber es ist entsetzlich, wie man's bei uns verstanden hat, die Sklaverei sogar geschwätzig zu machen, und wie deutsche Philosophen und Historiker ihr Gehirn abmartern, um jeden Despotismus, und sei er noch so albern und tölpelhaft, als vernünftig oder als rechtsgültig zu vertheidigen. Schweigen ist die Ehre der Sklaven, sagt Tacitus; jene Philosophen und Historiker behaupten das Gegentheil, und zeigen auf die Ehrenbändchen in ihrem Knopfloch.

Vielleicht habt ihr doch Recht, und ich bin nur ein Don Quixote, und das Lesen von allerlei wunderbaren Büchern hat mir den Kopf verwirrt, eben so wie dem Junker von La Mancha, und Jean Jacques Rousseau war mein Amadis von Gallien, Mirabeau war mein Roldan oder Agramanth, und ich habe mich zu sehr hineinstudiert in die Heldenthaten der französischen Paladine und der Tafelrunde des Nationalkonvents. Freilich, mein Wahnsinn und die fixen Ideen, die ich aus jenen Büchern geschöpft, sind von entgegengesetzter Art als der Wahnsinn und die fixen Ideen des

Manchaners; Dieser wollte die untergehende Ritterzeit wieder herstellen, ich hingegen will Alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben ist, jetzt vollends vernichten, und da handeln wir also mit ganz verschiedenen Ansichten. Mein Kollege sah Windmühlen für Riesen an, ich hingegen kann in unseren heutigen Riesen nur prahlende Windmühlen sehen; Jener sah lederne Weinschläuche für mächtige Zauberer an, ich aber sehe in unseren jetzigen Zauberern nur den ledernen Weinschlauch; Jener hielt Bettlerherbergen für Kastelle, Eseltreiber für Kavaliere, Stalldirnen für Hofdamen, ich hingegen halte unsre Kastelle nur für Lumpenherbergen, unsre Kavaliere nur für Eseltreiber, unsre Hofdamen nur für gemeine Stalldirnen; wie Jener eine Puppenkomödie für eine Staatsaktion hielt, so halte ich unsre Staatsaktionen für leidige Puppenkomödien — doch eben so tapfer wie der tapfere Manchaner schlage ich drein in die hölzerne Wirthschaft. Ach! solche Heldenthat bekömmt mir oft eben so schlecht wie ihm, und ich muss, eben so wie er, Viel erdulden für die Ehre meiner Dame. Wollte ich sie verleugnen, aus eitel Furcht oder schnöder Gewinnsucht, so könnte ich behaglich leben in dieser seienden vernünftigen Welt, und ich würde eine schöne Maritorne zum Altare führen,

und mich einsegnen lassen von feisten Zauberern, und mit edlen Eseltreibern bankettieren, und gefahrlose Novellen und sonstige kleine Sklävchen zeugen! Statt Dessen, geschmückt mit den drei Farben meiner Dame, muss ich beständig auf der Mensur liegen und mich durch unsägliches Drangsal durchschlagen, und ich erfechte keinen Sieg, der mich nicht auch etwas Herzblut kostet. Tag und Nacht bin ich in Nöthen; denn jene Feinde sind so tückisch, dass Manche, die ich zu Tode getroffen, sich noch immer ein Air gaben als ob sie lebten und, in alle Gestalten sich verwandelnd, mir Tag und Nacht verleiden konnten. Wie viel' Schmerzen habe ich durch solchen fatalen Spuk schon erdulden müssen! Wo mir etwas Liebes blühte, da schlichen sie hin, die heimtückischen Gespenster, und knickten sogar die unschuldigsten Knospen. Überall, und wo ich es am wenigsten vermuthen sollte, entdecke ich am Boden ihre silbrichte Schleimspur, und nehme ich mich nicht in Acht, so kann ich verderblich ausgleiten, sogar im Hause der nächsten Lieben. Ihr mögt lächeln, und solche Besorgnis für eitel Einbildungen gleich denen des Don Quixote halten. Aber eingebildete Schmerzen thun darum nicht minder weh, und bildet man sich ein, etwas Schierling genossen zu haben, so kann man die Auszehrung bekommen,

auf keinen Fall wird man davon fett. Und dass ich fett geworden sei, ist eine Verleumdung, wenigstens habe ich noch keine fette Sinekur erhalten, und ich hätte doch die dazu gehörigen Talente. Auch ist von dem Fett der Vetterschaft Nichts an mir zu verspüren. Ich bilde mir ein, man habe alles Mögliche angewendet, um mich mager zu halten; als mich hungerte, da fütterte man mich mit Schlangen, als mich dürstete, da tränkte man mich mit Wermuth, man goss mir die Hölle ins Herz, dass ich Gift weinte und Feuer seufzte, man kroch mir nach bis in die Träume meiner Nächte — und da sehe ich sie, die grauenhaften Larven, die noblen Lakaiengesichter mit fletschenden Zähnen, die drohenden Bankiernasen, die tödlichen Augen, die aus den Kapuzen hervorstechen, die bleichen Manschettenhände mit blanken Messern —

Auch die alte Frau, die neben mir wohnt, meine Wandnachbarin, hält mich für verrückt, und behauptet, ich spräche im Schlafe das wahnsinnigste Zeug, und die vorige Nacht habe sie deutlich gehört, dass ich rief: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, dass meine Schwäche diese Wahrheit verleugne — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Spätere Nachschrift.

(November 1830.)

Ich weiß nicht, welche sonderbare Pietät mich davon abhielt, einige Ausdrücke, die mir bei späterer Durchsicht der vorstehenden Blätter etwas allzuherbe erschienen, im mindesten zu ändern. Das Manuskript war schon so gelb verblichen wie ein Todter, und ich hatte Scheu es zu verstümmeln. Alles verjährt Geschriebene hat solch inwohnendes Recht der Unverletzlichkeit, und gar diese Blätter, die gewissermaßen einer dunkeln Vergangenheit angehören. Denn sie sind fast ein Jahr vor der dritten bourbonischen Hedschira geschrieben, zu einer Zeit, die weit herber war als der herbste Ausdruck, zu einer Zeit, wo es den Anschein gewann, als könnte der Sieg der Freiheit noch um ein Jahrhundert verzögert werden. Es war wenigstens bedenklich, wenn man sah, wie unsere Ritter so sichere

Gesichter bekamen, wie sie die verblassten Wappen wieder frischbunt anstreichen ließen, wie sie mit Schild und Speer zu München und Potsdam turnierten, wie sie so stolz auf ihren hohen Rossen saßen, als wollten sie nach Quedlinburg reiten, um sich neu auflegen zu lassen bei Gottfried Basse. Noch unerträglicher waren die triumphierend tückischen Äugelein unserer Pfäffelein, die ihre langen Ohren so schlau unter der Kapuze zu verbergen wussten, dass wir die verderblichsten Kniffe erwarteten. Man konnte gar nicht vorher wissen, dass die edlen Ritter ihre Pfeile so kläglich verschießen würden, und meistens anonym oder wenigstens im Davonjagen, mit abgewendetem Gesichte, wie fliehende Baschkiren. Eben so wenig konnte man vorher wissen, dass die Schlangenlist unserer Pfäffelein so zu Schanden werde — ach! es ist fast Mitleiden erregend, wenn man sieht, wie schlecht sie ihr bestes Gift zu brauchen wissen, da sie uns aus Wuth in großen Stücken den Arsenik an den Kopf werfen, statt ihn lothweis und liebevoll in unsere Suppen zu schütten, wenn man sieht, wie sie aus der alten Kinderwäsche die verjährten Windeln ihrer Feinde hervorkramen, um Unrath zu erschnüffeln, wie sie sogar die Väter ihrer Feinde aus dem Grabe hervorwühlen, um nachzusehen, ob sie etwa

beschnitten waren — O der Thoren! die da meinen entdeckt zu haben, der Löwe gehöre eigentlich zum Katzengeschlecht, und die mit dieser naturgeschichtlichen Entdeckung noch so lang herumzischen werden, bis die große Katze das ex ungue leonem an ihrem eignen Fleische bewährt! O der obskuren Wichte, die nicht eher erleuchtet werden, bis sie selbst an der Laterne hängen! Mit den Gedärmen eines Esels möchte ich meine Leier besaiten, um sie nach Würden zu besingen, die geschorenen Dummköpfe!

Eine gewaltige Lust ergreift mich! Während ich sitze und schreibe, erklingt Musik unter meinem Fenster, und an dem elegischen Grimm der langgezogenen Melodie erkenne ich jene Marseiller Hymne, womit der schöne Barbaroux und seine Gefährten die Stadt Paris begrüßten, jener Kuhreigen der Freiheit, bei dessen Tönen die Schweizer in den Tuilerien das Heimweh bekamen, jener triumphierende Todesgesang der Gironde, das alte, süße Wiegenlied —

Welch ein Lied! Es durchschauert mich mit Feuer und Freude, und entzündet in mir die glühenden Sterne der Begeisterung und die Raketen des Spottes. Ja, diese sollen nicht fehlen bei dem großen Feuerwerk der Zeit. Klingende Flammen-

ströme des Gesanges sollen sich ergießen von der Höhe der Freiheitslust, in kühnen Kaskaden, wie sich der Ganges herabstürzt vom Himalaya! Und du, holde Satyra, Tochter der gerechten Themis und des bocksfüßigen Pan, leih mir deine Hilfe, du bist ja mütterlicher Seite dem Titanengeschlechte entsprossen, und hassest gleich mir die Feinde deiner Sippschaft, die schwächlichen Usurpatoren des Olymps. Leih mir das Schwert deiner Mutter, damit ich sie richte, die verhasste Brut, und gieb mir die Pickelflöte deines Vaters, damit ich sie zu Tode pfeife —

Schon hören sie das tödliche Pfeifen, und es ergreift sie der panische Schrecken, und sie entfliehen wieder in Thiergestalten wie damals, als wir den Pelion stülpten auf den Ossa —

Aux armes, citoyens!

Man that uns armen Titanen sehr Unrecht, als man die düstre Wildheit tadelte, womit wir bei jenem Himmelssturm herauftobten — ach! da unten im Tartaros, da war es grauenhaft und dunkel, und da hörten wir nur Cerberusgeheul und Kettengeklirr, und es ist verzeihlich, wenn wir etwas ungeschlacht erschienen in Vergleichung mit jenen Göttern comme il faut, die fein und gesittet

in den heiteren Salons des Olymp's so viel lieblichen Nektar und süße Musenkoncerte genossen.

Ich kann nicht weiter schreiben, denn die Musik unter meinem Fenster berauscht mir den Kopf, und immer gewaltiger greift herauf der Refrain:

Aux armes, citoyens!

Schlusswort.

(Geschrieben den 29. November 1830.)

Es war eine niedergedrückte, arretierte Zeit in Deutschland, als ich den zweiten Band*) der Reisebilder schrieb und während des Schreibens drucken ließ. Ehe er aber erschien, verlautete schon Etwas davon im Publikum, es hieß, mein Buch wolle den eingeschüchterten Freiheitsmuth wieder aufmuntern, und man treffe schon Maßregeln, es ebenfalls zu unterdrücken. Bei solchem Gerüchte war es rathsam, das Werk um so schneller zu fördern und aus der Presse zu jagen. Da es eine gewisse Bogenzahl enthalten musste, um den Ansprüchen einer hochlöblichen Censur zu entgehen, so

---

*) Vgl. die Vorrede zum ersten Bande der vorliegenden Ausgabe der Reisebilder.

Der Herausgeber.

glich ich in jener Noth dem Benvenuto Cellini, als er beim Guss des Perseus nicht Erz genug hatte, und zur Füllung der Form alle zinnerne Teller, die ihm zur Hand lagen, in den Schmelzofen warf. Es war gewiss leicht, das Zinn, besonders das zinnerne Ende des Buches, von dem besseren Erze zu unterscheiden; doch wer das Handwerk verstand, verrieth den Meister nicht.

Wie aber Alles in der Welt wiederkehren kann, so geschieht es auch, dass sich zufälligerweise bei diesem Bande eine ähnliche Bedrängnis ereignet, und ich habe wieder eine Menge Zinn in den Guss werfen müssen, und ich wünsche, dass man meine Zinngießereien nur der Zeitnoth zuschreibe.

Ach! ist ja das ganze Buch aus der Zeitnoth hervorgegangen, ebenso wie die früheren Schriften ähnlicher Richtung; die näheren Freunde des Verfassers, die seiner Privatverhältnisse kundig sind, wissen sehr gut, wie wenig ihn die eigene Selbstsucht zur Tribüne drängt, und wie groß die Opfer sind, die er bringen muss für jedes freie Wort, das er seitdem gesprochen — und, wills Gott! noch sprechen wird. Jetzt ist das Wort eine That, deren Folgen sich nicht abmessen lassen; kann doch Keiner genau wissen, ob er nicht gar am Ende als Blutzeuge auftreten muss für das Wort.

Seit mehreren Jahren warte ich vergebens auf das Wort jener kühnen Redner, die einst in den Versammlungen der deutschen Burschenschaft so oft ums Wort baten, und mich so oft durch ihre rhetorischen Talente überwunden, und eine so vielversprechende Sprache gesprochen; sie waren sonst so vorlaut, und sind jetzt so nachstill. Wie schmähten sie damals die Franzen und das welsche Babel und den undeutschen, frivolen Vaterlandsverräther, der das Franzenthum lobte. Jenes Lob hat sich bewährt in der großen Woche.

Ach, die große Woche von Paris! Der Freiheitsmuth, der von dort herüberwehte nach Deutschland, hat freilich hie und da die Nachtlichter umgeworfen, so daſs die rothen Gardinen an einigen Thronen in Brand geriethen und die goldnen Kronen heiß wurden unter den lodernden Schlafmützen; — aber die alten Häscher, denen die Reichspolizei anvertraut, schleppen schon die Löscheimer herbei, und schnüffeln jetzt um so wachsamer und schmieden um so fester die heimlichen Ketten, und ich merke schon, unsichtbar wölbt sich eine noch dichtere Kerkermauer um das deutsche Volk.

Armes, gefangenes Volk! verzage nicht in deiner Noth! — O daſs ich Katapulta sprechen

könnte! O dass ich Falarika hervorschießen könnte aus meinem Herzen!

Von meinem Herzen schmilzt die vornehme Eisrinde, eine seltsame Wehmuth beschleicht mich — ist es Liebe und gar Liebe für das deutsche Volk? Oder ist es Krankheit? — Meine Seele bebt, und es brennt mir im Auge, und Das ist ein ungünstiger Zustand für einen Schriftsteller, der den Stoff beherrschen und hübsch objektiv bleiben soll, wie es die Kunstschule verlangt, und wie es auch Goethe gethan — er ist achzig Jahr' dabei alt geworden und Minister und wohlhabend — armes deutsches Volk! Das ist dein größter Mann!

Es fehlen mir noch einige Oktavseiten, und ich will desshalb noch eine Geschichte erzählen — sie schwebt mir schon seit gestern im Sinne — es ist eine Geschichte aus dem Leben Karl's V.*) Doch ist es schon lange her, seit ich sie vernahm, und ich weiß die besonderen Umstände nicht mehr ganz genau. So was vergisst sich leicht, wenn man kein bestimmtes Gehalt dafür bezieht, dass man die

---

*) „aus dem Leben des Kaisers Maximilian" heißt es richtig in der französischen Ausgabe.

Anmerkung des Herausgebers.

alten Geschichten alle halbe Jahre vom Hefte abliest. Was ist aber auch daran gelegen, wenn man die Ortsnamen und Jahrzahlen der Geschichten vergessen hat; wenn man nur ihre innere Bedeutung, ihre Moral, im Gedächtnisse behalten. Diese ist es eigentlich, die mir im Sinne klingt und mich wehmüthig bis zu Thränen stimmt. Ich fürchte, ich werde krank.

Der arme Kaiser war von seinen Feinden gefangen genommen, und saß in schwerer Haft. Ich glaube, es war in Tyrol. Da saß er in einsamer Betrübnis, verlassen von allen seinen Rittern und Höflingen, und Keiner kam ihm zu Hilfe. Ich weiß nicht, ob er schon damals jenes käsebleiche Gesicht hatte, wie es auf den Bildern von Holbein abkonterfeit ist. Aber die menschenverachtende Unterlippe trat gewiss noch gewaltsamer hervor als auf jenen Bildern. Musste er doch die Leute verachten, die im Sonnenschein des Glückes ihn so ergeben umwedelt, und ihn jetzt allein ließen in dunkler Noth. Da öffnete sich plötzlich die Kerkerthüre und herein trat ein verhüllter Mann, und wie Dieser den Mantel zurückschlug, erkannte der Kaiser seinen treuen Kunz von der Rosen, den Hofnarren. Dieser brachte ihm Trost und Rath, und es war der Hofnarrr.

O deutsches Vaterland! theures deutsches Volk! ich bin dein Kunz von der Rosen. Der Mann, dessen eigentliches Amt die Kurzweil, und der dich nur belustigen sollte in guten Tagen, er bringt in deinen Kerker zur Zeit der Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein starkes Scepter und die schöne Krone — erkennst du mich nicht, mein Kaiser? Wenn ich dich nicht befreien kann, so will ich dich wenigstens trösten, und du sollst Jemanden um dich haben, der mit dir schwatzt über die bedränglichste Drangsal, und dir Muth einspricht, und dich lieb hat, und dessen bester Spaß und bestes Blut zu deinen Diensten steht. Denn du, mein Volk, bist der wahre Kaiser, der wahre Herr der Lande — dein Wille ist souverän und viel legitimer, als jenes purpurne Tel est notre plaisir, das sich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andre Gewähr als die Salbadereien geschorener Gaukler — dein Wille, mein Volk, ist die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Fesseln daniederliegst, so siegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiser, die Nacht ist vorüber, und draußen glüht das Morgenroth

Kunz von der Rosen, mein Narr, du irrst dich, ein blankes Beil hältst du vielleicht für eine Sonne, und das Morgenroth ist Nichts als Blut.

Nein, mein Kaiser, es ist die Sonne, obgleich sie im Westen hervorsteigt — seit sechstausend Jahren sah man sie immer aufgehen im Osten, da wird es wohl Zeit, daß sie mal eine Veränderung vornehme in ihrem Lauf.

Kunz von der Rosen, mein Narr, du hast ja die Schellen verloren von deiner rothen Mütze, und sie hat jetzt so ein seltsames Ansehen, die rothe Mütze.

Ach, mein Kaiser, ich habe ob Eurer Noth so wüthend ernsthaft den Kopf geschüttelt, daß die närrischen Schellen abfielen von der Mütze; sie ist aber darum nicht schlechter geworden.

Kunz von der Rosen, mein Narr, was bricht und kracht da draußen?

Seid still! Das ist die Säge und die Zimmermannsaxt, und bald brechen zusammen die Pforten Eures Kerkers, und Ihr seid frei, mein Kaiser!

Bin ich denn wirklich Kaiser? Ach, es ist ja der Narr, der es mir sagt!

O, seufzt nicht, mein lieber Herr, die Kerkerluft macht Euch so verzagt; wenn Ihr erst wieder

Eure Macht errungen, fühlt Ihr auch wieder das kühne Kaiserblut in Euren Adern, und Ihr seid stolz wie ein Kaiser, und übermüthig, und genädig, und ungerecht, und lächelnd, und undankbar, wie Fürsten sind.

Kunz von der Rosen, mein Narr, wenn ich wieder frei werde, was willst du dann anfangen?

Ich will mir dann neue Schellen an meine Mütze nähen.

Und wie soll ich deine Treue belohnen?

Ach! lieber Herr, lasst mich nicht umbringen!

Heine, Heinrich,

Heinrich Heine's sämmtliche Werke

Bd.: 2

Hamburg 1873